MDCXL

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Lessing.

Lessings sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Hugo Göring.

Sechzehnter Band.

Inhalt:

Kleinere Abhandlungen zur deutschen Sprache und Litteratur.

Vorreden. — Rezensionen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitungen.

Gedichte von Andreas Scultetus. 1769.

Durch Bodmers und Breitingers Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen (1753—1757) wurde Lessing zu Studien auf diesem Gebiete angeregt. Er vereinigte sich mit Ramler zur Herausgabe der Gedichte Logaus. (Band 8 uns. Ausg.) Zwölf Jahre darnach bearbeitete er die Gedichte des Scultetus. Sie erschienen 1771. Schon im Herbst 1748 hatte Lessing in Wittenberg (vgl. Lessings Leben, S. 74 ff.) das erste Stück gefunden. Er ergänzte es in Breslau (vergl. Lessings Leben), wo er zugleich die biographischen Notizen über den Dichter sammelte. Unsere Ausgabe kann den Text des Scultetus nicht aufnehmen, sondern sich nur auf Lessings Einleitung und seine sprachlichen Anmerkungen beschränken.

Die Nachtigall. 1773.

Dieses Gedicht gab Lessing im „Ersten Beitrag zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel" (Braunschweig 1773) heraus, und zwar nur wegen seiner Beziehung zur Geschichte der Grumbachschen Händel. Der Titel des Gedichtes, welches in unserer Ausgabe nicht Aufnahme finden kann, lautet:

„Nachtigal: Das ist, Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug. Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Röm. Kays. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die

jetzige trübselige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha. Gedruckt im Jahr Christi MDLXVII."

Ueber das Heldenbuch. 1758.

Dieses Fragment und die nächste Notiz gehören zum Nachlasse Lessings, den Georg Gustav Fülleborn herausgegeben hat. Einzelne Blätter des ersten Bruchstückes sind verloren gegangen. Diese Arbeit ist das erste Ergebnis jener von Bodmer und Breitinger angeregten Studien Lessings.

Ein alter Meistergesang.

Eschenburgs dem Texte dieser Notiz beigefügte Bemerkungen erklären die Bedeutung derselben.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Die „erste Entdeckung" erschien in den Beiträgen „Zur Geschichte und Litteratur" 1773, die zweite ebenda 1781. Lessing stellt darin fest, daß Boner der Verfasser der sog. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger ist, während er in seinem Wörterbuche zum Logau (vergl. Band 8 uns. Ausg.) Herrn von Riedenburg als Verfasser der Bonerschen Fabeln angegeben hatte. Die litterarhistorische Forschung Lessings zeigt seinen kombinatorischen Scharfsinn in glänzendem Lichte und ist für die Geschichte der germanischen Studien von hohem Werte.

Altdeutscher Witz und Verstand.

Unter dieser Rubrik hat Eschenburg im 5. Beitrage zur Geschichte und Litteratur eine Reihe von Denkversen altdeutscher Schriftsteller herausgegeben, die Lessing zusammengestellt hatte. Es sind Priameln, altdeutsche Reime aus „Bürgerlust" (II. Th. 1664), aus Lehmanns „Florilegium", aus Seb. Francks Sprichwörtern, ein Rätsel aus Hollonius und Setzers Lat. Rätselsammlung. Stettin 1615, ferner Sprichwörter und Apophthegmen aus Seb. Franck, aus Lehmanns „Florilegium" und andern Schriftstellern, sprichwörtliche Redensarten aus Seb. Franck, Luther, Lehmann u. a., endlich zwei

altwitzige Antworten. Auch diese Abteilung konnte unserem Texte nicht eingereiht werden. Die wenigen sprachlichen Bemerkungen Lessings zu dem Texte seiner Sammlung lauten:

Scholder, wahrscheinlich Schuldturm, also keine Person, wie es Frisch erklärt.

Freyheit, freie Knecht' im Kriege, die sich wahrscheinlich vom Raube nährten.

Pul für recht versteh' ich nicht.

Kiffarbeit, vielleicht so viel als Sarg.

Nollen, was es hier heißt, sieht man leicht.

Im Texte heißt es: „Ein alter Jagdhund, der nimmer mag jagen . . . . und ein altes Schaf, das nimmer tregt Wollen, und ein alt Mann, der nimmer mag nollen, und ein altes hinkes Pferd: die seyn im Alter allesampt unwerth." Frisch erklärt es durch schütteln.

Thomas Murner.

Dieses Fragment berichtigt Marchands Dictionnaire Historique etc. A la Haye 1758. To. II.

Zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.

Diese und die folgenden vier Notizen zeigen Lessings Interesse an sprach- und litterargeschichtlichen Studien.

Beiträge zu einem deutschen Glossarium.

Lessing hat mehrfach daran gedacht, ein deutsches Wörterbuch zu schreiben. In seinem Nachlasse hat sich nur die kleine Sammlung gefunden, die Fülleborn herausgegeben hat. Dieser erklärt in einer Vorbemerkung die Büchertitel, die Lessing nur abgekürzt anführt. O. V. Heinemann teilt als Nachtrag eine kleine Sammlung lutherischer Wörter mit, die wir dem Glossariumfragmente anfügen.

Grammatisch-kritische Anmerkungen.

Fülleborn vereinigt unter dieser Abteilung Lessings Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch wie über die Sprache Wielands, Klopstocks u. a.

Zu L. E. Steinbachs deutschem Wörterbuch.

Diese Notizen wurden aus einem Exemplar des Wörterbuchs abgeschrieben und in der Zeitschrift „Der Freihafen" 1838 herausgegeben.

Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden.

Seinen ursprünglichen Plan, die deutsche und griechische Sprache zu vergleichen, hat Lessing nicht ausgeführt. Ein 1759 angefangenes Manuskript hat die Ueberschrift: „Ueber die Aehnlichkeit der griechischen und deutschen Sprache, zur Erleichterung der ersteren und Verbesserung der letzteren."

Vorrede zu „Gelehrte Kretze" von Feller.

Fülleborn gab diese Vorrede Lessings in seiner Zeitschrift „Nebenstunden" (2. St. 1800) unter der Ueberschrift heraus: „Titel, Vorreden und Entwürfe zu Büchern, die Lessing schreiben wollte."

Vorrede zu Hermäa.

Zu derselben Abteilung der Füllebornschen Veröffentlichung gehört diese Vorrede Lessings. Fülleborn bemerkt dazu:

Einen Beweis von Lessings Sorgfalt in Rundung der Perioden geben folgende Abänderungen, die er sich nebenbei angemerkt hat:

„Alles, was die Griechen zufälligerweise auf ihrem Wege fanden, nannten sie Hermäa.

„Hermäa nannten die Griechen alles, was sie zufälligerweise auf ihren Wegen fanden; denn Hermes war der Gott der Wege, und ihm verdankten sie alles, was ihnen ein glückliches Ohngefähr in die Hände führte.

„Oder: nicht bloß, weil Hermes die Gottheit der Wege war, sondern auch, weil sie dem Hermes überhaupt alles verdankten, was ihnen durch ein glückliches Ohngefähr zu teil ward.

„Hermäa nannten die Griechen alles, was sie beiher auf dem Wege fanden: teils, weil ihnen Hermes der Gott der Wege war, teils, weil sie dem Hermes überhaupt einen jeden glücklichen Zufall zu verdanken pflegten."

Vorreden zu Lessings Schriften.

Was an dieser Stelle nicht vereinigt ist, befindet sich an der Spitze der Einzelwerke Lessings, denen eine Vorrede vorausgeht.

Aus der Zeitschrift: „Der Naturforscher“.

In der Zeitschrift von Mylius „Der Naturforscher, eine physikalische Wochenschrift“, ließ Lessing 1747 seine ersten kleinen Anakreontischen Gedichte drucken. Seine ersten Beiträge waren die unter dieser Abteilung mitgeteilten Briefe. Mylius schickt dem ersten die Worte voraus: „Folgendes ist mir vor wenig Tagen eingehändiget worden. Ich werde mich aller Beiträge meines Anakreontischen Freundes bedienen, weil ich weiß, daß ich viel Anakreontische Leser habe.“

Anzeigen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Die erste Anzeige preist die bekannten patriotischen Lieder Gleims: „Lieder eines preußischen Grenadiers“ im Gegensatze zu Chr. Gottlieb Lieberkühns „Zwei Kriegslieder an die Unterthanen des Königs von einem preußischen Offizier.“ Sie datiert aus dem Jahr 1757, die zweite aus dem folgenden Jahre.

Rezensionen aus der Berlinischen privilegierten Zeitung.

Seit November 1748 war Lessing durch Vermittelung seines Freundes Mylius mit J. A. Rüdiger, dem Verleger der Berlinischen privilegierten Zeitung, bekannt. Wie sich sein Verhältnis zu diesem und seinem Schwiegersohne Voß, dem späteren Besitzer der Zeitung, gestaltete, ist in „Lessings Leben“ bereits mitgeteilt. (Seite 77 f., 115 ff., 132.)

Die Rezensionen Lessings geben ein charakteristisches Bild von der Vielseitigkeit seiner litterarischen Interessen, von der Gewandtheit seiner Arbeit, von seiner seltenen Fähigkeit der Akkommodation an Fremdes und von der Entwickelung seines kritischen Talentes. Die in diesem Bande vereinigten Rezensionen betreffen nur die schöne Litteratur und ihre Geschichte wie Theorie und zeigen teilweise den damaligen Stand derselben.

An dieser Stelle ist es geboten, dem verleumderischen Angriff eines Lessingverkleinerers zu begegnen, der die harmlosen Selbstanzeigen unseres jungen Kritikers zu dem Vergehen einer eitlen Selbstreklame stempeln möchte. Man lese doch diese kurzen Notizen, um festzustellen, daß sie über eine trockene Inhaltsangabe nicht hinausgehen! Das kindliche 18. Jahrhundert ahnte doch wahrlich nichts von einer raffinierten „Judenreklame", zu der man jene Anzeigen verleumderisch hat zuspitzen wollen!

Hugo Göring.

Kleinere Abhandlungen zur deutschen Sprache und Litteratur.

Gedichte von Andreas Scultetus,

aufgefunden von

Gotthold Ephraim Lessing.

Aus zwei Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(Von Hamburg, 1769.)

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze schon seit geraumer Zeit von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je außer den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke, die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie weder bei dem Neumeister, noch John, noch irgendwo die geringste Erwähnung finden, welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm geriet mir vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andreae Sculteti, Boleslavii*, Oesterliche Triumphposaune.*) Doch er betrog mich auf eine angenehme Art. Nicht

---

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642 auf zwei vollen Bogen in Quart.

zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abenteuerlich angekündiget ward, aufgestoßen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab, und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mitsamt meiner Abschrift alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich, und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

„Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz' ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd' und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersänger an!"

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu, der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demütigen als zuversichtlichen Anrufung kündiget der Dichter seinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Ostersänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

„Da über die Natur Neptunus sich erhub
Und, was sich regt, gesamt, die Erde selbst begrub,
Da alles Wasser war — — —",

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläuftiges Gemälde sein würde. Der Tag,

„— — — — — da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus segneten; — —"

der Tag, als den Amalek

„— Gottes General durch zweier Hände Bitten
Viel mehr als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —"

der Tag, als

„— — — aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —"

der Tag, als

„— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —"

der Tag, als

„Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —"

der Tag, als

„— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias' Wort,
Noch einmal hast besucht —":

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält, so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten mit ein oder zwei Worten, entwirft die Hauptzüge dessen, der sie alle unendlich zurückläßt, und fängt nun an, die Glorie desselben nach dem Muster eines wahren alten Triumphes zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen glaubet.

„— — — — — Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphiert,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattiert,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ' ich auch im Schilde,
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun."

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphierenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar, aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit gibt, sind größtenteils vortrefflich. Urteilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht:

„— — — — — wo blühte seine Pracht,
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln bloß allein und in den Perlenzähren —"

oder lieber nach dem Gemälde der Mutter am Kreuze:

„Wie Jesus in der Luft die Armen weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.“

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bei weitem den größten Teil des Gedichtes ausmacht, um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesamten Natur feiern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet! —

„— — — — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffiert sich stattlich aus und nimmt als ein Gezelt
Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf und geben auf den Schlag
Der Telamonerfrucht mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypernblume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb, sich schamrot zu verstecken
Und anderwärts zur Gunst den Zierat aufzudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.“

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenlose Rest von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Teiles der Schöpfung macht, fast noch schöner:

„Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus und fordert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk, zu steigen und zu sinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt; das meiste Teil verstummt.
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretirelieren
Der Fugenkünstlerin hernach zu praktizieren,
Und schweifet trotziglich bis an der Wolken Port
Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;
In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug gibt sie zwar, die Ehre nicht verloren."

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bei einem von unsern neuern Dichtern die letzte ohne eine Zeile fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

„In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren."

Sagt nicht auch Kleist ebenfalls von der Lerche:

„Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist?"

Sollte es wohl möglich sein, daß an eben derselben Sache zwei Dichter von selbst eben denselben kleinen Umstand bemerket und ihn von selbst mit eben denselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist und die Worte so ungesucht sind als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück, täglich um ihn zu sein. Ich machte mir öfter das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bei mir führte, und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich bei dem Worte Lerche mit einem Lächeln an, das mir alles voraussagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. „Aber," setzte ich hinzu, „ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freilich wird es immer Ehre genug für ihn sein, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker gewesen, der —" „Mit nichten!" fiel mir der beste

Mann in das Wort; „nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann bloß als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indes erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen.“ —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er auf diese Kundschaft sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal?

Es waren zehn Jahre und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen, als ich nach Schlesien kam. Dort, in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Oesterlichen Triumphposaune einen Bunzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier (und ich liebe sie auch darum) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurteile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier geboren zu sein. Aber bei wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sei, die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten — (ich muß Ihnen hier ein paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose, in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Opitzischen Werke gedruckt worden) —, selbst diese Männer hörten die Oesterliche Triumphposaune bei mir zuerst und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, teils in dem

nämlichen zweiundvierzigsten, teils in dem nächstvorhergehenden Jahre verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Konrektor des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, geriet, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet, worauf mir endlich auch eine kurze poetische Kondolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau über den Verlust seiner Gattin aus dem Jahre 1640 von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Kondolenzen verschiedner Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermutung, die aus beiden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen, und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasiast, und alles, was ich zum Teil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Bunzlau gewesen sei, und daß er den 25. August 1639 auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inskribieret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat; aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuten nach muß er entweder noch auf der Schule oder bald auf der Universität gestorben sein. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände als der Tod so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indes durch diese Entdeckung eher vermehrt als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte, so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind, obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat, so ist es ekele Pedanterei. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt, so zeigt er von einem vollen Kopfe und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern; denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter sein.

Eine von solchen schadlos haltenden Schönheiten bei unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so malerisch ist, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Fleming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bei weitem darin nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbei sende. Es stehet bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen, so können Sie wenigstens auf eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bei, wie ich sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe, und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

Lessing.

I.

Oesterliche Triumphposaune.*)

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerscharen bedeutet, ohne weitern Zusatz als einen Namen Gottes zu brauchen, war bei den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein und kann ihm insbesondere daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Jehovah Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beim Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet. Sollte man daraus nicht leicht vermuten dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Scharen der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu sein scheinet als das bloße kein Mensch. So

*) Ich merke außer dem, was in den vorgesetzten Briefen von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale hinter dem Titel eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse.

sagen sie auch mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bei den aus zwei Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen, und es gibt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjektivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft, welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sei in der physikalischen oder moralischen Welt, es sei in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unseres Beifalls, äußert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des lateinischen depsere, oder des gemeinen kneten, den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas Aehnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus segneten] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bei ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt verlassen, sich von etwas scheiden, in welcherlei Gesinnung es auch sei. Und in dieser letzten Bedeutung steht es hier, wo man eben so wenig den Begriff der Verwünschung notwendig damit zu verbinden braucht als bei dem Segne Gott und stirb der Frau des Hiobs. Das Wort entspricht in allem dem hebräischen barac, oder vielmehr nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen sich die Freiheit genommen. Daß bei dem Segne Gott und stirb eben an kein Lästern und Verfluchen Gottes zu denken, hat auch unser neuester Uebersetzer des Hiobs bestätiget. Aber ich bedaure fast, daß er darum für gut befunden, das Wort segnen überhaupt dabei nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb!“ Ich fürchte, daß dieses gute Nacht sagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heißen können: Scheid ab von Gott und stirb! Die deutschen Bibelübersetzer vor Luthern brauchen in dieser Stelle anstatt segnen gesegnen und sagen: Gesegne dem Herrn und stirb! Ich gebe zu, daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

in einen Kloß geschlagen] Die gemeine Sprache sagt dafür in einen Klumpen schlagen; und der Dichter hat das Klumpen bloß veredeln wollen. Es sind aber Klumpen und Kloß nicht

völlig einerlei; Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Blei, von Thon, aber ich zweifle, ob auch Kloß. Denn bei den Alten ist Kloß das eigentliche gleba, ohne die unnötige Verlängerung in Erdkloß oder Erdenkloß, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther (Hiob 38, 38): Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Haufe läuft und die Klöße an einander kleben. Die ältern Uebersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort Schollen.

sind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben scheinet sich sowohl in seiner eigentlichen als tropischen Bedeutung ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen: kleben bleiben, und in der tropischen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüten, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bei Schriftstellern noch weniger vor als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwohl ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Samen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängnis, wovon die Exempel beim Frisch und Haltaus nachzusehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt schwach, hinfällig, vergänglich und ward vor alters nicht bloß von der Schwäche eines animalischen Körpers gebraucht.

gesteint hernieder ließ] So viel als in Steinen, im Steinregen herniederließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] Hieß sonst nicht bloß, was es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet, sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beide Schläfe schlug] Jael schlug dem Sissera einen eisernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.

jener Zeit] So viel als ehedem, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bei den schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit, für vor alters; dieser Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau.

erstirbet nicht] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben, welche Nebenbedeutung das vorgesetzte „er" mehrern Zeitwörtern gibt, als erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier so viel als: blaß werden, erblassen, nämlich vor Furcht und Schrecken.

den überschifften Ort] Ein schönes und hier sehr malerisches Beiwort für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurückgelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie

bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den schlesischen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

Verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Aufforderung zu einem Amte oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich, obschon weder Frisch noch der Spate davon etwas sagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henisch nachschlagen, welcher berufen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas, erklärt und übersetzt.

Der Schauplatz mit Flecken ward schattiert] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beißenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeeren eingesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bei dem gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. — Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattieren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen Dem] Einem etwas begeben hieß sonst: Einem etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprocum brauchen wir begeben mit dem Genitivo der Sache noch in diesem Verstande.

Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen Handvoll, Mundvoll von dem Dichter gemacht.

Verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier in Vergessenheit, in mindere Achtung bringen.

kartaunt] Aus Kartaunen auf sie geschossen! möchte hier wohl zu kühn sein. Indes gehet das Zeitwort von Kartaune unsern Wörterbüchern insgesamt ab.

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unterschleift, mit unterschlupfet, und mich dünket dieses Wort hier sehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerei und Wechsel war zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechselung des h. Säckels für die ankommenden Fremden in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaßen nötig. aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen; und es war mehr der Mißbrauch als der eigentliche Gebrauch, welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

stört] Aus Exempeln beim Frisch kann man sehen, daß stören sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen abdanken und einem abdanken ist indes nicht einerlei: Einen abdanken heißt einem Abschied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. — Der Pluralis von Wurm hieß ehedem Würme, welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

selbselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte und so weiter sagen, so haben sie geglaubt, auch selbselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen.

Ihr Hoffeherr sei da] Ohne Zweifel, daß der Dichter hiermit auf den versprochenen Stern aus Jakob sieht, den er die Venus oder den Morgenstern ihren Hoffeherrn oder ihren Herrn der Hoffnung nennen läßt.

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Worts kochen von Beängstigten, von Zornigen, Sterbenden, bei welchen alles in dem tiefsten Aufruhre ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum, und man sollte es für die Uebersetzung des französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach kaum selbst von kumm, dem Stammworte von Kummer, herkäme.

Ihr Herz pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heißen soll als schwäret oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung und besonders von dem daher entstehenden Klange gesagt wird.

nach Donnersart erschällt] Erschällen heißt erschallen, ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Teile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

Das Bauwerk will verblinden] D. i. Dunkel und Nacht will sich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein Verbum activum, verblinden aber neutrum; jenes heißt blind oder finster machen, dieses aber blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet, so verblindet das Gebäude.

ihm schimmert Christus vor] Einem vorschimmern, heißt hier: Einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein] Für einem in etwas eingreifen, sagen wir itzt weit matter: einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] D. i. nach Art und Weise.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonstwo finden dürfte, und doch steht er hier so schön als kühn.

verschloß] Ich bin hier ungewiß, ob verschloß hier so viel heißen soll als umschloß; oder ob es nicht vielmehr von verschleißen gemacht ist. Verschleißen aber ist so viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Rose, der Dornhecke, welche das Haupt Christi zerritzte, wohl könnte gesagt haben.

kühlen Adern] Adern wird von allerlei Gängen und Zügen gesagt, warum nicht also auch von der strömenden, nach einer gewissen Gegend sich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das lateinische intercipere ausdrücken und überhaupt so viel als carcere, cohibere sein, welches dem Aeolus in Ansehung der stürmischen Winde von den Dichtern beigeleget wird?

Losier] Oder wie wir es itzt aussprechen Loschier, als ob es notwendig von dem französischen loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht sein, daß es ursprünglich doch deutsch wäre und eigentlich eine durch das Los angewiesene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem gewesen, bedeute, so wie der Spate vermutet.

Daß nichts erfordert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfordert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

Beweste] Bewesten heißt dem Dichter so viel, als sich mit Westen, Westwinden versehen, nur die sanftesten, lieblichsten Winde wehen lassen.

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von Samen und meinem Bedünken nach auch wohlklingender als säen, welches einen so unangenehmen Hiatus in sich hat.

Der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüssigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu sein scheinet, gesagt wird, heißt so viel als gerinnen, gefrieren oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte also schöner gesagt sein, als: der Glanz besteht zum Kleide, der Glanz selbst ward das Kleid?

II.

Blutschwitzender und todesringender Jesus.*)

baumen] Oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird itzt als ein Reciprocum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiener sagen alborarsi in dem nämlichen Verstande.

---

*) Dieses Gedicht ist gleichfalls bei Baumann zu Breslau auf zwei Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von weit geringerm Werte als das vorhergehende; ich vermute, daß es daher auch eine frühere Geburt des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr Schülerhaftes und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile und manches sehr malerisches Bild.

Lieferblut] So viel als geliefertes, d. i. geronnenes, koaguliertes Blut. So sagt auch Fleming: „Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg."

III.

Auf das Absterben der Ehefrau des Buchhändler Jacob's in Breslau.*)

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kaiserl. Raitraths.**)

V.

An Herrn Goldbach, bei seiner Verheirathung.***)

VI.

An seinen Lehrer, den Prof. Christ. Colerus, bei dessen Namenstag.†)

---

*) Diese Kleinigkeit vom Jahre 1640 und die drei folgenden Stücke sind nichts als Gelegenheitsgedichte, die aber deswegen schon wert waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles übersehen zu können, was von ihrem Verfasser bis itzt sich auftreiben lassen. So unbeträchtlich sie ihrer Gegenstände wegen sind, so viel Eigenes hat jedoch auch das geringste derselben; und in allen sieht man den guten Kopf, der nach Plan und immer nach seinem eigenen Plane arbeitet.

**) Ist von 1641. Raitrat ist so viel als Rat bei der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen und von ihm Gedichte besessen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

***) Ist von 1642.

†) Ist gleichfalls von 1642, als nach welchem Jahre mir weiter nichts von dem Dichter vorgekommen.

Die Nachtigall.

Ich blätterte in Heydenreichs Leipzigischen Chronike, und da ich eben nichts Wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich:

> „Anno 1567, den 13ten Januarii, hat der Scharff Richter zu Leipzig auffm Markt ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt und die, so sie feil gehabt, ausgepaucket.“

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bei dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch gewesen sei.

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogels Leipzigisches Geschichtbuch also war das erste, was ich zu Rate zog, in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederholt die nämlichen Worte des Heydenreichs ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermutete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher meine Nachtigall gewiß anzutreffen, und schlug sie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat,*) ließen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner Nachtigall, von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müllers Annales und andere sächsische Geschichtschreiber nicht ohne Zeitverlust eben so unnützlich nachgelesen hatte, mußte ich auf den Gedanken geraten, daß das, was ich so begierig sei zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter als

---

*) Amoenit. liter. T. VIII et IX.

ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sei, an welchem der Rat zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbst die Worte des Heydenreich, „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden", schienen nichts Wichtigeres, nichts, was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschließen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen, als ich mich auf einmal besann, wo ich itzt sei. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das trotz dem Scharfrichter von Leipzig hier wohl noch selbst vorhanden ist? Ich will das Buch suchen, nicht bloß Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nämlich nicht so, wie es verbrannt worden, nicht gedruckt, sondern ich fand unter unsern Manuskripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drei.

Auch sah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuten zu müssen glaubte, so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer bloßen Provinz, sondern des gesamten Reiches betrifft. Kurz, die Nachtigall singt nichts Geringeres als ein Lied über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieses sogleich erraten, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bei dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten stehet, welche der Kurfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha zu Ende des sechsundsechzigsten und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres eben machte. Doch besser ist wissen als raten.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zufolge desselben, entweder gelegentlich oder geflissentlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beider Parteien, noch bei den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner Historischen Bibliothek von Obersachsen ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachschen Händel betreffen,*) darunter keiner Nachtigall gedenkt.

Dieses alles, meine ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsere Bibliothek an den Abschriften derselben besitzet. Eine Seltenheit, die allein schon wert ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteiget.

*) Sect. II. cap. 21.

Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeitswegen, auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten; es soll diese Absicht nicht haben, es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber sein. Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidiget haben. Er stürzet sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urteilen; er verlangt auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachschen Händel sind vorbei, auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbei. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäft daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen. Aber wie jenem oft dabei zu Mute sein muß, kann ich einigermaßen urteilen.

Er wird weit entfernt sein, sich zum Verteidiger Grumbachs und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er gibt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihm verfahren, vielleicht damals notwendig gewesen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge, wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthilfe sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden sein, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezichtiget, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straßenräuber ist? denen er eben so zuverlässig Zauberer und Teufelsbanner sein müßte und sicherlich sein würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereien nachzuschreiben als Verleumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigster Feind, eben als er den Garaus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen, die folglich für Grumbachen muß gewesen, die er aber nirgends selbst

auffinden kann (und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben): was soll er denken? Ist er bei der Untreue, bei dem Leichtsinn, mit welchem man auf das bloße Wort seiner Feinde Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das Aergste zu denken? zu argwohnen, wer weiß, was für Dinge darin enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; ob schon unsere Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens einen solchen Argwohn, sowohl ihm als dem, den er trifft, erspart.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ohngefähr sechshundert Zeilen; und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachschen Sache nahmen oder hätten nehmen sollen. Der poetische Wert desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen; und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein, aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen gibt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber, wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinette, und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeinet, welche dieser Herzog des Reichs abgesandten Botschafften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo und Wilhelmen von Steins halben gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden. *) Da ich nun sowohl diese Antwort als auch alle andere dahin schlagende Schriften von beiden Teilen mit allem Fleiße durchlesen mußte, um von dem wahren Werte

*) Teil II. S. 62—92.

meiner Nachtigall urteilen zu können, so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet und war willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung oder Bestärkung oder Widerlegung der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bei näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreifen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachschen Händel in allem ihrem Umfange mit Freimütigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Sallustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde und die ich ohne weitere Vorrede hier mitteile.

Die drei Abschriften, aus welchen ich dieses mitteile, sind völlig übereinstimmend, außer den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten, weil auf genauere Uebereinstimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen mit der Ueberschrift: Wie es mit Gotha ergangen ist. Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre, und sind von dem Verfasser der Nachtigall gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift stehet noch ein Verzeichnis des Vorrats, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bei der Einnahme gefunden worden, desgleichen ein Lied von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher als das ähnliche, welches beim Rudolphi vorkömmt, und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuern Vorrate hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben: In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

„O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle" u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigall für die unsrige halten wollte. Es ist eine ganz andere, und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leysern zu Wittenberg hatte, sind bekannt; und dahin gehöret dieses Lied. Major verstehet unter seiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon, wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beigefügte Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen; vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst tot war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er in Entgegensetzung eines leidigen Kuckucks:

„Der leydige Gucku̇g fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,“

womit er den umherreisenden D. Jacob Andreä ansticht; und in Entgegensetzung eines Finken:

„Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er fressen,“

womit er seinen eignen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meinet. Diesem Finken prophezeiet er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

„Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,
Für Freud in im sein Herz aufffspringt,
An dir sich zu ernützen.

„Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.“

Das ganze Lied ist nicht schlecht und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht sein.

Zwanzig Jahre vorher würde Major unsrer Nachtigall ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit seiner lateinischen Poesie gegen Grumbachen sehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, sich bei dem Kurfürsten Augustus damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieses zuerst aus einem ungedruckten lateinischen Gedichte gelernet, welches sich unter den Manuskripten unserer Bibliothek befindet und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach*, *Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht sagen, daß dieser Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwischt, aber doch gewiß manche, wenn es schon nur diejenigen wären, welche sich auch ohne Schwamm abblasen lassen.

Ich füge noch eines hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber in Erzählung der Grumbachschen Händel dem

Hubertus Languetus blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Kurfürsten Augustus, welcher leider in dieser Sache Partei und Richter spielte. Noch mehr; ich weiß, daß die Ursache, warum Augustus den Languetus an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich Grumbach war. Die Instruktion, welche der Kurfürst seinem Gesandten erteilte, ist abschriftlich in unsrer Bibliothek und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti sein, die Ludewig herausgegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe sind von dieser nämlichen Gesandtschaft vom Languetus an seinen Herrn erlassen.

Ueber das Heldenbuch.

Angefangen den 23. Februar 1758.

§. 1.

Ueber die verschiednen Ausgaben dieses Heldenbuchs will ich mich nicht einlassen. Grabener hat alles gesammelt, was Köhler, Placcius, Vogt, Horn und andre davon angemerkt haben. Ich habe mich bei meiner Untersuchung der Ausgabe von 1560 in klein Folio bedient. Hier ist ihr Titel:

Das Heldenbuch. Welchs auffs new corrigirt und gebessert ist, mit schönen Figuren geziert. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Weygand Han und Sygmund Feyerabend.

Sie hat 187 Blätter und jede Seite zwei Spalten. Ich wäre vielleicht begieriger gewesen, eine ältere aufzutreiben, wenn nicht verschiedne Stellen, die ich aus der allerersten hier und da angeführt gelesen, mich genugsam hätten erkennen lernen, daß die alte schwäbische Sprache auch in der allerersten schon große Veränderungen erlitten habe.

§. 2.

Es muß noch eine andre alte Sammlung von Heldenliedern unter diesem Titel existieren; denn Köhler in der Untersuchung vom Theuerdank sagt: Aliam collectionem heroicarum cantionum, a priori prorsus diversam, vulgo tamen ignoratam, ex bibliotheca sua instructissima nobis obtulit D. Godofredus Thomasius Archiater Norimb., anno 1477 absque loci mentione excusam.

§. 3.

Morhof, Köhler, Frisch, Wachter, Gottsched, welche dieses unsers Heldenbuches gedenken, machen uns alle so verwirrte und undeutliche Begriffe davon, daß sie sich schwerlich die Mühe können genommen haben, es ganz zu lesen.

§. 4.

Der Herausgeber hat es in vier Teile geteilet, deren Ueberschriften diese sind:

Erster Theil sagt von Keyser Ottnitten und dem kleinen König Elberich, wie sie mit grosser Gefahr über Meer in der Heydenschaft eim König seine Tochter abgewunnen (und wie er Sie ihm zu einem Ehelichen Gemahl vermähelen liesse).

Ander Theil meldet von Herr Hugdieterichen und seinem Sohn Wolffdieterichen, wie die umb der Gerechtigkeit willen, offt den trostlosen Leuten haben hülff mit ihren trefflichen Thaten gethan, neben andern kühnen Helden, so ihnen in nöthen beygestanden seyn.

Dritt Theil zeigt an, vom Rosengarten zu Worms, der durch Crimhilten, König Gibichs Tochter ward gepflantzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Rysen zu abgang kommen, unnd erschlagen sind worden.

Im vierdten Theil wird gemelt, von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, wie er seinen Rosengarten mit so grosser mannheit und mit Zauberey umbgienge, biß er zuletzt von den Helden bezwungen ward und ihr Gaukelmann seyn mußt, (Mit sampt andern kurtzweiligen Historien, Im andern Theil dieses Heldenbuchs verfaßt, welches auch in sein sonderliche beschreibungen underschiedlich ist geordnet worden.)

§. 5.

Allein der Herausgeber ist ein höchst unwissender Mann gewesen. Er hat drei Gedichte, die alle drei völlig von einander unterschieden sind und allem Ansehen nach auch drei unterschiedne Verfasser haben, in eins zusammengeworfen. Die ersten zwei Teile machen ein besondres Gedicht aus, der dritte ein besondres und der vierte desgleichen.

Der einzige Goldast unterscheidet die Verfasser, wie es sich gehört. Die erstern zwei Teile führt er allezeit unter dem Namen Eschilbachs an; wenn er von dem dritten Buche redet, sagt er (S. 363): incertus auctor partis III Heldebuch. Doch sagt er auch S. 406: Anonymus, aut fortean idem auctor partis III Heldebuch, nämlich Eschilbach. Das vierte Büch aber führt er unter dem Namen Heinrichs von Ofterdingen an.

Grabener vermutet, daß Ofterdingen auch von dem dritten Verfasser sei, welche Vermutung weniger kritische Einsicht in den Stil verrät als Goldasts.

Das erste Gedicht, welches in den zwei ersten Teilen enthalten ist, sollte also den Titel führen:

Von Kaiser Otnit und Wolfdieterich.

§. 6.

Von dem Alter der Verfasser dieses Heldenbuchs sagt

Eccard. in Hist. Gener. Princip. Saxoniae sup. Cap. V. §. 9. p. 174. 59.

Liber hic de heroibus veteribus a Wolframo Eschenbachio et Henrico Efftertingio compositus est tempore Friederici Barbarossae, et quidem ante canonisationem Caroli M. et promulgationem Pseudo-Turpini, ut pluribus argumentis in Historia poëseos Germanicae demonstrabo.

Diese Beweise ist Eccard mitsamt dem Buche schuldig geblieben. Und ich hätte um so viel lieber sehen mögen, wie sie ausgefallen wären, je unwidersprechlicher man dieses Vorgeben widerlegen kann.

Die Kanonisation Karls des Großen geschah mit Genehmhaltung Papst Paschalis' III., wie Fridericus I. selbst bezeugt in seinem Diplomate bei Jac. Andr. Crusio, De vita et rebus gestis Witekindi, c. XV. p. 116; Bollando, T. II. Act. 55. Mens. Jan. p. 888, und andern.

Paschalis aber starb 1168, und gleichwohl gedenkt der Dichter der Herzoge von Merane, die Friedrich I. erst im Jahre 1180 kreiert hat. Hätte dieses ohne einen prophetischen Geist geschehen können? Wenn Grabener diesen Widerspruch bemerkt hätte, so würde er sich auf diesen consensum celeberrimi Eccardi nichts zu gute gethan haben.

Vor 1180 kann der Verfasser also nicht geschrieben haben. Allein ich vermute, daß er auch nicht vor 1248 geschrieben habe, und zwar eben deswegen, weil der Herzoge von Merane gedacht wird, die 1248 schon wieder ausgingen. Würde es der Dichter gewagt haben, würde es nicht wider seinen Plan gewesen sein, ein noch lebendes Geschlecht zu nennen, wo er lauter falsche Namen brauchte?

§. 7.

Goldast (Tom. III. Constitut. Imperial. Praefat. ad Regem Britann. Jacobum p. 3. 4. et 5) will, daß unter dem Kaiser Otnit Odoaker, der Heruler König, und unter Wolfdieterich Theodoricus Veronensis zu verstehen sei, doch ohne die geringsten Gründe dieser seiner Mutmaßung anzuführen.

Allein einem Manne wie Goldast muß man auch da Gründe zutrauen, wo er keine angibt. Und ihn widerlegen wollen, ohne diese vorher aufzusuchen, heißt sich ein leichtes Spiel machen.

Die bloße Aehnlichkeit des Schalles und aufs höchste der Ableitung, welche die Namen Otnit und Odoaker, Theodoricus und Dietrich haben, kann sein einziger Grund nicht gewesen sein. Er muß größere Aehnlichkeiten zwischen den Begebenheiten, die uns der Dichter von beiden meldet, und denen, die uns die Geschichtschreiber von ihnen aufgezeichnet, entdeckt haben.

Und diese finden sich auch wirklich.

Odoaker hatte sich zum Herrn desjenigen Teils von Italien gemacht, welcher in den folgenden Zeiten den Namen der Lombardei bekam. Otnit ist König von Lamparten und ist es durch das Recht der Waffen.

Wolfdieterich ist der Sohn eines Königs von Konstantinopel. Theodoricus ward von dem Kaiser Zeno an Kindesstatt angenommen.*)

Wolfdieterich kommt, dem Kaiser Otnit sein Reich streitig zu machen. Theodoricus kam mit seinen Goten nach Italien, in der Absicht, die Heruler zu verdrängen. Seine Absicht gelang; er schlug den Odoaker bei Verona und belagerte ihn drei ganzer Jahre in Ravenna.**)

Eben da Wolfdieterich dem Otnit am stärksten zusetzt, da er ihn fast überwunden hat, ändert sich die Szene auf einmal: Otnit und Wolfdieterich werden Freunde und unzertrennliche Freunde, Gesellen. Theodoricus, wie gesagt, hatte den Odoaker schon drei Jahre in Ravenna belagert, und schon hatte sich ihm ganz Italien unterworfen. Dennoch ließ Theodoricus von dem Rechte des Siegers so viel nach, daß er den Odoaker zum Mitgenossen seines neuen Reiches annahm.

Wolfdieterich kommt in den Verdacht, seinen treuen Genossen, den Otnit, umgebracht zu haben. Theodoricus brachte den Odoaker wirklich mit eigner Hand um.

Wolfdieterich folgte dem Otnit in allen seinen Reichen und Rechten. So folgte Theodoricus dem Odoaker.

Diese Aehnlichkeiten sind nicht gering, wenigstens hinlänglich, Goldasten von dem Vorwurfe eines unüberdachten Vorgebens loszusprechen.

§. 8.

Aber sie werden von unzähligen und offenbaren Unähnlichkeiten unendlich überwogen.

Otnit heißt römischer Kaiser, und Procopius sagt ausdrücklich, daß sich Odoaker diesen Titel nie angemaßt. Procop. De bello Goth., Lib. I. c. 1. ἀλλα PHΞ διεβιω καλουμενος.

Rom und auch Lateran, sagt der Dichter, habe dem Otnit gedient. Und wie wenig hatte Odoaker in Rom zu sagen! Er wagte es nicht einmal, seinen Sitz da zu nehmen.

Kurz: Otnit ist ein sehr mächtiger Herr, dem alle deutsche Reiche und alle Reiche in dem Lande der Walhen unterthan sind. Odoaker hingegen herrschte bloß über Italien, dessen dritten Teil er seinen Herulern zu Lehen gab.

Und das waren die ansehnlichen Lehnsträger nicht, welche Otnit um sich hat und die er anredet:

„Ihr Fürsten und Ihr Herren,
Graffen Freyen Dienstmann.“

---

*) Man sehe den Brief des Atalaricus, seines Enkels, an den K. Justinian, beim Kassiodor, B. 8. Ludewig (im Leben Justinians, S. 403) erklärt diese Adoption für weiter nichts als eine formulam curialem. Aber wäre sie nichts als ein leerer Titel gewesen, so macht doch Atalaricus offenbar zu viel Aufhebens davon.

**) *Jornandes, De reb. Get.*, p. 140.

Lehnsträger also von allen Heerschilden!*) Was wußte man aber von diesen zu einer Zeit, in welcher verschiedene Gelehrte nur den allerersten Ursprung der Lehne gefunden zu haben glauben?

§. 9.

Grabener führt an, daß Marqu. Freherus (Origin. Palat. P. I. c. 10), Joh. Deckherrus (beim Placcius in Theatro Anon.) und Petr. Dahlmannus (im Schauplatz der masquierten und demasquierten Gelehrten, Nr. 37) das ganze Heldenbuch für nichtswürdige Fabeln gehalten. Morhof und andre glauben, daß Fabeln nur untermischt sind.

Grabener selbst bemerkt, daß nichts im ganzen Heldenbuche sei, woraus man schließen könne, daß man die darin enthaltnen Fabeln höher als in das zwölfte Jahrhundert setzen dürfe. Sein Beweis ist vornehmlich dieser, daß der Herzoge von Merane darin gedacht werde, deren ersten doch Friedrich I. kreiert habe.

§. 10.

Gottscheds Meinung, die nicht leicht abgeschmackter sein könnte, ist diese, daß

Otnit Odoaker, der Heruler König,

Wolfdieterich der Westgoten König Theodoricus,

Dietrich von Bern der Ostgoten König Theodoricus Veronensis sei.

Nur etwas zum Beweise:

Im J. 490 belagerte Theodoricus den Odoaker in Ravenna, und drei Jahr darauf ward Odoaker umgebracht. Wie kann nun aber eben dieser Theodoricus nach mehr als achtzig Jahren nach dem Tode des Odoaker (Otnits) die dem Wölfdieterich entflohnen Würme vollends erschlagen haben (denn drei Jahr, nachdem die Würme Otnit verschlungen, schlug sie erst Wolfdieterich, und 80 Jahr nach Wolfdieterichen die übrigen Dietrich von Bern)?

Der Anhang des Heldenbuchs sagt gar: „Demselben Kayser Ottnitt dienet Reussen und das Land zu Bern, darnach über 200 Jahr warde das Landt Bern Herrn Dietrich von Bern."

Dietrich von Bern kann also der Theodoricus Veronensis nicht sein, der Odoakern überwand, oder Otnit kann Odoaker nicht sein.

§. 11.

Meine Erklärung:

Der Dichter hat unter dem Otnit die beiden Gegenkaiser Ottos des Vierten, nämlich Philipp und Friedrich II.,

*) Den niedrigsten Heerschild ungerechnet, deren älteste Spuren man erst unter Heinrich IV. findet, obgleich eine ähnliche Einteilung des Adels lange vorher üblich gewesen sein muß.

verstanden und verschiedne von ihren vornehmsten Thaten in diesem seinem Roman von Otnit in ein Ganzes verbunden.

§. 12.

Von den Herzogen von Merane.

Jo. Dav. Koehleri Dissert. De Ducibus Meraniae ex Comitibus de Andechs ortis. Altorf. 1729.

In dem Leben Notkeri, c. XVI. T. 1. Script. rer. Aleman. Gold. p. 396, wird bereits eines Cunonis Ducis Meraniae gedacht, wobei Goldast die Anmerkung macht: Ego, qui Ducatus sit, aeque cum ignarissimis scio, nisi Moravia sit, quae adhuc Alemannis Meran, interim Merenland. Köhler, der diese Stelle §. 1 anführt, fährt fort: Si Goldastus in ea annotatione loqueretur de Ducatu Meraniae ab Imp. Friderico constituto, omnino Planerus (in Histor. Varisciae, p. 34) Goldasto ignorantiam Ducatus Meranii attribuere posset, sed cum respiciat Ducatum Meraniae tempore imperatoris Ottonis I. jam exstantem, qui omnino eo aevo incognitus erat, Goldastus ab hac ignorantiae culpa immunis esse videtur.

Wenn nun aber zu Ottos I. Zeiten bereits Herzoge von Merane existiert haben, wie würde es mit unsern Beweisen aussehen?

Unterdessen löset Köhler diesen Knoten sehr wohl. Er sagt: Ekkehard (im Leben Notkeri) habe unter Fried. II. geschrieben und nenne den Cunonem, generum Ottonis M. nur deswegen einen Herzog von Merane, quoniam etiam forte praefuit Carentanis, quemadmodum ejus filius Otto (vid. Ditmarus Lib. V. p. 370 apud Leibn.). Ad Carinthiam vero olim etiam pertinuisse Tirolensem ditionem testatur Megiserus Annal. Carint. L. I. c. 2. p. 14, cujus pars potior aevo ipsius Ekkehardi dicebatur Ducatus Meraniae. Ex sui ergo seculi usu et notitia dixit Ekkehardus Cunonem Ducem Meraniae.

§. 13.

Die Sarazenen.

Die Sarazenen waren unter Friedrich II. noch nicht in Sizilien unterdrückt. Friedrich hatte noch im Jahr 1221 viel mit ihnen zu schaffen. Die Verheerungen, die sie in diesem Königreiche angerichtet hatten, bewogen den Kaiser, wider sie in das Feld zu ziehen. Bei seiner Annäherung zogen sie sich auf die Gebirge, und hier war es nicht möglich, ihnen beizukommen. Friedrich faßte den Entschluß, sie zu belagern und auszuhungern. Und weil sie Mangel an Lebensmitteln litten, wurden sie bald auf das Aeußerste gebracht und gezwungen, sich an den Kaiser zu ergeben. Viele baten um Erlaubnis, daß sie seine Staaten verlassen dürften, und er-

hielten sie ganz leicht. Die übrigen, die unter seiner Herrschaft bleiben wollten, wurden nach Nocera in Apulien gebracht; man verbot ihnen bei schwerer Strafe, daß sie keine Waffen in ihren Häusern haben sollten.

Barre, IV. S. 12.

Collenut. Lib. IV. Hist. Neap.

Hist. de reb. gest. Frid., apud Murator., T. VIII.

Friedrich II. bediente sich auch der Sarazenen bei seinen Armeen. So bestand z. E. das Heer, mit welchem Rainald (den der Kaiser, als er 1228 endlich nach dem gelobten Lande ging, als seinen Statthalter hinterlassen hatte) in das Erbgut des h. Petrus eindrang, um den Papst Gregorius IX. zu bekriegen, aus Deutschen und Sarazenen aus Sizilien.

Die Sarazenen aus Nocera oder Luceria thaten auch Manfreden gute Dienste und nahmen ihn in ihre Stadt auf, wie Jamsilla (apud Murat., T. VIII. p. 530) und Saba Malaspina (Hist. Lib. I. c. 4) mit mehrerem berichten. Sie interessierten sich für den jungen Konradin. (Monachus Patav. in Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 728.) Sie waren sogar die letzten, mit welchen Carolus fertig werden konnte, bis er endlich 1269 Nocera nach einer langwierigen Belagerung einnahm, wobei die meisten Sarazenen elend verhungert waren. S. den angeführten Monachus, und Saba Malasp. zu Ende des 4ten Buches.

§. 14.

Anwendung der Lessingischen Hypothese

I. auf verschiedne Prädikate, die der Dichter dem Otnit gibt und die auf Friedrich II. passen:

A. Otnit wohnt in Italien.

Friedrich II. war in Deutschland weder geboren noch erzogen. Anno 1212 kam er nach Deutschland, 1220 ging er wieder nach Italien und kam erst 1235 auf kurze Zeit wieder nach Deutschland bei Gelegenheit der Empörung seines ältesten Sohnes Henrici. Das Jahr darauf war er schon wieder in Italien. Zwar rief ihn die Empörung Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich, zu Ende 1236 nach Deutschland; doch war er das folgende Jahr 1237 im August schon wieder in Italien. 1238 ging er abermals auf eine kurze Zeit nach Deutschland, kam aber noch eben dasselbe Jahr nach Italien zurück. Und von der Zeit an findet man nicht, daß er wieder nach Deutschland gekommen sei.

„Es saß da in Lamparten
Ein edler König reich,
Auff einer Burg, hieß Garten."

Heldenb., S. 1.

Lamparten, Lombardei.

Die Longobarden überschwemmten Italien um das Jahr 586. Der Name der Lombardei ist also noch später zu setzen. Die Anticipation, welche Gottsched hier will gelten lassen, ist lächerlich.

Desiderius, der letzte König der Longobarden, ward gefangen 744.

Karl der Große, nachdem das lombardische Reich ein Ende genommen, hatte in den meisten Städten Grafen gesetzt, deren einige den fürstlichen Titel führten und nachmals die Länder größtenteils an sich zogen u. s. w. S. Bünaus Leben Friedr. I., S. 32—33.

Garten.

Azo, Marchio Estensis, ward von den Einwohnern von Mantua mit gewaffneter Hand wieder in Verona eingesetzt. Eccelinus II. wäre bei dieser Gelegenheit bald gefangen worden. Illo namque die, sagt Gerard Maurisius ap. Murat., VIII. p. 16, vix evasit Dominus Eccelinus etc. Fugerunt ergo contrarii Marchionis ad arcem Gardae. — Arcem autem Gardae — undique per terram et aquam strictissime (Marchio) obsidebat.

B. Otnit ist des Sternlaufs kundig.

Ueber die Astrologie Friedrichs II. s. Antonius Godius, Chron. Vicent. beim Murat., T. VIII. p. 83. (Beide Geschichtchen mit den Astrologen sind indessen verdächtig.) Mehr beweist Rolandinus Lib. IV. c. 12. Nichts ist entscheidender als das Zeugnis des Saba Malaspina Hist. Sic. L. I. cap. 2. bei Murat., T. VIII. p. 788. Vergl. Ricobaldus Ferrariensis, Histor. Imper. p. 1120 bei Murat. IX.; Matthaeus Paris in Hist. Mai. p. 285; F. Francisci Pipini Chron. L. 2, Murat. T. IX. p. 670 (De Scotto, Friderici Astrologo).

C. Rom und Lateran.

Unter Lateran ist der päpstliche Stuhl und unter Rom die weltliche Gewalt dieser Stadt zu verstehen, durch welche Trennung ganz deutlich auf Zeiten gewiesen wird, in welchen die Päpste über den Rat und die Bürgerschaft in Rom nichts zu sagen hatten. Und dieses ist von den Zeiten der schwäbischen Kaiser wahr.

Schon Friedrich I. mußte in dem Vergleiche, den er mit Papst Eugenius III. auf dem Reichstage zu Kostnitz 1152 oder 53 einging, versprechen, er wolle ohne des Papstes Einwilligung weder mit König Rogerio noch mit den rebellischen Römern jemals Frieden machen, sondern dieselben unter den päpstlichen Gehorsam zu bringen, allen Fleiß anwenden. Baronii Annal. anno 1152.

Arnold, ein Schüler Abälards, der kühne Feind aller weltlichen Macht und Güter der Bischöfe und Geistlichen, soll sogar willens gewesen sein, die römische Republik wieder in den vorigen Stand zu setzen, das Kapitolium von neuem zu erbauen, den Bürgermeistern und der röm. Ritterschaft das ehemalige Ansehen wieder zu verschaffen, hingegen die Stadt der päpstlichen Obrigkeit gänzlich zu entziehen.

Otto, Fris., L. II. c. 20.

Im J. 1228 verjagten sogar die Römer den Papst Gregorius IX. aus Rom, als er den Kaiser Friedrich II. auf eine so übereilte und ärgerliche Weise in den Bann gethan hatte.

D. Von der Walhen Land.

Wie kann man sagen, daß den schwäbischen Kaisern alle Könige in Deutschland und der Walhen Land gedient hätten?

Saxo Grammat. L. XIII. p. 242 und L. XIV. p. 262 leugnet, daß Dänemark dem Deutschen Reich jemals unterwürfig gewesen sei.

Aber Friedrich I. lockte den König Waldemar in Dänemark aus seinen Staaten und verlangte, daß er ihm huldigen sollte. S. Barre, III. S. 600; vergl. den daselbst angeführten Brief Konrads III. an Johannes von Konstantinopel. Eben so gewiß ist es, daß König Friedrich auf dem Reichstage zu Merseburg 1152 den dänischen Prinzenstreit entschied. Der neu bestätigte dänische König wurde in Friedrichs Gegenwart gekrönt und von ihm durch das Schwert belehnt, wie er denn auch dem deutschen Könige den Lehnseid abgelegt und das Reichsschwert vorgetragen. Bünau im Leben Fried., S. 14.

§. 15.

II. Auf verschiedne Fakta selbst.

1. Von seiner verdächtigen Geburt.

Friedrich II. war Heinrichs VI. und der Constantia Sohn, 1194 geboren zu Assisi, einer neapolit. Stadt. Das Gerücht, daß er untergeschoben sei, war allgemein (Struv. in Synt. Hist. Germ. Diss. XX. de Frid. II. und in Corp. hist. Ger. VII. Sect. VI. §. 1), ob es gleich erdichtet scheint, Facell, Gesch. von Sizilien, und Pandolph, Gesch. von Neapolis.

2. Von seiner Gemahlin aus Syrien.

Friedrich II. mußte sich dem Papst Honorius III. verbindlich machen, die Jolanta, nach andern Isabella, eine Tochter des Königs von Jerusalem, Johannes, zu heiraten. Die Verbindung ward in Rom vollzogen.

3. Von dem Hasse seines Schwiegervaters.

Friedrich verlangte Jerusalem zur Morgengabe. Johann mußte sich dazu bequemen und ward ungeachtet der Fürbitte des Papstes von seinem Eidam unwürdig behandelt.

Barre, IV. p. 36. 37.
Platina in Hon. III.
Sanut., L. III. P. II. c. 10.
Ap. Rain. ad an. 1226.

4. Von der Verwüstung seiner Länder durch das Kriegsheer des Papstes, den er selbst einen Drachen genennt.

Als Friedrich seinen Kreuzzug angetreten hatte, bekriegte Reinhold, der Statthalter in Italien, ohne sein Vorwissen den Papst. Die päpstlichen Truppen kommandierte Johannes, der mit außerordentlicher Grausamkeit den Krieg führte. S. Barre. Johannes wollte durchaus Kaiser werden und streute sogar, um sich Partei zu machen, ein Gerücht von Friedrichs Tode aus.

5. Von seinem doppelten Banne.

Gregorius IX. that ihn das erste Mal in Bann, als er von seinem angetretenen Kreuzzuge zurückkam, weil er die See nicht vertragen konnte. Unter dem zweiten starb er (am 13. Dezember 1250).

Verschiedene Meinungen über seinen Tod.

§. 16.

Der Name Otnit oder Ottenit.

§. 17.

Erklärung der Person Wolfdieterichs.

§. 18.

Einige andre Punkte.

1. Vom Elefanten.

Das Memoriale Potestatum Regiensium (Murat., T. VIII. S. 1110) merkt als etwas Besondres an, daß Friedrich 1237 in seinem Heere gegen die Mailänder einen Elefanten gehabt. Er hatte ihn vom Sultan bekommen. S. Murat., Gesch. von It., T. VII. S. 469. Vergl. Richardus in Chron. apud Murat., T. VII. S. 1004 unter dem Jahre 1228.

2. Von den Heiden.

Die Schriftsteller des 13. Jahrhunderts haben es durchgängig im Gebrauch, auch den Mahometanern den Namen Heiden zu geben. S. Memoriale Potest. R. (Murat., T. VIII. p. 1099) und Anon. Vatican. (ap. Murat., T. VIII. p. 761).

3. Von den Römerzügen.

Die Anstalten zu der Expedition, welche Otnit vor hat, sehen denjenigen sehr ähnlich, die bei den sogenannten Römerzügen beobachtet wurden.

4. Von Friedrichs Kreuzzug.

S. Monachus Patav. in Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 672; Ricobaldus Ferrar. (ap. Murat., T. IX. p. 127).

5. Vom Heiden Zacharies, der im Heldenbuche sagt:

„— — in der Stadt Messyn
In meinem Königreiche.“

Die Sarazenen in Sizilien hatten ihre regulos. Richard. ap. Murat., T. VII. p. 920. Vielleicht Mirabeltus, der im Jahre 1222 Unruhen in Sizilien erregte. S. c. l. S. 995.

6. Luders. (Gerwarts Herzogtum, s. Held., Bl. 4.)

Ist eine Stadt in Oberelsaß an den burgundischen Grenzen. Doch könnte Luders vielleicht auch so viel heißen als Lothringen; Lotharius, Luderus und Lutherus sind dieselben Namen.

7. Friedrich, ein Freund der Jagd.

S. Rolandinus Lib. IV. c. 9.

8. Von Friedrichs scharfsinnigen Reden.

Ricobaldus Ferrar. ap. Murat., T. IX. p. 131.

9. Von der Pflicht der Kaiser, Witwen und Waisen zu beschützen. (S. Held., Bl. 3b.)

S. Barre, III. S. 969.

Ebend. IV. p. 52.

Conc. gener., T. II. p. 413.

Act. ap. Rain., anno 1228. p. 1.

10. Vom Panner-Amte.

S. Albrecht Dissert. De Vexillis Imperii.

Otnit macht den Eligas zum Fendrich. (Bl. 4.)

11. Von Tersis.

Es ist ohne Zweifel Tarvisium. S. von einem daselbst veranstalteten Turniere Rolandin., Lib. I. c. 13. (Vergl. Held., Bl. 141b.)

Anmerkungen
zum dritten Teile des Heldenbuchs.

Vom Rosengarten.

Das Buch George Rosts (aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts): „Heldenbuch vom Rosengarten oder gründlicher Bericht von den neuen Propheten, Rosenkreuzern, Chiliasten und Enthusiasten", handelt also von etwas ganz anderm.

Erich VII., König von Dänemark, stellte im Jahre 1311 zu Rostock ein Turnier an. Weil die Rostocker die fremden Herren nicht aufnehmen wollten, lagerte man sich an einem benachbarten Orte, genannt der Rosengarten u. s. w. S. Barre, IV. p. 473.

Kranz, Vandalia, L. VII. c. 89 seq.

Herm. Corneri Chron., col. 976. ap. Eccard., T. II.

Vom Nix.

Chron. F. Francisci Pipini, Lib. II. c. 48. apud Murat., T. IX. p. 669 (De Nicolao Pisce).

Die Stelle lautet so: Nicolaus Piscis hoc etiam tempore in regno Siciliae est natus. Hic enim, dum puer esset, delecta-

batur esse in aquis assiduus; cujus mater ob hoc indignata, maledictionem illi imprecata est, ut scilicet semper delectaretur esse in aquis, ut extra eas non posset vivere; quod siquidem contigit, nam semper ex tunc in aquis maris vixit ut piscis. Diu extra aquas esse non poterat; nautis apparebat et cum eis in navibus aliquamdiu erat, maris aestus illis praedicens, et secreta quae viderat in profundo. Anguillam maximum piscium esse dixit, et inter Siciliam et Calabriam pelagum profundissimum esse. Imperator Fridericus cum eo sermonem habuit et projecto in fundo vase argenteo institit illi, ut descenderet in profundum ac vas illud afferet. Ille vero ait, si descendero in profundum, non revertor: experiri tamen promisit, et cum descendisset, ultra non comparuit hominum visui. Reminiscor, quod dum puer essem, audire consuevi matres, dum puerulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant.

Vom Mönch Ilsan.

Der erste Papst, der die Turniere verbot, scheint Innocentius II. gewesen zu sein, nämlich in Synodo Romana c. 10.

Ihm folgte hierin Eugenius III. in Concilio Rhem. can. 22.

Ferner Alexander III. in Concil. Later. ao. 1179. S. Jus Can. (X De Torneam., c. 1 et 2).

Dann folgte das Verbot Honorii IV. S. Em. Gonzalez Tellez, Lib. V. Dec. Tit. XIII. De Torneam.

Eben so Clemens V.

Johannes XXII.

Im Kriege wider den Eccelin führte der Predigermönch Johannes die Bologneser an. S. Murat. T. IX. p. 29 beim Jahre 1256.

Vom König Tirol von Schotten.

Dessen Paraenesis in Tom. I. Par. Vet. Goldast. p. 273. Man kennt diesen König nicht.

In des Matthaei Spinelli Ephemer. Neapol. (ap. Murat., VII. p. 1088) finde ich eines Ducis Scotiae gedacht, aber ich weiß nichts Bestimmtes über ihn.

Ein alter Meistergesang.

[Mitteilung von J. J. Eschenburg.]

Schon vor mehrern Jahren teilte mir mein unvergeßlicher Freund Lessing mit der ihm eignen Willfährigkeit nachstehenden Meistergesang mit, der auf einem halben Bogen in kleinem Quartformat aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf des funfzehnten Jahrhunderts gedruckt ist und in seinem eignen Besitze war. Das Gedicht schien ihm und mir einer weitern Bekanntmachung würdig; ich schrieb mir's in dieser Absicht ab und ließ Platz zu einigen Anmerkungen über dessen Beschaffenheit und Sprache. So fand es mein sel. Freund bei mir, nahm es mit sich und setzte auf die erste Seite folgende Anmerkung, die den Ton dieses Meistergesanges betrifft und die ich hier lieber gleich vorläufig als Einleitung hersetzen will:

„Dieser Ton oder diese Weise gehörte in den spätern Zeiten des Meistergesangs zu den vier gekrönten Tönen, in welchen ein neuer Meister seine Probe ablegen mußte.

„Er hat seinen Namen von Barthel Regenbogen, den die Meistersänger unter die zwölf ersten Erfinder ihrer holdseligen Kunst setzten, von welchen sie wohl sonst glaubten, daß sie zu den Zeiten Kaisers Otto des Ersten gelebt hätten. Doch da der älteste unter ihnen Klingsohr und der jüngste Frauenlob ist, so ist ausgemacht, daß sie sämtlich in dem dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben.

„Barthel Regenbogen war ein Schmied von Profession, der vornehmlich zwei Töne oder Weisen hatte, in welchen er seine Lieder dichtete. Der eine war der kurze Ton, welcher aus sieben Reimen bestand, und der andre der lange, welcher dreiundzwanzig Reime zählte. Da nun gegenwärtiges Lied im letztern abgefaßt ist, so muß es in Gesätze von dreiundzwanzig Zeilen abgeteilt werden. Und da dergleichen längere Gedichte von Pindarischer Einrichtung waren, nämlich aus drei Stücken bestanden, wovon die ersten zwei der Stoll hießen und wie στροφη und ἀντιστροφος nach einerlei Melodie gesungen wurden, der dritte aber, der Abgesang genannt ward und wie der ἐπῳδος seine eigne Melodie hatte, so brauche ich weiter keine Ursache von meiner überschriebenen Abteilung anzu-

geben. Die ersten acht verschränkten Reime sind der Stoll und die andern funfzehn der Abgesang; diese zusammen heißen ein Gesätz, und dergleichen Gesätze hat das Lied funfzehn.

„Beim Wagenseil kommen die Noten zu obgenannten vier gekrönten Tönen vor; und es dürfte nicht uneben sein, die vom langen Ton Regenbogens daraus beidrucken zu lassen.

„Das Lied selbst ist für einen Meister des funfzehnten Jahrhunderts, in dessen Ablaufe es augenscheinlich gedruckt ist, viel zu gut. Und wenn die ältern Meister des dreizehnten Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es für eine Beleidigung aufnahmen, wenn ein andrer in dem ihnen eignen Tone dichtete, so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser desselben sein.

„Ich muß aber auch im Gegenteile bekennen, daß mir jene Pindarische Einrichtung der Gesätze das Alter des Liedes wiederum verdächtig macht. Denn es ist nirgends eine Spur zu finden, daß man im dreizehnten Jahrhunderte den Pindarus in Deutschland gekannt oder sich in der geringsten Kleinigkeit die griechische Poesie zum Muster genommen habe. Es wäre denn, daß unsre Dichter eine solche Einrichtung etwa den Provençalen abgesehen hätten, welchen sie eher bekannt werden können."

Außer diesem letztern Umstande verstattet es auch wohl die Sprache dieses Liedes nicht, ob sie gleich der Sprache der Minnesinger sehr nahe kommt, die Zeit seiner Verfertigung so weit hinauszusetzen. Aber von dem weit schlechtern Charakter der spätern Meistergesänge des sechzehnten Jahrhunderts unterscheidet es sich doch ungemein. Ich glaube daher, es gehöre in die Zeit des Ueberganges der Minnelieder in die lyrischere, abgemessenere Form des Meistergesanges, die ohne Zweifel gegen die Mitte und in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts fällt; und sein Wert ist dann um desto größer, je seltner poetische Proben dieser Periode sind. Ueberhaupt scheint mir die der Pindarischen freilich sehr ähnliche, aber deswegen doch nicht notwendig von ihr entlehnte Form der Meistergesänge, die man von Puschmann*) und Wagenseil**) umständlicher beschrieben findet, keine ursprüngliche Erfindung jener ältern Meister zu sein, von welchen man die Töne benannte, sondern man gab ihnen vielleicht diese Benennung erst später, um diesen Tönen dadurch mehr Ansehen zu geben und das Andenken jener vorgeblichen Erfinder des Meistergesanges dadurch desto länger zu erhalten. Auch war das Verbot, sich der vier gekrönten Töne zu bedienen, nicht allen Singeschulen dieser Dichterzunft gemein. In der von Puschmann Bl. 14b eingerückten Schulordnung steht gleich anfangs: „Vnd sollen die vier Haupt-Thöne der vier

---

*) Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, durch Adam Puschmann von Görlitz. Gedruckt daselbst 1574. 4. — Eschenburg.

**) In seinem bekannten Buche „Von der Meistersinger holdseligen Kunst Anfang" u. s. f. — Eschenburg.

gekrönten Meister für andern Thönen keinen Vortheil haben, die sonst auff andern Schulen breuchlich."

Die Melodie des langen Tons Regenbogens, in welchem dies Lied geschrieben ist, habe ich hier aus dem Wagenseil beigefügt, aber mit Weglassung der von ihm im Abgesang angebrachten Taktstriche, wodurch die ganze Weise eine falsche Bewegung erhalten und alle auffsteigende Noten im Niederschlage stehen, folglich die Scansion durchaus zerrütten würden.

Woher der Inhalt dieses Liedes genommen sei, weiß ich vorderhand nicht nachzuweisen; höchst wahrscheinlich aber aus irgend einer italienischen, damals schon ins Deutsche oder Lateinische übersetzten Novelle. Man weiß, wie gangbar zu dieser Zeit dergleichen Erzählungen waren, und meine Voraussetzung hat daher nichts Befremdendes. Wahre Geschichte scheint indes aus den Begebenheiten der ältern Grafen von Savoyen dabei zum Grunde zu liegen.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urteilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Oktav herauskam und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu sein müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor Joh. Geo. Scherz von 1704 bis 1710 in elf akademischen Dissertationen mit einem weitläuftigen Kommentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sei und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicherweise mit; denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden, und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 geriet ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln sein könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke, in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte.*) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders, in sofern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte, so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für wert hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden, besonders vom Johann Saubertus in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzet, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden.**) Allein weder Saubertus noch sonst jemand hatte etwas daraus mitgeteilet, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre, und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Wert erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

„Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand" u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er verdruckt sei, das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte, ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts als ein früher unbekannter Abdruck derselben sei?

Ich hätte gleich damals durch meine Freunde in Braunschweig sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen, der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen, und wir werden bald hören, woran wir sind.

---

*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen, Teil II. S. 21.

**) *Jo. Sauberti Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis.* Norib. 1643 in 12mo, p. 116.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermutet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sei. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten sein lassen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah, und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich zu meiner nicht geringen Freude in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch schlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben, unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so wert hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten —, so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward; denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für *seinen* Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indes auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 verstehet, wird leicht begreifen, daß weder *Scherzen* noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wider in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich, und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse, da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar außer dem unsrigen nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir

der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen.*)

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken sein. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben, so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu.**) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegengesetzet haben.***) — Die Blätter, deren in allem achtundachtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginiert noch gezählt, ohne Kustos und Signatur; daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fraktur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppelmittelfraktur heißt. Dem ersten Ansehen nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Konrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünfundzwanzig. — Die Anfangs-

---

*) Nämlich in einem neuen Werke (*Idée générale d'une Collection complette d'Estampes* etc., à Vienne 1771, p. 275), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen erteilte Beschreibung mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

**) Nämlich daß es in klein Folio sei und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen kopieren und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

***) *Christ. Gottl. Schwarzii Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur*, pag. 45.

buchstaben einer jeden Fabel sind rot hineingeschrieben; mit welcher roten Tinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind, als wodurch, die illuminierten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet, daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht als das Punkt, und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numerieret und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen, aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführet oder führen könnte, selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren vor dem Herrn von Heineke auch bereits vom Saubertus angeführet und lauten so:

„Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Gott behut uns vor seiner plag. Amen."

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh, und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet sein soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige, und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands sein, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Kölnische Chronike doch nicht rechnet, sondern sie müßte schlechterdings die allererste sein; denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre, und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser

*) *Histoire de l'origine et des premiers Progrès de l'Imprimerie,* Part. I. p. 86.

Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich sein, daß eine so nützliche und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken geraten wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wieweit aber der Augenschein diese Vermutung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheinet selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu sein, und wenigstens wollte er ein Mißverständnis dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe bloß da, es sei in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte." Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind, und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts darwider, und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet sein. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnötig, noch itzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber in seinem neueren französischen Werke auf seinem Argwohne nicht bestehet, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden.*) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heinecke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzet worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen etwas entgegensetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sei. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegenstehen und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurteilungen des Auges gründen.

---

*) *Idée générale*, p. 277.

Vor itzt liegt mir an allem dieſen nichts; genug, das Buch iſt da, mag es doch entſtanden ſein, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text iſt.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Leſern nicht bekannt zu machen, ſondern allein das Verhältnis, in welchem er mit dem Texte ſtehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieſes aber kann nicht beſſer geſchehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder ſelbſt urteilen kann, wie weit er ſich an Sprache und Rechtſchreibung von dem neuen aus ſorgfältig verglichenen Manuſkripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern an Richtigkeit und Vollſtändigkeit entweder vorzuziehen oder nachzuſetzen. Ich will alſo ohne alle Wahl, ſo wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichſter Sorgfalt Buchſtabe für Buchſtabe kopieret, hier mitteilen und von der erſten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nuſſe vant
Der hette er geſſen gerne
Im was geſagt von dem kerne
Der wer gar luſtiglich unde gut
Beſwert was ſein thum̄er mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der ſchalen darnach zu hant
Begreiff er der ſchalen hertikeit
Von den nuſſen iſt mir geſeit
Sprach er das iſt mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er ſie zu derſelben fart
Der kerne der nuſſe im nye wart.

Demſelben affen ſein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verſchmehen lange ſuſikeit
Wenne man das feuer entzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleſet mee
Biß es entzundet wirt wol
Und dan̄ hitz gibt als es ſol
Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtlichs leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden

Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck ist bereit
Ee das feuer der myn̄e
Im entzundet sein sin̄e
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachteil des alten Bambergischen Druckes ausfalle, daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden, so wird er doch auch nicht in Abrede sein, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile lieset:

„Die nuß der kerne im nit wart,“

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer:

„Der kerne der nusse im nye wart?“

Denn man sagt doch wohl ohnstreitig: *der Kern der Nuß*, und nicht: *die Nuß des Kernes*. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen:

„Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen,“

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüssig und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweite Probe sei die *neunte* Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unsrer die *achte* ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart

Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wan ich am allermeisten gevochten han.
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusamen haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan.
Und musten hungerig von dan̄en gan

Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wan sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wan gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan.

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier gibt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen sein. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

„Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?"

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzet ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben:

„Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß,"

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nötig sein wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne und ihrem Esel, nach der Ordnung die zweiundfunfzigste in der neuen und die sechsundvierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man
Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen

Numer dum nomen
Sprachen ſie alle ſehet an
Wie thut der alt man
Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den eſel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der eſel auch ſoll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſehet an
Wo torecht die peide ſint
Der alte man und auch ſein kint
Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat
Da ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen
Sie wurffen den eſel nider
Zuſamen punten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der vater ſprach
Der ſun vil jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſei dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peyde er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Davon rat ich dir

Das du thust recht und wol
Die werlt ist aller poßheit vol
An straffe mag nymant genesen
Wer mag an hinder rede gewesen
Wer an eren mag bestan
Der sol durch kein dinck abelan
Er soll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie viel ein mensch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Gesehen sind vil leut plint
Der herze so vergifftig sint
Was sie horen oder sehen
Das sie darzu das poste iehen
Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß), sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

„Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man."

Zwischen 44 und 45 fehlet:

„Sus gingens uff der straffe hin
Der esel ging auch ler mit in,"

desgleichen nach der 64sten:

„Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen."

Denn so lieset dieses alles die neue Ausgabe der Schweizer vollständiger und richtiger; welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja, ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten

Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe sein würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses sein sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorneherein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal geriet ich im Blättern an das Ende und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sei, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit Eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspiel nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispiel gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sind mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat

Wer es liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen
Und wem es zu lieb getiċht ſey
Der muß ym̄er werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein ſele befind nym̄er wee.

Ich will mich itzt nicht bei einzeln Stellen aufhalten, welche ſo, wie ſie hier geleſen werden, kaum verſtändlich ſind. Ich will nur ſogleich meine Leſer jenen Umſtand bemerken laſſen, der mir ſo beſonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben ſie ihn ſchon von ſelbſt bemerkt. Es iſt die Zeile:

„Hundert peiſpil han ich geleit.“

Hundert Beiſpiele! Ganze hundert Fabeln alſo, ſagt der Dichter ausdrücklich, daß er in ſeinem Buche erzählt habe. Und wo finden ſich dieſe hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Dieſe hat deren nach eigner Numerierung nicht mehr als vierundneunzig oder gar nur dreiundneunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handſchrift angefangen, ſpringet die Zahl von XXIII ſogleich auf XXVI. Und obſchon darzwiſchen auf der 46ſten Seite ein Abſatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen ſollte, weil er eine beſondere vollſtändige Fabel iſt, ſo fehlet doch noch immer Nummer XXV, und in allem fehlen folglich an der vollen Anzahl von hundert ganzer ſieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird ſie doch vollzählig haben, dieſe hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen, und zu meinem großen Leidweſen fand ich in ihr deren gar nur fünfundachtzig. Alles, womit ich mir alſo vorderhand noch ſchmeicheln konnte, war die Unwahrſcheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen ſollten.

Und ſo war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer ſ e ch ſ e reicher, ſo daß, wenn die Anzahl XCIV in der ſchweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unſers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den dreiundneunzigen nämlich, welche dieſe neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergiſchen Nummer VI, XVII, XXIV,*) XXXVII, XLVIII, LIV, LVI, LIX, LXIV, LXVI, LXXI, LXXV, LXXXI und LXXXIII, folglich in allem vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neunundſiebig bleiben würden. Dagegen hat ſie, wie geſagt, ſechs eigene, die jener ab=

---

*) So ſollte nämlich, wie ſchon berühret worden, in der ſchweizeriſchen Ausgabe der Abſatz S. 46 numerieret ſein, welcher ſich anfängt:

„Es war ein wiger vroeſchen voll“ ꝛc.

gehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mitteilen will. Sie folgen auf die neunundsiebzigste alle hinter einander und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die schweizerische Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vierundneunzigsten oder eigentlich dreiundneunzigsten in einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon. *)

Alle diese sechs Fabeln (die zweiundachtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Name in Papius verstellet worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft und die ich in den zweiten Beitrag verspare. Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Handschrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mitteilet, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sei auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren und sei so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber," fährt er fort, „dieser braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält; zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen, obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verfasser wie die Fabeln selbst das XCI. Kapitel nennet. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnet:

*) Die folgenden sechs Fabeln fallen aus unserm Texte weg; sie finden sich bei Boner Nr. 95—100.

„Von Riedenburg ist er genan̄t,
Gott muß er ymer seyn bekant,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Ymer zu gut werden
In Himel u. auf erden."

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756,*) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottscheds Entdeckung noch nichts oder wollten nichts davon wissen, sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottscheds Namen Gebrauch davon zu machen. „Man hat," sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser itzt bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt" u. s. w. Und in der Note berufen sie sich desfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen, so wären sie es wert, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich bloß von ihm verführen lassen, sondern daß sie bei eigener Einschauung der Handschrift sich freierdings der nämlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben, und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottscheds Schaffung eben derselbe Burggraf von Rietenburg sei, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie außer der Aehnlichkeit des Namens doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottscheds Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — — Denn kurz, wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden; allein es ist nur schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrtum einzusehen, welcher mit einem Worte darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

*) Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit, S. 424.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe*) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten „Sein sele befind nymer wee" schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang eben dieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

„Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen Unglück ymer mee
Sein sele befind nimer wee,"

unmittelbar in der Handschrift folget:

„Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ymer sein bekannt" —

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zulieb das Buch getichtet sey? Besonders, da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer sein kann als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuskript noch einmal hersetzen und ihn zu leichterer Verständnis notdürftig interpunktieren, jedoch ohne weiter das Geringste darin zu ändern.

Von dem meister der ditz puch von latein
zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.

*) Erster Beitrag, S. 22 [oben S. 59 f.].

Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gart of gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte Wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geslochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genant,
Got muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger sein?

Alles, was sich zu Gottscheds Entschuldigung noch etwa sagen ließe, wäre dieses, daß der Epilog, so wie ich ihn hier mitteile, nicht aus eben derselben Handschrift genommen ist, die ihm zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten, und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich:

„Und der es zu dewtsch pracht,"

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort:

„Und das er das zu teutsch hat gepracht,"

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu sein scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das er in dem

„Von Riedenburg ist er genant"

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle, so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus hersetzen:

„Von Ridenburg ist er genant
Got muß er ym̄er seyn bekant
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In him̄el und auf erden.
Er ist genan̄t Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen."

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen, und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46ste Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunktieren sei? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen, wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß? Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben so wohl eine Familie gewesen sein als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das Falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen

ist ein späterer Hier. Boner sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt, so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt erteilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe und worauf mich zum Teil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige sein mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzusetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt (die sie aber lange nicht alle mehr enthält), die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die letzten sechse aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgeteilet habe und sich hier bald besser, bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urteilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88ste, daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischof tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn

Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thine darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungetzalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevolhen habt
Dem der euch kenet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt versait
Zuhannde sol der pfleger wesen
Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie konen schern
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge list was
Daß die schoff werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn
Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onetzale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten sol
Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweiten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urteilen zu können und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammensetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun, auch noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernum̄en han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertzpriester siech lag
Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb
Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er
Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt

Sie werden geßen also pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen das glaub mir
Diese red hört ein weyser man
Er ließ die red nit lenger stan
Er sprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Dem ir befolhen habt so mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und sein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verseyt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen
Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol
Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da nymmer wirt vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sie kun̄en schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weis pischoff der befale
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht
Das der hüten sol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon den im got selber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur

einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

„Nun hat er einen junglingk,"

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch:

„Ein schuler kundig auf alle ding"

ergänzt und fortfährt:

„Bey dem was seines vettern kint,"

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheinet, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verschiedne Personen sein sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht sein, und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmlungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

„Nu het er einen jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint,"

und dieses verstehe ich so, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll als außer einem, in welchem Verstande die Partikel bei von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt, er wußte vielmehr alles und jedes — gerade wie manche unsrer heutigen theologischen Kandidaten —, nur freilich eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam: er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die in der so weit guten zweiten Handschrift gleich darauf folgende Zeile:

„Der war dem pischoff lip über alle dinck,"

dafür von ihm nicht, sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 6ten eben derselben für sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre echte Wort sei; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes sowie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift leere und schale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzeln Kleinigkeiten auf und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der

sich ohne allen Anstoß noch itzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisieret zu sein oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe? Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch:

„Von einem Bischof liest man das,
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler, kundig auf alle ding,
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet, als er begert,
Doch des Amptes was er unwert.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit en kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dumm dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget

Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! Das noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!"

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darin, und nur durch eine kleine Wahl, durch eine notdürftige Interpunktion, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder Reim noch das Silbenmaß noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist alles wie neu geworden, wenigstens durchgängig verständlich, und es würde bloßer Ekel sein, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nötige Vorrat finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anraten, bei welchen es auf historische Ge-

wißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgeteilet, der uns den wahren Namen des Dichters angibt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl sein, und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottscheds Angabe, wie wir gesehen, von 1402 sein soll.*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzelei und kömmt der Schrift in unsern ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, sondern die Vollständigkeit und der Reichtum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden, sondern nur sechsundneunzig und hatte anfangs deren gar nur fünfundachtzig enthalten, indem nach der fünfundachtzigsten der Epilogus folgt und die übrigen elfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechsundneunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen, aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können und hier mitzuteilen.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche

---

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehret.

Wie hab ich mein freud verlorn
Mich luſtet paß des gerſten korn
Wann du piſt nit nutz mir
Was nutzeſt mich was ſol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein ſchon noch dein adelkeit
Hett dich meiſter yppocras
Der konnd dein genieſſen pas
Dann ich du piſt mir unbekant
Der han warf hin den ſtein zuhant
Eins haberkorns het er begert

Gaiſtlich dieſe beiſchaft iſt geſeyt
Dem torn der ſein kolben treyt
Der iſt im lieber dann ein reich
Dem torn ſein alle ding geleich
Die weißheit kunſt und ere gut
Verſlahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelſtein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelſtein gelaub mir
Alſo ſtet auch der torn gir
Ir ſitt und ir geperden
Iſt auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des ſteines kraft
Noch mynner was in der beyſchaft
Verborgen guter ſynn iſt
Dartzu vil hoher menger liſt
Die dem narren gar fremd ſind
Geſehent ſind die narren blind
Der tor ſol für ſich gan
Und ſol die beſchaft laſſen ſtan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geſchiht.

Wenn wir nun zuſammenrechnen, ſo wird ſich finden, daß uns höchſtens nur noch eine Fabel fehlt, um ſie alle hundert wieder beiſammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zweiundneunzig,*) ſechſe hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert, und eine liefert hier unſere zweite Handſchrift. Das

*) Hier muß ich einen Irrtum verbeſſern, den ich im erſten Beitrage, S. 24 [ſ. oben S. 60], begangen habe. Es iſt nämlich falſch, daß der Abſatz S. 46 in der ſchweizer Ausgabe die Zahl XXIV haben müſſe. Denn es iſt keine beſondere Fabel, ſondern gehöret zu Nummer XXIII, welches bloß die Einleitung dazu iſt, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unſers Dichters, nicht für eine beſondere Fabel gerechnet wird, ſondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überſchrieben iſt. Der Sprung in der ſchweizer Ausgabe bleibt alſo zwiſchen XXIII auf XXVI von zweien, und anſtatt der angegebenen XCIV Fabeln enthält ſie deren nur XCII.

macht neunundneunzig, und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch sein, daß er dem ungeachtet, was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23ste Fabel von den Fröschen mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch sie in zwei besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat. In der ersten nämlich ist der Eingang Von Eigenschaft und die Fabel Von Freiheit überschrieben. In der zweiten aber heißt die Ueberschrift des Einganges: Die im selber Herrschaft kaufen, und die Ueberschrift der Fabel: Wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche sowohl in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweite Handschrift, aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet bloß: „Hier hebt sich an ein maister Esopus genant,“ vor dieser aber: „Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und haysset der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getiecht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut ze horen sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck.“ Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel Der güldne Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig sein, zu wissen, was das für Gedichte andrer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Teil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe, und so folgen denn die übrigen ohngefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist ebenfalls nur auf Papier um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch, sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie

gleichermaßen wie jene außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Teil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu teilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie bloß die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indes noch immer gut, und ich könnte aus ihr sowie aus der dritten mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern bloß aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntnis zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satirischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte, oder nächst der Gabe zu erzählen ein Verdienst mehr. Also noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird," schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel Vom Müller und seinem Sohne gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein übersetzt, ist freilich von den meisten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte aus keinem itzt bekannten ältern Fabeldichter genommen, sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind." Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat, er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertel von unsern alten deutschen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind und ich von den übrigen fünfundzwanzig wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die aller Wahrscheinlichkeit nach älter als unsere Fabeln sind. Ob aber dem ungeachtet die

anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtenteils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders sein will als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts als der versifizierte Romulus, bis auf das vierte Buch, und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abteilung fortgehen, hat Boner bloß die 39., 49., 50., 51., 52., 53., 56., 57. und 58. unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärtsher entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu sein scheinet. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesamten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses itzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen, diesen nämlich: daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer (Anfang und Ende fehlen) befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eignen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß sein, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Wert haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Itzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkömmt, nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:
Et nucleum celat arida testa bonum.

den Bamberger Druck und das zweite Manuskript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
2]	I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Praef.
3]	II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
6]	III.	- - 3.	- - 3.	Anony. fab. III.
7]	IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
9]	V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
12]	VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
4]	VII.	- - 6.	- - 6.	- - —
5]	VIII.	- - 7.	- - 7.	- - II.
8]	IX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
10]	X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
11]	XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
13]	XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
14]	XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
15]	XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
16]	XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
17]	XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
18]	XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
19]	XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
20]	XIX.	- - 17.	- - 17.	- - XVII.
21]	XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
22]	XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.
23]	XXII.	- - 20.	- - 20.	- - XX.
24]	XXIII.	- - 21.	- - 21.	- - XXI.
25]	XXIV.	- - —	- - —	- - —
	XXV.	- - —	- - —	- - —
26]	XXVI.	- - 22.	- - 22.	- - XXII.
27]	XXVII.	- - 27.	- - 23.	- - XXIII.
28]	XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- - XXIV.
29]	XXIX.	- - 29.	- - 25.	- - XXV.
30]	XXX.	- - 30.	- - 26.	- - XXVI.
31]	XXXI.	- - 31.	- - 27.	- - XXVII.
32]	XXXII.	- - 24.	- - 28.	- - XXVIII.
33]	XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- - XXIX.
34]	XXXIV.	- - 25.	- - 30.	- - XXX.
35]	XXXV.	- - 26.	- - 31.	- - XXXI.
36]	XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- - XXXII.
37]	XXXVII.	- - —	- - 88.	- - XXXIII.
38]	XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- - XXXIV.

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
39]	XXXIX.	- - 37.	- - 34.	Anony. XXXV.
40]	XL.	- - 38.	- - 35.	- - XXXVII.
41]	XLI.	- - 32.	- - 36.	- - XXXVI.
42]	XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian. XXXIV.
43]	XLIII.	- - 34.	- - 38.	- - —
44]	XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony. XLIV.
45]	XLV.	- - 40.	- - 40.	- - XL.
46]	XLVI.	- - 41.	- - 41.	- - XLI.
47]	XLVII.	- - 42.	- - 42.	- - XXXVIII.
48]	XLVIII.	- - —	- - 89.	- - —
49]	XLIX.	- - 43.	- - 43.	- - —
50]	L.	- - 44.	- - 44.	- - XLII.
51]	LI.	- - 45.	- - 45.	- - XLIII.
52]	LII.	- - 46.	- - 46.	- - —
53]	LIII.	- - 47.	- - 47.	- - —
54]	LIV.	- - —	- - 91.	- - XLV.
55]	LV.	- - 48.	- - 48.	- - XLVI.
56]	LVI.	- - —	- - 92.	- - XLVII.
57]	LVII.	- - 49.	- - 49.	- - XLVIII.
58]	LVIII.	- - 50.	- - 50.	- - —
59]	LIX.	- - —	- - —	- - LIV.
60]	LX.	- - 51.	- - 51.	- - LV.
61]	LXI.	- - 52.	- - 52.	- - LIX.
62]	LXII.	- - 53.	- - 53.	- - LX.
63]	LXIII.	- - 54.	- - 54.	Avianus I.
64]	LXIV.	- - —	- - 93.	- - II.
65]	LXV.	- - 55.	- - 55.	- - III.
66]	LXVI.	- - —	- - —	- - IV.
67]	LXVII.	- - 56.	- - 56.	- - V.
68]	LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- - VI.
69]	LXIX.	- - 58.	- - 58.	- - VII.
70]	LXX.	- - 59.	- - 59.	- - —
71]	LXXI.	- - —	- - 94.	- - —
72]	LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
73]	LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
74]	LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
75]	LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
76]	LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —
77]	LXXVII.	- - 64.	- - 64.	- - XI.
78]	LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
79]	LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
80]	LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXXIII.
81]	LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.	
82]	LXXXII.	- - 68.	- - 68.	Avianus	—
83]	LXXXIII.	- - —	- - —	- -	XVI.
84]	LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- -	XVIII.
85]	LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- -	—
86]	LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- -	XIX.
87]	LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- -	—
88]	LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- -	XXII.
89]	LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- -	—
91]	XC.	- - 75.	- - 75.	- -	XXVI.
90]	XCI.	- - 76.	- - 76.	- -	XXIX.
92]	XCII.	- - 77.	- - 77.		
93]	XCIII.	- - 78.	- - 78.		
94]	XCIV.	- - 79.	- - 79.		
95]	- - -	- - 80.	- - 80.		
96]	- - -	- - 81.	- - 81.		
97]	- - -	- - 82.	- - 82.		
98]	- - -	- - 83.	- - 83.		
99]	- - -	- - 84.	- - 84.		
100]	- - -	- - 85.	- - 85.		
1]	- - -	- - —	- - 90.	Anony.	I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrifft. — — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. Die Sprache", sagt er, „die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verrät einen Verfasser aus dem blühenden Alter der schwäbischen Poesie." — Je erfahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund, und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Fakta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen Siècles geformt zu sein scheinet? Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der

Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen." Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Teil verständlicher, d. i. ein gutes Teil jünger, unsrer itzigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Gibt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden, ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedne Orthographien als verschiedne Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schließen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen, so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verrät. Zeiten, welche einen Hugo von Trimberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urteil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind als diese vorgegebenen Fabeln des schwäbischen Zeitalters.

Was der schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu sein. Scheint, sage ich; denn im Grunde ist es doch nur auch dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man," sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urteilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden." Wie wohl stünde es mit der Kenntnis der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe! Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen sein, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik itzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch andere betriegen will. —

So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimierte. Alle übrige, sowohl die zweite der Schweizer als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei, wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen und bloß daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger sein müsse als der Verfasser des Renners und vermutlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe, Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen und fast den Wert förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des „Renners", sein müsse, läßt schon Trimbergs Stillschweigen von ihm vermuten. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde, sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lektüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehöret hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts Ueberflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nötigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mitteile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Itzt will ich bloß diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß: in beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite ist und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg, und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten

Werke, als Boners Fabeln seit ihrem Dasein gewesen zu sein scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

„Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabei sich wollen bessern heut."

Er hat sie vernommen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für wert, zur Belehrung anderer niedergeschrieben zu werden. Drückt man sich so aus von einem Märchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkömmt? Denn wie wir gesehen haben, fängt dieses Märchen beim Boner überall an:

„Von einem Bischof liest man das."

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgibt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimbergs habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein spätrer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt und damit den Anonymus des Nevelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus gibt, will ich an seinem Orte zeigen. Itzt will ich die Erzählung selbst nach Trimbergs Vortrage nur ganz hersetzen, um urteilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätiget wird.

„Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,

Und lies mier die böſten ligen.
  Damit ward der red geſwigen.
Nu ſas ein geiſtlich man do bei,
  Der ſprach diſſ: dir geklaget ſei
Got herre, das man den nicht ſol
  Zu ſechzig birn getrawen wol,
Dem tauſend ſele empholen ſind!
  Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
  Getraut, als leider me geſchicht,
Das ſelen bas feiler ſind den birn.
  Des unbild geht mir in mein hirn."

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu ſich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieſer Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit beſſer und überraſchender als dort? Welcher Nacherzähler iſt nicht weitſchweifig und wäſſrig? und welches Kennzeichen der Urſprünglichkeit iſt ſichrer als die Anwendung gerade nur ſo vieler Worte, als eben zum vollſtändigen Ausdrucke unentbehrlich ſind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beim Boner, um ſein Alter noch genauer zu beſtimmen und zu erhärten, daß er wohl nicht früher als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geſchrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel Vom Müller, ſeinem Sohne und ihrem Eſel, über die vor zwanzig Jahren zwiſchen Franzoſen und Deutſchen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen ſich die Erfindung derſelben zueignen könnte.*) Daß es eine deutſche Erfindung ſei, blieb ausgemacht, es ſei nun, daß ſie Camerarius, wie Gottſched wollte, aus unſers Boners alten deutſchen Fabel entlehnt habe oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzoſe für wahrſcheinlicher hielt. Denn Poggius ſelbſt bekennet in der Einleitung derſelben, daß ſie ſich aus Deutſchland herſchreibe, und eben dieſe Einleitung iſt es, die mir zu meiner Abſicht hier dienen ſoll. Dicebatur, ſchreibt Poggius,**) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute, cum nequaquam possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset*. Senem, ait, fuisse . . . und wie die beſagte Fabel daſelbſt weiter lautet, die bei unſerm Boner die 52ſte iſt in der Ausgabe der Schweizer. Wer ſieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung

*) Die Aufſätze, in welchen dieſer Streit geführet wurde, ſehe man im „*Journal Etranger*“ und in Gottſcheds Neueſten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zuſätze und Berichtigungen, deren ſie fähig ſind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

**) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset, und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Papst Martinus' V., also von 1417 bis 1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten, und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühstens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter sein kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch notwendig das, quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset? Ist nuper nicht eben so wohl zu vidisset zu ziehen als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht sein? Wahrlich nicht, und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indes, was an diesem Exempel für mich das Beste ist, ist dieses, daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit aus einander sein kann. Was Poggius selbst oder sein Bekannter in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht sein, wenigstens nicht sehr viel früher, weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihresgleichen Kenntnis gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte: „Poggius selbst oder sein Bekannter“; denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Konziliums zu Kostnitz in diesen Gegenden von Deutschland gewesen und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht in mehr als einer eines von den oben beschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln mit Gemälden zu Gesichte gekommen sein, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier so gar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist, als der Vorläufer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiterhin so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst widerfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756 seines Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma De quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt, wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen, mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, teils wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, teils wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

Thomas Murner.

Berichtigung dieses Artikels beim Marchand, Dictionnaire Historique etc. A la Haye 1758. To. II.

Ich war lange begierig gewesen, den eigentlichen Verfasser dieses sinnreichen Werkes zu kennen, welches zu den wenigen deutschen Schriften gehört, die fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden, als ich es von ungefähr in der neuesten Ausgabe des Jöcherschen Gelehrten-Lexikons für eine Geburt unsers Murners angegeben fand. Ich glaubte der Angabe, ohne zu untersuchen, welchem von seinen Gewährsmännern Jöcher sie nachgeschrieben habe. Auch noch itzt mag ich mir nicht die Mühe nehmen, der Sache auf den Grund zu gehen; genug, ich weiß, daß sie falsch ist. Denn aus einer alten Ausgabe des Eulenspiegels, die sich in der Bibliothek befindet (25. Ethic. 40), habe ich gelernt, 1) daß er bereits gegen 1483 geschrieben worden; 2) daß er in sächsischer Sprache, das ist, auf plattdeutsch geschrieben worden, und 3) daß sein Verfasser ein Laie gewesen, der ganz und gar kein Lateinisch verstanden. Alle diese drei Punkte aber passen ganz und gar nicht auf unsern Murner. Denn Murner konnte 1483 unmöglich schon Bücher schreiben, da er sich 1499 noch einen Pariser Studenten nennt,*) der vielleicht nur eben Magister geworden war. Noch weniger konnte Murner plattdeutsch schreiben; denn er war ein geborner Straßburger. Auch würde es mehr als Bescheidenheit, es würde Lüge gewesen sein, wenn er sich für einen unstudierten Laien ausgegeben hätte, der kein Lateinisch könnte, so schlecht und barbarisch auch schon sein Latein sein mochte. Die alte Ausgabe des Eulenspiegels, woraus ich diese Nachrichten habe, ist in Quart, gedruckt zu Augsburg durch Alexander Weißenhorn im Jahr 1540, und führt den Titel:

„Eyn wunderbarliche und seltzame History von Dyll Ulnspiegel, bürtig aus dem Lande Brunschweig, wie er sein Leben verbracht hatt, neulich aus Sächsischer Sprach auff gut Teutsch verdolmetschet, ser kurzweilig zu lesen mit schönen Figuren."

---

*) S. d. innere Aufschrift der *Invectiva:* Fr. Th. Murner sacrarum literarum studens Parisiensis.

Hier ist die Versicherung von dem zweiten Punkte, die Grundsprache betreffend, in welcher der Eulenspiegel geschrieben worden. Die andern beiden Punkte aber finden sich in der Vorrede bestätiget, die nach ihrem größten Teile, der hieher gehört, folgendermaßen lautet: „Als man zahlt" u. s. w.

*

Von Murners Invectiva contra Astrologos.

Es hatten, als Kaiser Maximilian 1499 den Krieg mit den Schweizern anfing, einige Astrologen, ohne Zweifel um ihn von diesem Kriege abzuschrecken, prophezeit, daß er selbst seinen Tod und Untergang darin finden würde, und diese Prophezeiung ist es, gegen welche Murner loszieht und deren Ungrund er aus allen Gründen, die ihm die damalige Philosophie an die Hand gab, in vollem Ernste bestreitet. Die ganze Schrift besteht aus 6 Blättern in Quart, auf deren erstem unter dem Titel ein Holzschnitt befindlich, wo ein doppelter Adler zu sehen, mit einem Paar Zwillinge auf der einen und einem alten Manne, der einen Topf auf einer Scheibe dreht, auf der andern Seite. Die Zwillinge waren das Zeichen, unter welchem der Kaiser geboren war, und der alte Töpfer soll ohne Zweifel den bedeuten, in dessen Händen allein unser Schicksal ist. Murner heißt auf dem Titel liberalium artium magister, nicht, wie Leich sagt,*) liberalium artium studii Parisiensis magister. Das Ganze ist in Form eines Briefes an Werner von Mörsperg und datiert Ex Argentina octavo die Maji Anno Domini MCCCCLXXXXIX. Drucker und Druckort ist nicht bekannt.

*

Schriften Murners, von denen ich zweifele, ob sie wirklich gedruckt sind.

1) Ein Buch von der Perspektive, welches M. in dem Traktat De Pythonico contractu anführt mit diesen Worten:

> Sicut nec sol causat alium et alium radium in aëre et in aquanisi propter diversitatem recipientium, quod in Perspectivis nostris conclamatum est.

2) Ein Werk, betitelt Quadripartitum majus, wider die Astrologen, dessen er eben daselbst gedenkt:

> Hoc autem cum sit contra Astrologos, clarius de hoc loquar in Quadripartito meo majori.

Dieses Werks gedenkt er auch zum Schlusse seiner Invectiva contra Astrologos.

*

Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studieren will, dem rate ich, die Murnerischen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen.

---

*) *De origine et incrementis Typographiae.* Lips. p. 140.

Zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur,

von den Minnesingern bis auf Luthern.

Größtenteils aus Handschriften der Herzoglichen Bibliothek.

Angefangen den 1. August 1777.

„Von den Minnesängern bis zu Luthern ist ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genug, um zu sehen, ob dort auch Rosen an den Dornen wären. Du mußt ihn auf deiner Wanderschaft gehen."
Klopstock „An den, welcher die Geschichte unsrer Sprache schreiben wird."
Gelehrtenrep., S. 170.

Ich fange mit dem vierzehnten Jahrhunderte an, als der Stamm der sogenannten Minnesinger bereits geraume Zeit abgestorben war.

Wann hörten die Minnesinger eigentlich auf?

Und was war die Ursache ihres Aufhörens?

1. Die Frage ist von den Minnesingern und nicht von den Dichtern überhaupt. Daß die Dichter überhaupt von der Epoche der Minnesinger an bis auf Luthern nie aufgehört haben, ist eben zu erweisen; aber wohl jene erotische.
2. Sie hörten nicht nach und nach auf, wie alle Dinge in der Welt, sondern gleichsam durch eine plötzliche Unterbrechung.
3. Welche die Aufnahme der Dichtkunst nur in der Ermunterung und dem Beispiele der Großen suchen und daher die Regierung der schwäbischen Kaiser auch hier zur Triebfeder machen, werden sagen, daß der Untergang eben dieses Hauses mit dem Tode Konradins 1268 auch den Untergang der deutschen Poesie veranlaßt habe. Aber es ist noch gar nicht erwiesen, daß ein schwäbischer Kaiser irgend etwas für deutsche Dichter und Dichtkunst gethan habe, oder gar so viel gethan habe, daß der aufhörende Einfluß desselben in Deutschland so allgemeine Folgen hätte haben können.
4. Es muß also ein andrer Umstand dazu gekommen sein, der die erotische Muse in Deutschland schweigen machte; unter mehreren z. B. das Interregnum, welches auf die schwäbischen

Kaiser folgte und ganz Deutschland in die äußerste Zerrüttung setzte.

5. Es ist zu vermuten, daß vielleicht auch die erste Erscheinung der Geißelbrüder um 1260, die sich sehr bald aus Italien nach Deutschland verbreiteten, eine von den mitwirkenden Ursachen gewesen sei. Wenigstens hatte diese abergläubische Sekte in Italien selbst diese Wirkung. Denn der Monachus Paduanus (beim Urstisio, T. 1.) sagt ausdrücklich: Siluerunt tunc temporis omnia musicae instrumenta et amatoriae cantilenae. Sola cantio poenitentiae lugubris audiebatur ubique tam in civitatibus quam in villis. Es käme darauf an, auch bei deutschen Geschichtschreibern eine ähnliche Stelle aufzufinden.

1300.

Und hier stößt mir sogleich Trimberg auf, der seinen Renner um 1300 oder 1303 schrieb. — Aus ihm voraus die Stelle, wo die guten Dichter des vergangenen Jahrhunderts genannt werden, die damals schon anfingen, vergessen zu werden; berichtiget aus unsern Handschriften des Renners.

Geilikeit luder und unkeusch
Mutwill und unzimlich teusch
Haben mangen herren also besessen
Das sie der weis gar haben vergessen
In der hievor edel herren sungen
Von Botenlaub und von Morungen
Von Limpurk und von Windespek
Von Neiff Wildome und von Braunek
Her Walter von der Vogelweid
Wer des vergeß des wer mir leid
Allein er war nit reich des gutes
Doch was er sinniges Mutes
Her Reimar und Her Peterlein
Müzen diß Genoß an sinn wol sein

1180. Botenlaub, Graf Otto von Bottenlaube, von dem einige Strophen in den Maness. Minnesingern, T. I. 15. 16. Heinrich von Morungen, dessen Fragmente ebend. I. 49—57.

1181. Von Limpurk, der Schenke von Limburg. Ebend. 57—59. Windespek oder Winsbeck ist bekannt.

1182. Neiff ist ohne Zweifel Gottfried von Niffen, dessen Fragmente ebend. S. 22. 23.

Wildome ist sicherlich Der von Wildonie (ein undeutscher Name), dessen Fragmente ebend. S. 193. Im Frankfurter Druck steht statt Neiff Wildome, Niefertauwe.

1183. Her Walter von der Vogelweid. S. Minnes., I. S. 101—142.

1187. Her Reimar. In den Minnes. kommen zwei Reinmar vor. Einer ist Reinmar der Vidiller, dessen Fragmente T. 2. S. 110 stehen, und der andre Reinmar von Zweter, T. 2. S. 122—155 (eben der, dessen der Marner 2. 169 nicht zum besten gedenkt). Her Peterlein kenne ich noch nicht.

Desselben wil ich dem Marner jehen.
Wer maister Cunraden hat gesehen
Von Wirzpurg oder sein gedicht
Der setz in wol zu der pflicht
Wan er volgt ir aller spor
Doch rennet in allen der Marner vor
Der lustig teutsch und schön latein
Als frischen brunnen und starken wein
Gemischet hatt in süß gedön.
Meister Conrad ist worten schön
Die er gar verr hat gewechselt
Und von latein also gedrechselt
Das lützel layen sie vernemen
An teutschen puchen die nit zemen
Wer dichten wil der dicht also
Das weder zu niedrig noch zu hoh
Seines sinnes flieg, das mittel halte
So wirt er wert bey jungen und alten.
Was der mensch nich verstet
Treg es im in die oren get.
Des hör ich mangen toren vernichten
Meister Conrads meisterliches dichten,
Ich hör aber sein gedicht selten
Wol gelert pfaffen schelten.
Wer gar sich fleist an selzam reim
Der wil auch, das seines sinnes leim
Aussen an schönen worten kleb
Und lützel nuz darinne sweb.

Von Trimbergs Person.

Von dessen früheren Gedichten, welche verloren gegangen.

Vom Renner insbesondere.

Proben aus diesem Gedichte.

1. Die Stelle, wo die alten deutschen Romane genennt werden, die damals allgemein gelesen wurden.
2. Die Stelle von den verschiednen deutschen Mundarten und ihrem Gebrauche.
3. Die eingestreuten Fabeln und Erzählungen.

Noch um 1300 setzt die Helvetische Bibliothek (2tes St.) den Richtebrief der Bürger von Zürich oder das Municipalgesetz dieser

---

1189. Marner. Minnes., T. 2. S. 166—177, ein Schüler Walters von der Vogelweide, S. 173.

1190. Conrad von Würzburg. Minnes., T. 2. S. 199—207.

1195. Ist noch ein Lob des Marners, aus welchem man schließen sollte, daß er Deutsch und Latein unter einander gemengt habe. Gleichwohl ist dieses ein Fehler, den er gleich darauf an Conrad von Würzburg (zum Teil) tadelt.

Stadt, ehe Brun das Bürgermeistertum und die Zünfte eingeführt hat. Dieses Gesetz ist daselbst abgedruckt, mit Erläuterungen über die alte Sprache, in welchen viel Gutes ist. Unter andern sieht man daraus, daß die Schreibart swenne für wenn, swer für wer, welche man zum Teil auch in der Manessischen Sammlung findet, die damalige Schreibart und Aussprache der Züricher gewesen ist.

Anmerkung. Alle Gedichte und andre Werke, welche etwas für die unbefleckte Empfängnis der Maria sagen, müssen nach 1290 geschrieben sein. Denn primus pro illibata conceptione privatim scripsit Parisiis Raymundus Lullus, Beatus et Martyr dictus, videlicet Saec. II. scholastico et Christi anno 1290, et secundus Richardus de Media Villa Minorita, qui eodem anno florebat, schreibt Gesner in seiner Theol. dogm. schol. T. I. p. 26. Unter diese Dichter gehört z. B. auch Heinrich Frauenlob, s. das Jahr 1317.

1307.

Markgraf Friedrichs von Meißen (Diezmanns Bruder) Strophe in Spangenbergs Sächsischer Chronik, S. 472.

1309.

Unter dieses Jahr ziehe ich den steierschen Ottokar von Horneck, weil dessen gereimte Chronik, die vom Jahr 1250 anfängt, mit diesem Jahre sich endet. P. Hieron. Petz hat sie zum erstenmal im Jahr 1745 aus drei Manuskripten des 15. Jahrhunderts herausgegeben, und sie macht bei ihm den dritten Teil der Scriptt. rer. Austr. aus.

Von eben diesem Jahre ist eine Abschrift des „Renners", von einem Johann Trinhart zu Bamberg, die Herr Ebeling in Hamburg besitzt und verglichen zu werden verdient, weil sie vermutlich noch bei Lebzeiten des Dichters und vielleicht unter seinen Augen gemacht ist. Das Gedicht selbst heißt darin Centiloquium Magistri Hugonis de Trimberg. Sie ist auf Papier.

1314.

Bis zum Antritt der Regierung Kaiser Ludwigs IV. von Bayern.

Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß bereits 1235 Kaiser Friedrich II. den zu Mainz damals errichteten Landfrieden in deutscher Sprache aufsetzen lassen;

Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß Kaiser Rudolph I. 1279 verordnet, daß forthin alle Gesetze, Edikte und gerichtliche Akten in deutscher Sprache abgefaßt werden sollten, wie Aventinus, Crusius und Spangenberg behaupten:

So ist doch wenigstens gewiß, daß Kaiser Ludwig von Bayern der erste gewesen, der seine Gesetze, Privilegia und Belehnungen in deutscher Sprache gegeben.

Anm. Es gab auch schon vor Ludovico Bavaro deutsche Instrumenta und Diplomata.

1315.

Der erste ewige Bund der Eidgenossen. S. Waldkirch, I. S. 152.

1317.

Starb Heinrich Frauenlob, von welchem das Chronicon Alberti Argentinensis apud Urstisium, T. II. p. 108, nachzusehen ist. Er heißt darin magnus dictator, und cantica canticorum dictavit Teutonice.

Dictare, sagt Leibniz, Scr. Br. To. III. p. 677 Note, illis temporibus significabat epistolam scribere. Vergl. Hahnii Collect. To. I. und die Vorrede, worin er über das Wort dictamen handelt. Leibniz hat wohl Unrecht. Kommt dictare von dichten, oder dichten von dictare?

Seine Uebersetzung des Hohenliedes habe ich vielleicht in dem geschriebenen Auszuge der Geschichten des A. T. entdeckt. 81. 32. fol. S. d. J. 1458.

1323.

Ludwigs von Bayern Landfriede zu Nürnberg. S. Olenschlagers Samml. der R.-Absch., T. I. S. 43.

Um 1325.

Bartholom. Regenbog, seines Handwerks ein Schmied (zu Ulm). Von einem seiner Lieder, worin er Frauenlob als tot gedenkt, s. Spangenberg in Hanemanns Anmerk. über Opitz' Dichtkunst, S. 163.

Einige seiner Fragmente in der Maness. Sammlung, T. II. S. 197.

1331.

Eine Reisebeschreibung nach dem gelobten Lande, in niedersächsischer Sprache, von einem gewissen Ludolphus. (41. MSS. Blankenb. fol.)

In ihr kommt eben die Aufschrift auf den Pyramiden in Aegypten vor, die ich in meiner lateinischen Reisebeschreibung nach dem heiligen Grabe in den Weissenburgischen MSS. gefunden.

1333.

Kaiser Ludwigs Reichsabschied zu Eßlingen, wodurch die Pfahlbürger aufgehoben werden. S. Olenschlager.

1336.

Fängt die Limpurgische Chronik an, welche Faust von Aschaffenburg 1617 zuerst herausgab.

Es ist die älteste deutsche Chronik,*) so viel ich weiß, äußerst merkwürdig, weil sie so viele besondre Kleinigkeiten mitnimmt, daß sie auch fleißig der Lieder gedenkt, die jedes Jahr am meisten gesungen wurden, und sie also noch oft von mir wird angeführt werden müssen.

Der Verfasser war Notarius oder Schreiber der Stadt Limburg an der Lahn und 1317 geboren. Sie geht bis 1398.

1337.

Konrad von Ammenhusen hat das lat. Buch Jacob de Casallis vom Schachspiel in deutsche Reime gebracht. S. Schilter Catal. Auct. Germ., p. 36. Ein MS. hiervon, von einem Ulrikus Berner geschrieben, ist in unsrer Bibl. Nr. 81. 25. fol.

In den Kollektaneis der Gottschedin ein Lied über die Ausschaffung der Juden von Regensburg. Der Dichter nennt sich Hieronym. El und war ein Nagler zu Regensburg.

1347.

Gerlach, edler Herr zu Limburg. Von ihm sagt die vorbenannte Chronik S. 4:

„Auch was er der klugste Dichter von Teutschen und Lateinischen, als einer seyn mocht in allen teutschen Landen."

Reichard, Herr zu Westerburg oder Wesserburg, ein tapfrer Ritter. Die Limpurgische Chronik schreibt:

„Da wurden die von Coblenz jämmerlich geschlagen und niedergeworfen bey Grensauw, und verblieben ihrer todt 172 Mann, und wurden ihrer dazu 7 gefangen. Das thete Reinhard Herr zu Westerburgk. Derselbe war zwar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Gestalt, und ritt dem vorgenannten Kayser Ludewig nach, und machte dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zu brechen
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hett ich niemand der Mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uff Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das lase ich Sie verstehn rc.

„Da der vorgenannte Kayser Ludwig das Lied hörte, strafte er den Herrn von Westerburg und sagte, er sollte es der Frauwen gebessert haben. Da name der von Westerburg ein kurze Zeit und sagte, Er wolte es der Frauwen bessern, und sang dieß Lied:

---

*) Lierers Chronik ausgenommen, welcher bereits im 9. Jahrhunderte soll gelebt haben. Wenigstens muß der, welcher sie zuerst deutsch aufgesetzt und abgeschrieben, um 1133 gelebt haben, vermöge seiner eignen Erinnerung unter diesem Jahre.

In Jammer nöten Ich gar verbrinn
Durch ein Weib so minnigliche ꝛc.

„Da sprach Kayser Ludewig, Westerburg hat es nun wohl gebessert."

Diese beiden, Gerlach und Reinhard, sind also ein Beweis, daß, sobald Deutschland wieder ruhiger und glücklicher war, die Dichtkunst unter den Großen wiederum mehr Freunde gewann.

Ich will also in diese erste Hälfte des 14. Jahrhunderts verschiedene Dichter bringen, die wenigstens nicht später können gelebt haben und die ich für älter anzunehmen keinen Grund habe. Als:

1. Otto (Ulrich?) von Türheim; dessen zwei Heldengedichte, durch die er ein drittes von Wolfram von Eschenbach von vorn und von hinten erweiterte und fortsetzte. S. 30. 12. MS. fol.

1349.

Wiedererscheinung der Geißler. Von ihren Gesängen, welche in der Limp. Chronik Laisen heißen, s. auch Cramers Pommersche Kirchenhistorie, S. 65. (240. 1. Hist. fol.)

Frisch leitet das Wort Laisen von Eleison. Sollte es nicht vielmehr das alte französische lais sein, welches auch im Italienischen und Französischen vorkommt und von welchem der neueste englische Herausgeber des Chaucer Vol. IV. S. 164 nachzusehen ist?

1350.

„In derselbigen Zeit sung man ein neues Lied in Teutschen Landen, das war gemein zu pfeiffen und zu trommeln und zu allen Freuden:

Wisset wer den seinen je auserkieset
Und ohn alle schuld seinen treuen Freund verlieset
  Der wird viel gerne siegelos.
Getreuwen freund den soll niemand lasen,
Wenn man das vergelten nit en kan."

Limp. Chron., S. 18.

Die Chronik in niedersächsischer Mundart 83. 12. fol., worin noch manches Gute ist.

„Auf dieses sang man aber ein gut Lied von Frauwenzuchten und sonderlich auf ein Weib zu Straßburg, die hiese Agnes, und was aller Ehren werth, und trift auch alle gute Weiber an. Das Lied ging also:

Eines reinen guten Weibes angesicht
  Und frölich zucht dabey
Die seind warlich gut zu sehn
Zu guten Weiben han ich pflicht
  Wenn sie seind alles Wandels frey."

Limp. Chron., S. 18.

„Darnach nit lang sang man aber ein gut Lied von Weiß und Worten durch ganz Teutschland also:

Ach reines Weib von guter Art
  Gedenk an alle Stetigkeit
Daß man auch nie von dir sait
  Das reinen Weiben übel steit.
Daran soltu nun gedenken
Und solt von mir nit wenken
  Dieweil das ich das Leben han.

Noch ist mir eine Klage not
  Von der liebsten Frauwen mein,
Das ihr zartes Mündlein rot
  Wil mir ungenädig sein.
Sie wil mich zu Grund verderben
Unterst wil sie vor mich erben
  Dazu en weiß ich keinen rat."

Ebend., S. 19.

Um 1350 lebte auch Konrad von Mayenberg, Conradus de monte Puellarum, Canonicus Ratisbonensis, dessen verschiedene lateinische Werke bekannt genug sind. Er soll aber auch das Buch von der Natur ins Deutsche übersetzt haben, nach dem Zeugnisse der alten Drucke, die wir davon in der Bibliothek haben. Einer Augsb. bei Bänder, 1478, fol. Wir haben ein Mspt. von 1474, in welchem er selbst (50. 5. fol.) der Verfasser davon heißt und daß er es ursprünglich deutsch geschrieben. S. Baumgartens Nachrichten ꝛc., B. 2. S. 181.

1352.

Das Buch von den neun Felsen. MS. 78. 5, ein Werk von Taulern.

„In denselbigen Zeiten sang man dis Liedgen:

Ach Gott, daß ich sie meiden muß
Die ich mir zu der frauwen hatt erkoren,
  Das thut mir wahrlich allzumal wehe
Mocht mir noch werden ein freundlicher Gruß
Des ich so lange hab entboren."

Limp. Chron., S. 30.

1356.

„In dieser Zeit sang man das Tagelied von der heil. Passion, und war neu, und machte es ein Ritter:

O starker Gott
All unser Not
Befehlen wir Herr in dein Gebot,
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen,

Die Namen drey,
Die stehend uns bey,
In allen Nöten wo wir sein,
Die Nägel und das Sper und auch die Crone."

Ebend.

Güldne Bulle abgefaßt.

1357.

„In demselben Jahre sang und pfeiff man in allen diesen Landen dis Lied:

Mancher went, daß niemand besser sey, denn he,
Dieweil das ihm gelingen,
Dem wil ich wünschen, daß ihm nimer Heil gescheh
Und wil des frölich singen
Lieb, kehr dich an sein klaffen nicht,
Des bitt ich durch die Treuwe blos
Ist an ihm klein ihr gut geloß
Gar wol ihr stat das Angesicht."

Chron., S. 32.

1359.

„In derselbigen Zeit sang und pfeiff man dis Lied:

Gott geb ihm ein verderben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weissen Rok darunden.
Sol ich ein Nonn gewerden
Den wider meinen Willen,
So wil ich auch ein Knaben jung
Seinen Kumer stillen.
Und stillt er mir den meinen nit
Daran mag he verliesen."

Chron., S. 34.

1360.

„In demselbigen Jahre verwandelten sich die Carmina und Gedichte in Teutschen Landen. Denn man bißhero lange Lieder gesungen hatte, mit fünf oder sechs Gesetzen. Da machten die Meister neuwe Lieder, das hiese Wiedersang mit drey Gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, und hatten aufgestiegen in der Musica, daß die nicht also gut war bißhero, als nun ausgangen ist. Denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Land, der dauchte jetzund nit ein Flihen.

„Da sang man diese Wiedersang:

Hoffen helt mir das Leben
Trauren thet mir anders wohl."

In den Annal. Dominican. Francf. beim Senckenberg, Select. To. II. p. 14 heißt es ebenfalls:

„Eodem anno (1360) musica ampliata est, nam novi cantores surrexere et componista et figurista inceperunt alios modos asserere, fistulatores quoque se in multum emendaverunt, et magistralia carmina meliorata sunt."

Heinrich von Mugeln. Dessen Ungarische Chronik unter den Handschriften unsrer Bibl. 19. 26. 4., eine zweite 20. 4. Er schrieb alle seine Werke und Gedichte zu Ehren Rudolfs IV. von Oestreich.

1361.

„In dieser Zeit sang man das Lied:

Aber scheiden scheiden das thut wehe,
Von einer die ich gern ansehe
Und ist das nit unmüglich."

Limp. Chron., S. 40.

1363.

Verordnung Kaiser Karls IV. gegen die ungehorsamen Ritter des Deutschens Ordens. S. Schannat, Samml. hist. Schr., 1. T.

1364.

„In diesen Zeiten pfeiff und sang man dis Lied und Wiedersang:

Ich wil in Hofnung leben fort
Ob mir ichts Heil möcht geschehen
Von der liebsten Frauwe mein.
Sprech sie zu mir ein freundlich Wort
So müst trauwern von mir fliehen
Ich hoffe Ihr Gunst mich je mit heil
Bekehre. Ach Gott, daß ich sie solte sehen,
Ich wolt in Hofnung leben."

Limp. Chr., S. 43.

1366.

„Da sang man und pfeiff dis Lied:

Schach Tafelspiel
Ich nunmehr beginnen wil."

1367.

„Da sang und pfeiff man dis Lied:

Nit laß ab also ein Weil.
Ach Ich, Ich wil dir immer in ganzer Treu leben
Ich hoff ich find dasselb in dir."

Limp. Chron., S. 48.

1368.

Fragmente eines Lieds beim Senckenberg, Sel. T. III. S. 301 oder Dessen Thüring. Chron., Kap. 50 und 52.

1370.

Der sogenannte Pfaffenbrief. S. Waldkirch, I. S. 178.

1371.

Das niedersächsische Lied (in der Lüneburg. Chron. bei Leibniz, To. III. p. 185) auf die unglückliche Ueberrumpelung der Stadt Lüneburg von Herzog Magnus dem Jüngern.

S. Pfeffinger, T. I. S. 263.

1374.

„Umb diese Zeit pfeiff und sang man dis Lied:

Geburt rein und seuberlich
Weis ich ein Weib gar minniglich
Die ist mit zuchten wol bewart
Ach daß es wüst die rein und zart.

und dis Lied:

Wie mocht mir immer baß gesein?
In ruh ergrünt mir das Herze mein
Als auf einer Auwen
Daran gedenke
Mein lieb und nit wenke."

Limp. Chron., S. 64.

Zum Schlusse dieses Jahrs sagt dieselbe Chronik S. 75:

„Zu dieser Zeit, fünf oder sechs Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüßer Ordens, der war von den Leuten aussetzig und war nicht rein. Der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm niemand auf Rheinesstrom oder in diesen Landen wol gleichen mochte. Und was er sunge, das sungen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen, und andre Spielleute fürten den Gesang und das Gedicht. Er sang das Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weiset mich Armen vor die Thür
Untreu ich spür
Nun zu allen Zeiten.

„Item sang er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit
Menniglichen Freude geit
Ohne mir. Wer meinte das?

„Item sang er:

Der Untreu ist mir gespielt."

Dasselbe erzählen die Annales Dominican. Francf. bei Senckenberg, To. II. S. 16.

1376.

Das Stadtrecht von Pettau (in Nieder-Steiermark, dem Bischof von Salzburg gehörig) unter unsern Handschriften 55. 2. 4.

In diese Zeit gehört vielleicht eine deutsche geschriebne Chronik MSS. 83. 15. fol.

1379.

„In dieser Zeit sang und pfeiff man dis Lied:

Die Widerfart ich gänzlich jage
Das prüf ich Jäger an der Spor
Hoho! sie ist davor
Der ich so lang gewartet han."

Limp. Chron., S. 80.

1380.

„Verlangen ich will mich nit begeben
Nacht und Tag zu keiner Zeit."

Ebend., S. 82.

1386.

Das alte Lied von der Sempacher Schlacht. Bei Senckenberg, Sel. To. IV. S. 147.

S. Waldkirch I. 181.

Der Verfasser dieses Lieds heißt Halbsuter, wie er sich in der letzten Strophe nennt. Er war selbst bei der Schlacht gewesen. (Das Exemplar des alten Drucks zu Zürich bei Augustin Frieß war in der Thomasiusschen Bibliothek.)

In diesem Jahre endigte Otto von Passau, ein Franziskaner, sein Buch, genannt die 24 Alten oder der güldne Thron. Eine Abschrift in deutscher Sprache vom J. 1425 unter unsern MSS. I. 13. fol. Eine holländische Ausgabe, Harlem 1484.

1390.

Jacobus Twinger Presb. Argent. Verfasser eines deutschen Vokabular. S. Schilter, Catal. Auct. Germ. p. 36.

1394.

Der Schildtberger (aus München geb.) trat in diesem Jahre seine Reise an, deren Beschreibung im 16. Jahrhundert gedruckt wurde.

Zu merken darin besonders

1. Die Sperberburg zur Erläuterung des kleinen Romans in Capellani Eroticis. Kommt auch in der „Melusina" vor.
2. Der große Riese.

1397.

Ein langes Gedicht auf die Schlacht bei Berchtheim, die Bischof Gerhard seinen Bürgern zu Würzburg lieferte, haben wir unter den MSS. Blankenb. N. 76 in einer neueren Abschrift.

Es ist gedruckt in Reinhards Beitr. zur Historie Frankenlandes, Teil II. S. 259.

Von der Schlacht s. Strohmayers „Kollektaneen", die ich unter 1399 anführe.

Aus der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts ist vermutlich auch das Leyen Doctrinal, in niedersächsischen Versen, 41. MSS. Blankenb. fol. Es ist aus dem Brabantischen übersetzt, und das brabantische Original ist einem Herzoge Johannes von Brabant (aber welchem?) zugeschrieben.

1399.

Zu diesem verlaufnen Jahrhundert gehören Ulmann Strohmayers, eines Nürnbergers, Collectanea. MS. 19. 4. Sie betreffen zwar nur größtenteils sein Geschlecht, doch sind auch von 1368 bis 1401 verschiedne andre Nachrichten eingestreuet, die man nicht überall findet. Z. B. von der vorgehabten Vergiftung des Kaisers Rudolf durch seinen Arzt Hermann auf Anstiften eines Arztes zu Mailand. Jener ward in Nürnberg geradebrecht den Mittwoch vor Pfingsten 1401.

1400.

Von diesem Jahre haben wir ein großes Gedicht eines Ungenannten, welches Grüninger 1500 fol. gedruckt hat unter dem Titel:

„Von eines Künigs Tochter von Frankreich, ein hübsches Lesen, wie der Künig sie selb zu der Ehe wolt han, des sie doch Got vor im behüt, und darumb sie vil trübsal und not erlidt, zuletzt ein Küngin von Engelland ward."

1401.

Das Lied von Stürzebecher. S. Lustige Gesellschaft, S. 182.

1408.

Die Fragen, welche Kaiser Rupertus dem Femgerichte vorlegen lassen (welche Datt De pace publica schon ediert), verdienen aus unserm bessern Exemplare noch einmal ediert zu werden. 64. 7. MS. 4.

Von diesem Jahre ist auch De ordinarius des Rades to Brunswick beim Leibniz, To. III. p. 446, vergl. dessen Introd.

1410.

Petrus Dresdensis, Verfasser des Liedes In dulci jubilo. Daß er nicht Erfinder dieser Art von Bastardpoesie gewesen, erhellt aus der Stelle des „Renner" (über Konrad von Würzburg). Thomasius, Dissert. de Petro Dresdensi.

1414.

Eine niedersächsische Chronik (41. MSS. Blankenb.) von 785 bis auf dieses Jahr. Vielleicht schon gedruckt.

1415.

Der Spruch auf die Eroberung des Feyaw von den Eidgenossen. S. Senckenberg, Select. IV. p. 61.

1420.

Johannes Simon. Von ihm ein langes Gedicht vom Leben Johannis II., Bischof von Würzburg. Stellen daraus bei Lorenz Frieß nach Ludew. Ausgabe, S. 702. 727. 771. 777.

1421.

Bis auf dieses Jahr geht die Lüneburgische Chronik, bei Leibniz, To. III. p. 172.

1424.

Rhythmi de dolosa oppressione civium Aquisgranensium, in Eberh. Windeks Historia Imper. Sigism. bei Mencken, Script. rer. ger., To. I. p. 1210.

1432.

Um diese Zeit war zu Würzburg ein Dichter oder Meistersinger mit Namen Bernkopf. S. Lorenz Frieß, Ludw. Ausg., S. 728. Er nannte sich Frauwenzucht.

1435.

Johann Weilers Chronik, MSS. 83. 15. fol., scheint etwas älter; denn sie geht nur bis auf Papst Urban VI. und Bischof Friedrich von Blankenheim zu Straßburg, der es 1375 ward. Merkwürdig das Kapitel S. 199: Wie deutsche Sprache sich erhub.

Des Bürgers von Aschersleben Lied vom Magdeburgischen Krieg, nur in der hochdeutschen Uebersetzung vorhanden in Spangenbergs Sächs. Chron., S. 538.

1437.

Unser MS. vom Lucidarius oder Aurogemma. 78. 4. fol.

Ebend. eine Uebers. von St. Bernhards Epistel an Raimundum.

Ebend. die Lehre, wie sich die Prälaten halten sollen, von Henricus Hagennaue.

Eine pros. Uebersetzung von den Fabeln des Avianus, in d. J. geschrieben 81. 16. fol., dabei auch der Anonymus des Nevelet.

1439.

Friedrich von Landskron, der die Reformatio Sigismundi untergeschoben. S. Hardt, Conc. Const. T. I. p. 27. praef.

1440.

Johann Rothe. Bis auf dieses Jahr geht seine Thüringische Chronik, bei Mencken, To. II. p. 1634.

1442.

In diesem Jahre ist zu Marienburg die Regel des Deutschen Ordens gegeben worden, von welcher wir eine schöne Abschrift haben von 1585. 5. 6. 4.

1448.

Andreas Riedler, eine Beschreibung der Kirchen zu Rom. 16. MS. 1. 4.

Um 1450.

Elisabeth, Gemahlin des Grafen von Nassau-Saarbrück, Tochter des Gr. Friderici von Vaudemont, übersetzte die Historie von Hugschaplern; franz. ausgezogen von ihrem Sohne Johann von N.-S. zu Paris. Dieselbe zusammengezogen von Konrad Heydendörfer, Straßb. 1500. fol.

1452.

Volkslieder von gutem Regiment. S. Spangenb. S. Chr., S. 557.

Schnepper Hans Rosenblüt. Seine Beschreibung der Schlacht bei Hembach in Reinhards Beitr., 1. T. S. 225. Seine Priameln.

1453.

Von diesem Jahre ist „Die Mörin" Hermanns von Sachsenheim.

Baumgarten, Nachr., 2. B. S. 237, hat dieselbe Ausgabe fol. von 1538 (lies 1539) vor sich gehabt. (Die unsrige, Hist. 251.)

1454.

Von diesem Jahre ein MS. eines deutschen und lateinischen Psalters, 17. 4. 4.

1455.

Das Lied auf den sächsischen Prinzenraub. S. Triller, Vorr. seines Prinzenraubes.

1456.

Eine Uebersetzung in deutschen Reimen von dem Speculo humanae salvationis, MS. 81. 15. fol.

Eben dahin vielleicht die Uebers. in niedersächs. Versen, 41. MS. Blank. fol., hinten daran noch andre nieders. Gedichte.

Uebersetzung der Historie der Melusina, von N. Thüringen (von Ringeltlingen, gelegen bei Bern im Uchtlande). Straßb. bei Knobloch 1516.

1457.

Lied auf den Tod König Ladislaus Posthumus von Ungarn und Böhmen. Senckenberg, Selecta, T. V. p. 42. Deutsches Mus. 1778. Novemb.

1458.

Ein deutscher Auszug der Geschichten des A. T. in MS.

1461.

Von Herz. Wilhelms zu Sachsen Reise nach dem heiligen Grabe soll eine Historie vorhanden sein. S. Spangenberg, Sächs. Chr., S. 563.

1462.

Von 1462 oder 67 die erste deutsche gedruckte Bibel? Baumgarten, Nachr., 1. B. S. 99.

Michel Beheim, ein Gedicht von der Zwietracht Kaiser Friedrichs und seines Bruders Herzogs Albrecht. MS. in Gotha.

1466.

Die Reime auf den Liebling Bischof Johannes' III. zu Würzburg, Namens Hars. S. Frankens Gesch. des Frankenlandes, S. 194.

1467.

Starb Hartung, Kammermeister des Rats zu Erfurt, welcher Rothens Chronik von 1440 bis auf dieses Jahr fortgesetzt und fortsetzen lassen. S. Mencken, T. III. 1186.

1468.

Von der Hand eines Konrad von Oettingen und von diesem Jahre haben wir in der Bibl. einen Band, 75. 10, der folgendes enthält:

1. Die Historie vom König Apollonius.
2. Die Historie von Grysel.
3. Die Historie von Guiscardo und Sigismunda.
4. Der Ackermann von Beheim, der mit dem Tode eifert, daß er ihm seine Frau genommen.

1. Die Geschichte des Apollonius gedruckt s. l. et a. in 4. Diesen ersten Druck haben wir 64. 20. Quodl. 4; aus ihm ist Velsners Ausgabe 1595 sehr zu verbessern. Uebers. in ottave rime Venedig 1535. 8. und 1598. 8. Eine alte deutsche Uebers. Straßburg 1516.
2. Die Geschichte der Grysel ist, wie bekannt, aus dem Lateinischen des Petrarch, der sie aus dem Ital. des Boccaz genommen. Eine deutsche Uebers. davon ist mehrmalen gedruckt, als zu Straßb. 1520. 4. (welche genau mit unserm MS. stimmt).

1470.

Hier will ich der geistlichen Brüderschaft St. Ursula gedenken, weil sie St. Ursulä Schifflein hieß und diese Benennung gutes Licht auf Brants „Narrenschiff" wirft.

Eine Nachricht davon ist gedruckt zu Nürnb. 1513, doch nicht zum erstenmal.

Ein Lied zu Ehren derselben von Johann Gossler, Prediger zu Regensburg. S. die genannte Nachricht.

D. Thüring Frickards Beschreibung der Streitigkeit zwischen der Stadt Bern und den Twingherrn. S. Helvetische Bibl., 3. St.

1472.

Johann Kalmund Ord. Praedic., zwei geistliche Schriften, Die christliche Weisheit und Vom christlichen Leben, 86. 3. fol.

Ich vermute, daß diese Traktate älter sind, welche Br. Kalmund bloß abgeschrieben; denn die zwei Stücke, Ich die Jugend und Ich das Alter, im ersten Traktate, finden sich in unsrer besten Abschrift des „Renners" vom J. 1388, wo auch das nämliche lateinisch vorkommt.

Das übrige in diesem Bande von Kalmunds Hand nicht zu vergessen.

1473.

Handschrift von der Uebersetzung der Reisen Mandevilles, verfaßt von Otto von Diemeringen, Thumherr zu Metz, MS. 14. 10. 4.

1474.

Hans von Wollheim Reisebuch. MS. 17. 2. 4. Er trat in diesem Jahre seine Reise nach dem Gelobten Lande an.

Das Regiment der jungen Kinder. Bei Bämlern zu Augsb. in diesem Jahre gedruckt.

Desgl. Der Bom der gesipten Freundtschafft, aus J. Andreä ebend.

1475.

Albrecht von Eybe stirbt. S. Vorr. zu Dessen Spiegel der Sitten, gedr. 1511.

Sein Traktat: Ob einem Mann sey zu nehmen ein ehelich Weib oder nit, gedr. 1472.

1476.

Die alte deutsche Chronik von allen Kaisern und Königen, gedr. bei Bämler. Merkwürdig wegen der eingeschalteten Reformation Sigismundi.

1477.

Eberhard von Schüren. Von dessen Teutonista siehe Richey hinter dem Idioticon Hamb.

1479.

Hans Tucher von Nürnberg, der in diesem Jahre seine Reise antrat. Die Beschreibung gedr. Augsb. 1482 fol. Wir haben ein MS. davon, 18. 14. 4. In dem nämlichen Bande eine Pilgerschaft nach dem Gelobten Lande von Felix Faber unter Papst Sixtus IV.

Deutsche Uebers. vom Lucidarius, sonst Aurogemma genannt, gedr. bei Bämler, Augsb.

1480.

Die erste gedr. Ausgabe vom Schwabenspiegel, s. Senckenberg, Vom Gebr. d. d. R., S. 216.

Ludwig Hohenwang von Tal Elchingen, Uebersetzer des Vegetius (in d. J. gedruckt). Die Uebers. ist Johansen Grafen zu Lüpffen, Landgr. zu Stirlingen und Herrn zu Hewen, zugeeignet. Viel Holzschnitte.

1486.

Der erste Druck von Lierers Schwäb. Chronik.

1487.

Markus von Weida.

Unter dieses Jahr bringe ich diesen deutschen Dominikaner, Lesemeister der h. Schrift und Prediger des Klosters St. Paul zu Leipzig; denn von diesem Jahre besitzt die Bibl. ein Werk von ihm in MS., das vom ehelichen Stande handelt und an Kurfürst Friedrich gerichtet ist. (Er kann also wohl nicht, wie Jöcher aus dem Eckard anmerkt, bis 1530 oder gar 1550 gelebt haben.) 23. 35. MS. 4.

Es finden sich auch noch verschiedene gedr. Bücher von ihm in der Bibl., unter welchen er das Buch geistlicher Gnaden, welches 1503 zu Leipzig in 4. gedruckt ist, weder selbst gemacht, noch selbst übersetzt hat. Das Original ist lateinisch, und er hat nur den Druck besorgt; die Uebersetzung, sagt er, sei von trefflichen Prälaten, deren Namen nicht not sei zu nennen. Der Inhalt ist das wunderbare und beschauliche Leben der h. Jungfrauen Mathildis und Gertrudis im Kloster Helffede.

Unter den Gesichten der h. Gertrud ist eins, wenigstens mit feiner Ueberlegung erdichtet, das ich als ein Exempel der deutschen Sprache dieses Werks hersetzen will. (B. 5. Kap. 18.)

„Gebeten von eynen Bruder, fragte sie den herren ym gebete: wo do weren dy selen Salomonis, Sampsonis, Origenis und Trayani? Darzu der herr antwort: Was ich barmherzigkeit gethon hab mit der selen Salomonis, wil ich das den Menschen verborgen sey, auff das fleischliche Sunde von den Menschen desto mehr vermiden werde. Was auch meyn gutikeit mit der sele Sampsonis gemacht hat, wil ich das is unbekannt sey, auff das sich die Menschen hynfur an yren feynden zu rechen forchten. Was aber mein gutikeit mit der selen Origenis vorbracht hat, wil ichs verborgen seyn, auff das sich keyner thue erheben vertrauwend in seyne Kunst. Was darvber mein mildikeit von der sele Trayani geheissen hat, wil ich das dy Menschen nicht wissen, auff das der christliche Glaub darauws mehr erhoben werd, wen dieser wy wol er scheyn in allen Togenden, emper er doch des christlichen Glauben und der Tauff."

Einige orthographische Besonderkeiten:

Das Punktum ist die einzige Interpunktion und dient auch statt des Komma. Nur wenn es ein itzt gebräuchliches Punktum vorstellt, folgt ein großer Buchstabe darauf, den die Substantiva sonst nicht haben.

Das z nie ohne vorhergehendes **c**, als czu, Barmherczigkeit.

Ein **ü** gar nicht, sondern dafür bloß **u** oder **v**, als Sunde, darvber.

Qv für k, als qvam.

In der Handschrift vom Ehestande eben so (vielleicht also das Autographum des Verf.), außer daß das c hinter z steht, als zcum.

1489.

Uebersetzung von den Gestis Romanorum. Mit diesem Jahre endet die Chroneke der Sassen.

Ueber die Gesta Romanorum.

Der schweizerische Herausgeber der sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger hat ihnen einige prosaische Fabeln beigefügt, die sein Dichter gleichfalls erzählt hatte, um die eigne Ausbildung desselben darnach beurteilen zu können.

„Sie (nämlich jene prosaischen Stücke) sind aus einer alten Handschrift in Folio, die in der Stiftsbibliothek allhier verwahrt wird und den Titel hat: Gesta Romanorum. Es sind hundert derselben, deren einige Boccaz gebraucht hat. Das Alter der Handschrift scheinet von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts."

Sollte dem Schweizer wohl nicht bekannt gewesen sein, daß auch dieses Werk längst gedruckt ist? Sollte er wohl geglaubt haben, daß er uns da wirklich etwas aus einer unbekannten Handschrift mitteile?

Diese Gesta Romanorum sind eine sehr bekannte Sammlung kleiner Geschichten, mit geistlichen Anwendungen zum Nutzen der Prediger im 14. und 15. Säculo veranstaltet. Sie ist eigentlich in lateinischer Sprache abgefaßt, in welcher sie auch in den ersten 100 Jahren der Druckerei mehr als einmal gedruckt worden ist. Sie ist aber auch schon im 15. Jahrhunderte in einer deutschen Uebersetzung erschienen. Augsb. 1489 in klein Folio (hat nur 93 Kapitel).

Die älteste Ausgabe 1473. S. Marchand, p. 63. De gesten van Romen. Tot Zwol 1484. fol.

Ex gestis Romanorum Historiae volubiles moralizatae, per Girard. Leen. Goudae 1480. 4.

Gesta Rom. cum applicationibus moralisatis ac mysticis. S. l. et typ. 1489. fol. (hat 181 Kap.)

Gesta Rom. cum appl. mor. ac myst. Par. 1499. 4.

Unter eben dem Titel, impensis Ryman de Oringaw in offic. Henr. Gran in Hagenau 1508. fol.

Französ. Uebers. 1525.

Lateinische Lugd. 1539. (181 Kap.)

Es werden darin citiert c. 154, 155, 162 des Gervasii Otia imperialia, der um 1211 schrieb.

Anmerkungen darüber nach der alten deutschen Ausgabe.

Sehr anmutig im Geschmacke der Feenmärchen ist Nr. 8.

Desgleichen Nr. 23.

" " 25.

Desgleichen Nr. 45.
" " 57.
" " 76.

Sehr artig die Erzählung von Diogenes und Alexander, Nr. 15.

Aus Quintilians oder Senecas Deklamationen scheint mir zu sein Nr. 19. Stoff zu einer Tragödie.

Hannibal, ein Kaiser zu Rom, Nr. 43.

Virgilius, ein Zauberer, Bl. 8. Nr. 18 (umständlicher: Blatt 43).

Kaiser Phokas ein Schmied, Nr. 29.

Von einer Bildsäule Friedrichs II., Nr. 52.

Nr. 66. Das Süjet von Shakespeares „Kaufmann von Venedig".

Nr. 77 hat ganz die Form eines kleinen romantischen Heldengedichts und eine der Odyssee ähnliche Auflösung.

Das lat. Original hat weit mehr Geschichten als die deutsche Uebersetzung und alle in einer ganz andern Ordnung. Im Deutschen fehlen Kap. 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 19.

Nr. 79, eine seltsame Weise, die Echtheit eines Sohnes zu prüfen.

Nr. 55. Kaiser Claudius, Alexander und Sokrates zusammen.

1490.

Anton Sorg, einer der ersten gelehrten Buchdrucker, übersetzte die Vitas Philos. et Poetarum, bei ihm gedr. Augsb.; s. d. Jahr 1476.

1493.

Friedrich Riedrer, Rhetorischer Spiegel, gedruckt in d. J.

Um 1495.

Johannes Gottfried de Odernheim, Pastor zu Oppenheim. Multos veterum auctorum tractatus in vernaculam linguam de latino sermone convertit. — Vidi ex his Tullium De Nat. Deorum, quem transtulit ad instantiam strenui militis Frederici Camerarii Dalburgii, non minus eleganter quam docte. Augustinum quoque De Civitate Dei ad eundem Fredericum tansferre incepit et XII ferme libros iam consummavit. Trithem de V. Germ. i.

Pamphilus Gengenbach, ein Dichter zu Basel.

1. Die 10 Alter dieser Welt, ein Fastnachtsspiel.
2. Der welsche Fluß.
3. Der alte Eydgenoß, ein Lid in der Weiß, als die Böhmer Schlacht.

Johann Camerarius von Dalburg, Bischof zu Worms. S. Tritheim; Spangenb., Sächs. Chron. S. 12, von 1585.

1496.

In d. J. gedr. Breydenbachs Reise. (S. Baumgarten, Nachr., T. 2. S. 233—36.)

1497.

Das andächtige Zeitglöggleyn des Lebens und Leidens Christi, gedr. zu Basel. 8. Beigebunden Sanct Brigitten Gebetly.

1499.

Niklas Schradin von Luzern besingt den Krieg der Eidgenossen mit Kaiser Maximilian ꝛc. Diese gereimte Chronik ist gedruckt 1500 zu Sursee. S. Waldkirch, I. S. 250.

Ein Gedicht auf Bischof Bechtold von Mainz.

Das (vielleicht einzige) deutsche Buch, das zu Rom gedruckt worden, für die deutschen Pilgrime, die auf das Jubeljahr zogen. Hierin kommt die Päpstin Johanna als wirklich vor. f. 3. b. (Bibl. 1282. 17. Theol. 8.)

Die geistliche Romfahrt, von Geilern von Kaisersberg gepredigt, in dems. Bande.

1504.

Johann Hug von Schlestadt, Pfarrer zu St. Stephan in Straßburg. Wagen für die h. Kirche und des R. Reichs.

1507.

Gemma gemmarum. Colon. 4. Ein lat.-deutsches Wörterbuch.

1512.

Jakob Köbel, Stadtschreiber zu Oppenheim. Glaubliche Offenbarungen ꝛc.

1513.

Die Brüderschaft St. Ursulä. Nürnb.

1515.

Dietrich von Pleningen, Uebers. des Panegyrikus von Plinius. 19. Ethic. fol. gedr. zu Landshut in Bayern. Murners verd. Aeneis.

1516.

Vertomanns Reise.

Frau Untreue, von dem Ritter Johann von Morßheim. gedr. in d. J. Eine andre Ausg. Straßb. 1534. 4.

Das Büchlein von den drei Dingen zu Rom.

1518.

Kaiser Maximilian stirbt. Verdienste um die deutsche Sprache. (Doktor Staupitz nicht zu vergessen.)

1518.

Von Erfindung des Turniers. Augsb. (von Marx Würsung).

1519.

Murners Verdeutschung der Institutionen Justinians. Das Lied über die sogenannte Stiftsfehde, s. bei Leibniz, To. III. S. 254.

Beiträge zu einem deutschen Glossarium.

[Erklärung der abgekürzten Büchertitel.

P. bedeutet: Pauli, Schimpf und Ernst; eine Sammlung kleiner Erzählungen, an der Zahl 541. Eine nähere Auskunft fand ich unter den Papieren nicht. Das B. bedeutet hier, wie sonst, Blatt.

Seb. Fr. bedeutet: Sebastian Franck, Sprichwörter Schöne Weise u. s. w., wahrscheinlich nach der Ausg. Frankf. a. M. 1541. 2. T.

Eyr. bedeutet: Eyring, Proverbiorum Copia u. s. w. (S. Adelungs Magazin, J. I. St. 2. S. 554.) Eisleben 1601—1603.

H. Sen. bedeutet: Herrs Seneca, wahrscheinlich nach MS. citiert.

F. Sen. bedeutet: Fuchs' Seneca.

Pant. bedeutet: Pantaleons Uebersetzung von Cardans Offenbarung der Natur. Basel.

G. R. bedeutet: Die alte Uebersetzung der Gesta Romanorum.

Scher. bedeutet: Barthol. Scheräus, Geistl., weltliche und häusliche Sprachen-Schule rc. Wittenb. 1619. 4.

Werd. bedeutet: Werders Tasso, Gottfried oder Erlöstes Jerusalem. Frankf. a. M. 1651.

Teuerd. bedeutet: Teuerdank.

Kriemh. bedeutet: Kriemhilden Rache, nach Bodmers Ausg. Zürich 1757. 4.

Morh. bedeutet: Morhof, Unterricht der deutschen Sprache und Poesie, samt dessen deutschen Gedichten. Zweite Ausgabe. 1702.

Meyers T. bedeutet: Rudolf Meyers Todten-Dantz. Zürich 1650.

Tschern. bedeutet: Andr. Tscherning, Deutscher Gedichte Frühling. Breslau 1642. 8.

Opitz bedeutet: Opitzens verdeutschte Argenis.

Lohenst. bedeutet: Lohensteins Sophonisbe.

Heldenb. bedeutet: Das Heldenbuch, nach der Ausg. Frankf. a. M. 1560. fol.

Br. bedeutet: Brants Narrenschiff. Kais. Geiler von Kaisersberg.

M. S. bedeutet: Maness. Sammlung der Minnesinger.

Andere Citate sind ausgeschrieben. Bei vielen Wörtern hat Lessing die Quellen nicht angemerkt. — Fülleborn.]

A.

Ab, so viel als gegen. „Er thät fremd ab ihr." Pauli B. 30. — so viel als von, unde. „Er kam ab seinem Schloß." B. 33.

Abdachig, was allmählich abfällt. Schottel, Von der T. Haupt-Sprache, S. 617.

Abdüsen; etwa das franz. débétiser? Schottel, ebend.

Abentheurer, schon bei Pauli, B. 2. Aus ihm scheint es Hans Sachs genommen zu haben. Ist damit etwa das alte auanterer verwandt, welches das Vocabul. teuton. erklärt, scenicus, qui recitat gesta et mores de hominibus mala? Aber ist diese Erklärung richtig?

Abespern, Frisch kennt es nicht. Es müßte von Aas, Lockspeise, herkommen. Der Spate hat es auch unter essen, S. 897.
Abgeilen, Schottel, S. 617, von geilen, betteln; durch unverschämtes Betteln erlangen.
Abgesellen, sich, Schottel, S. 617, sich von einem gesellschaftlichen Umgange entziehen.
Abschrenzen oder abschränzen, durch List und Rank um etwas bringen. Stumpf, 2, 24. (Schrantz: der Riß, die Spalte.)
Abtheil, das franz. apanage.
Abtisch, vom Tische. Gefordert abtisch. P., B. 48.
Abzug, „Rudolph hatte viel Abzugs von seinen Freunden.“ Stumpf, 2. 24. Er ließ ihnen viel zufließen.
Accommodiren, sich; so heißt man heutigestags katholisch werden. Zincgref, Apophthegmen, T. 2. S. 84.
Aehren, Nachähren, Nachährer, alte gute Wörter für Nachlese. Seb. Fr.
Aene und Uräne, avus, proavus. P., B. 53.
Affenwerk, nugae. Opitz' Arg. 93.
Alchmeyer, Chymisten. P., B. 65.
Amey, Amye, aus dem franz. amie, Geliebte.
Amme, Hebamme. Heldenb., S. 110.
Ammeln, Kinder warten. Gurintz.
Ampel, Lampe. Tscherning, S. 97.
An dem Tode liegen, wofür wir itzt sehr abgeschmackt sagen: auf den Tod liegen.
Andt, so viel als weh.

„Und wer lang Zeit
Nach Ehren streit
Muß dannen weit
Das thut mir andt
Mein treuer Dienst bleibt unbekannt.“

Bei Zincgref, Apophth., I. S. 181.
Anerstorbnes Gut, geerbtes. Opitz' Arg. 104.
Angster, der, ein Gefäß, Flasche (von ἄγγος?).
Anken, Butter. Pant., S. 7.
Ansichtig, ansehnlich. P., B. 7. „Der Griech achtet ihn für einen hochgelehrten Mann, wann er ansichtig was.“
Ansiegen, obsiegen. Heldenb., S. 25.
Anstellen, einem Mädchen ein Kind (machen). Zincgref, Apophth., 2. S. 130.
Arbeit, Geburtsschmerzen. Heldenb., S. 34.

„So dich die Zeit nun finde
Und du zu arbeit solt gahn
Mit unserm lieben Kinde.“

Argwille, animus infestus. Alt und gut. S. Haltaus' Gloss.
Arzneien, sich lassen, für: sich operieren lassen.
Atz, der, jus albergariae. Zincgref, Apophth., 1. S. 214.
Aucke, was ist das für ein Wort? G. R., Bl. 92. Im Lateinischen steht bufo.
Aufgestabt, aufgeschrieben. Heldenb., S. 140.

„Ihr schwert denn mit der Hand
All aufgestabte Eyde."

Aufwarten, jemanden aufpassen. Opitz, 1. 1.
Augenspiegel, Brille. P., B. 97. „Etliche können es auswendig und bedürfen keiner Augenspiegel."
Ausbeißen, jemanden aus dem Kredit bringen. Zincgref, Apophth., 1. S. 154.
Ausbieten, herausfordern. „Zween Meister hätten etwas mit einander zu sprechen, deß einer den andern ausbot zu kämpfen." P., B. 62.
Ausbündige Männer, treffliche, eximii. Opitz. S. 69.

B.

Bar, vir illustris. Heldenb., S. 95.
Barhaupt, chapeau-bas. Ein gutes Wort.
Bärmig, barmherzig. Brant, 14.
Bärtling, ein Mann mit einem Barte, Kapuziner. Aventinus, B. Chron., B. 280.
Bauen, bewohnen. Einen Wald bauen. Heldenb., 75.
Bed, Steuer, Abgabe. Daher Bed im Spiele.
Bedacht, Bedenkzeit. Teuerd., Hauptst. 1.
Begangenschaft, Handel, Gewerbe. Stumpf, 2. 3.
Begeben, sich, aus der Welt sich zurückziehn. Haltaus' Gloss.
Begnügig, contentus. H. Sen., 57; „daß der Weise an ihm selbst begnügig ist."
Beiten und peytten, warten. Teuerd., Hp. 8; Heldenb., S. 7. Siehe Wachter.
Beizen, herabsteigen. Heldenb., S. 86.
Bekürzen, etwas; „damit ich's bekürze," kurz mache. P., B. 72.
Beliß, muß nächst dem Marschall ein ansehnliches Hofamt verwaltet haben.
Bescheidenheit, Mäßigung. Teuerd., Hp. 3.
Bestäten, zur Erde bestatten. Heldenb., S. 85.
Betrangen, martern. Werd., 2.
Bill, das Unbill, indignatio, Unwillen.
Bisbern, wispern, leise reden. Werd., 3. Gewispel. ital. bisbiglio.
Blicke, Funken. Heldenb., S. 43.
Blind, erdichtet. Blinde Namen.

Blintzen, das Gesicht blinzt, titubat acies. Fuchs' Sen., S. 272.
Blintzlingen, mit verschlossnen Augen. P.
Bocken, mit der Stirne gegen einander stoßen, Seb. Fr. „Bock dich nicht mit einem Widder."
Botzhür, daß uns der Botzhür schänd', ein Fluch. P., B. 27.
Brack, Leydhund, ein Hund. Heldenb., S. 67.
Bremse, muß auch so viel bedeuten als ein Maulkorb.
Bücherei, Bibliothek. Morh., S. 253. Tscherning hat das Wort Liberei, von liber. S. 187.
Büffen, die Haare, kräuseln, locken. P., B. 41, auch pudern. S. Brant. Mit Schwefelharz büffen das Haar. Crocei coloris crines efficere, sagt Kaisersberg.
Büne, für Decke. P., B. 33. „Seine (Domitians) Diener hätten gern gewußt, was er doch die Zeit thät, so er allein war, und bohrten ein Loch oben durch die Büne, und lugten, was er thät."
Busmen.

„Des nahm die Königin wenig wahr,
Und sah herfür untugendlich
Recht sam ein Falk der busmet sich."
Herm. v. Sachs., VIII.

Ohne Zweifel so viel als sich aufblasen (sich busen hat Frisch), wovon auch Busnarr.

D.

Danken, Gedanken. Teuerd., Hp. 2.
Daren, dürfen. Oft.
Daube, die, woraus die Fässer zusammengesetzt werden. Deutsch. Rabelais, Kap. V.
Deheiner slahte, auf keine Art. Kriemh., Sp. 4.
Diet, Volk. Heldenb., S. 25.

„Da hub er sich mit Schalle
An die heidnischen Diet."

Doß, Getöse. Heldenb., S. 13.
Drehseln, wohlklingender und der Ableitung gemäßer als drechseln.
Drommer, ein Wort, welches ich in Fabers Lexico unter helvolus, von heluus, für gleichbedeutend mit Schieler gebraucht finde. Ich finde es beim Frisch nicht erklärt. Ist Drommer und Schieler und Bleicher völlig einerlei?
Dunkeln. Heldenb., S. 176.

„Die Nacht die fing zu dunkeln an."

Durchächten, verfolgen, durchziehen. H. Sen., 58. Durchächtung der Christen. P., B. 33. „Der Muckenstecher (Domitian) hat die andre Durchechtung vollbracht in dem Christen-Glauben."

E.

Ehrengrempeln. Durch dieses Wort übersetzt Aventinus Simonie. „Der Bischoff von Bamberg wurde des Geitzes und Ehrengremplens verklagt." Chron., V. Bl. 347. b.

Ehrengrempler. Ebend.

Ehrgrembsen. „Sie wurden alle drey des Lasters Ambitus, genannt das Ehrgrembsen, so einer über die maß mit unrechter Weiß nach Ehren trachtet, und die kauft" ꝛc. Avent., B. V. Bl. 344.

Eichen, messen. „Eine Eiche ist ein gewiß Maas flüssiger Dinge, gleich einem Eymer." Gurintz.

Eilende Fälle, wo eine schleunige Hilfe erfordert wird. S. Haltaus' Gloss.

Einleiben für einverleiben.

Eintweders, eins von beiden. Pant., S. 2.

Ellendthaft, virtus, robur. Heldenb., S. 84.

Entliden, entgliedern, schwächen. Kommt oft vor.

Entschlag, das französische décharge, Quittung. Haltaus' Gloss.

Entschönen, deformare. Haltaus' Gloss.

Eräugen, sich, sichtbar werden. Morh., Ged., S. 16.

Erbärmde, Erbarmung. Meyers T. in der Zuschrift.

Ergötzlichkeit, für Geschenk. Zincgref, Apophth., 1. 186.

Erlassen, sich, eines Dinges, sich dessen begeben. Zincgref, Apophth., 1. 54.

Ernsten, ein gutes altes Zeitwort, ernsthaft sein.

Erschellen, ein Horn, in ein Horn blasen. Heldenb.

Erschnarchen, sich etwas, sich etwas durch Drohungen erpressen. Opitz' Arg. 109.

Erste, der, statt zuerst. „Er brach das Bündnis der Erste." Zincgref, Apophth., 1. S. 87. „Er rennte der Erste." Ebend., 118.

Etwan, ehedem, vorzeiten. Brant, öfters.

F.

Fahrende Schüler, „als man sie nennt erfahrene Schüler". P., B. 46, 76, 89, wo diese farne Schüler immer als Magiker vorkommen.

Fahrt, wofür wir itzt Mal brauchen. „Ein fahrt oder zwier." Luther.

Fahrum, ein schwärmender Bienenschwarm.

Falscher Liebe pflegen. „Landgraf Friedrich ließ sich nicht begnügen an seinem Gemahl, sondern pflegte falscher Liebe mit einer Kunigunde" ꝛc. Meißn. Chron. von Krause, S. 80.

Farm, fehlt bei Frisch. Das Vocabul. teut. erklärt es durch cymba, nomen navis, ampla et haud profunda.
Faseln, gedeihen. Seb. Fr. „Pfaffengut faselt nicht.“
Federklauber, Schmarotzer. Seb. Fr.
Feickisch, kleinmütig. Vocabul. teut.
Feigen. „Er zeigt ihr die Feigen, nach Gewohnheit der Walhen, da sie den Taumen durch zwen Finger stossen, das heißt ein Feig.“ P., B. 85.
Felbern, Erlen.
Feler, eine Weide, salix. Vocabul. teut.
Ferge, ein Fährmann. Heldenb., S. 154.
Ferr, fern.
Ferte, Ort, Stelle. Heldenb., S. 110.
Fillen und villen, schinden. G. R., Bl. 12. „Das sy in schunden oder vilten.“
Fisel, das männliche Glied. „Libenter heißt ein Pfaffenfisel, semper ein Wolfsmagen.“ Deutsch. Rabelais, Kap. IV.
Flasir, am Schuh; liripipium. Vocabul. teut.
Flins, ein hartes Gestein. „Stahel, Flinse und Stein.“ Ulr. v. Turh. MS.
Folant, von Riesen. Heldenb., S. 78. Wachter leitet es von voler, stehlen.
Freißlich, schrecklich.
Frevel für Strafe. Zincgref, Apophth., 2. S. 86.
Frey, ein Freiherr. Brant.
Fuduz. Utz Eckstein. Vulva.
Füdrige Wörter, sesquipedalia verba.
Fug, Nutzen.
Fund, neue Fünde, so viel als neue Moden. Brant, Kap. 4.
Funsiger, stultus. Vocabul. teut.

G.

Gahen, eilen. Kriemh., S. 1. Gäh, vorschnell.
Gäffeln, herumgaffen. Brant, 32.
Gänge, geläufig: gänge Zunge.
Garten, was heißt es? Betteln, garten und terminiren. Seb. Fr.
Gaufleute, artifices scenici. H. Sen., 59. Was heißt hier Gauf?
Gefüll, Pelzwerk. Avent. Chron., 289.
Geheuer, groß. Oft.
Geißel, executor. P., B. 44. ein Geißelmahl (nicht obses).
Geister, ein Enthusiast. Luther.
Geleben, Eines Gnade leben. Seb. Fr. „Man gelebt eines Gottes, nicht eines Menschen.“
Gelegenheit, Lage eines Orts. Opitz, 1. 2.
Gemach, was zu einem anständigen Unterhalt ausgesetzt wird. Henneberger, Vom Deutschen Orden.

Genoß, gleich, genoß am Adel. Teuerd., Hp. 5.
Geren, sinus vestis. Heldenb.
Gerner, das Beinhaus, Knochenhaus. P., B. 44.
Geschmack, für Geruch. Heldenb., S. 171.

„Die Rosen verlorn irn geschmack.“

Gestrüttich, Gesträuch. Opitz, 1. B. 1. E.
Gienen, das Maul aufgienen, für aufsperren. P., B. 72; Seb. Fr.
Ginnen, bei den alten Dichtern für beginnen.
Glatzet, glatzig, kahl. Brant, 42.
Glenz, der Lenz (also von Glanz?). P., B. 41.
Glimpf, eine weibliche Mode. „Den Glimpf werfen sie über die Achseln uß an den Rucken.“ P., B. 73.
Glückhaft, wer oft und viel Glück hat. Also mehr als glücklich.
Gluff, s. darüber Zincgref, Apophth., 1. S. 35.
Goller, Kragen am Rocke, Kappe. Auch so viel als Halsband.
Grind, oft so viel als Kopf.
Güder, ein Verthuer, Verschwender. P., B. 35. „Allwegen muß ein Sparer einen Güder haben.“
Gugel, cucullus.
Gumpen, springen. P., B. 47; Seb. Fr.
Gunkel, ein Spinnrocken. Seb. Fr.
Gurr, ein Pferd. Heldenb., S. 171.
Gutzgauch, Kuckuck. P., B. 58.

H.

Habdruß, quaedam pestis circa genitalia, vel Heydrus. Vocabul. teut. (welches gewiß noch vor 1490 gedruckt ist). S. bei Frisch: Druß-Sucht.
Haftig, severus. Vocabul. teut.
Halber, zur Hälfte. Heldenb., S. 124.
Hallig, hällig, proclivis. Thalhellig, prono loco. H. Sen.
Hälmlein, einem durch das Maul streichen, einem schmeicheln. P., B. 32. „Und dankte ihnen — und strich ihnen das Hälmlein durch das Maul.“
Halsperge, Rüstung. Kriemh. S. Frisch unter Hals. Heldenb., S. 10.
Hämmerling, Meister, ein Beiname des bösen Geistes. Scher.
Helb, ein Stiel, z. B. an der Axt. B. Waldis, IV. 83.
Helffant, Elefant. Heldenb. Daher vielleicht unser Elfenbein.
Heimlich, zahm, von Tieren.
Heinacht, heute nacht. Heldenb., S. 53.
Hemling, so ist in einer alten Uebersetzung des Terenz, Ulm 1486, das Wort eunuchus gegeben. Von Hammel leitet es Gottsched. S. Vorrat, S. 39.
Hemmat, Hemde. Heldenb., S. 50.

Herbsten, ernten. P., B. 41.
Herr, so viel als bitter. Brant, 84. Davon Herling oder Herrling. S. Frisch.
Heumarder, ein schlechtes Pelzfutter. P., B. 81. „Es trägt etwa einer eine mardere Schauben da fornen, und dahinden ist sie mit Hewmarder gefuttert — seyn alte rüdige Schafe.“
Hinterred, Nachrede. Br.
Hinterständig, für rückständig. Zincgref, Apophth., 2. S. 134.
Hirz, für Hirsch. Bei Pauli öfters.
Hochzeit, ein großes Gastgebot. Heldenb., S. 33.
Höne, Riese. Heldenb., S. 60.

„Sie hat geführet der höne
Auff ein burg, die ist gut.“

Hofferig, bucklicht. Hoffer, Buckel. P., B. 61.
Horden, so viel als harren?
Hort. Was heißt es? „Von Büchern hab' ich grossen Hort.“ Kais.
Hotzeln. „Er lacht, daß er hotzelt.“ P., B. 94.
Hübschheit. Zincgref, Apophth., 1. S. 222.
Hulder, Courmacher, Liebhaber.
Husche, ein vorübergehender Platzregen. Deutsch. Rabelais.

J.

Imbiß, Frühstück. P., B. 67. (Auch Imbs.) „An dem Morgen hinken sie zu Gott, nach dem Imbiß laufen sie zum Teufel.“
Inner, für innerhalb. Opitz' Arg., 99.
Joch, auch, sogar. Brant.
Irrig, unentschlossen. Teuerd., Hp. 2.

„Der König, als er sie gehört hätt,
Saß er ein klein Weil ungeredt
Und bedacht der Sach gar wohl,
Wie dann ein weiser Mann thun soll
Dann er in der Wahl irrig was.“

Jüngste Tag, Sterbetag. Heldenb.
Jungfrau, auch von Männern. P., B. 16. „Der böse Geist sprach, er wollt nit weichen, man hätte dann einen Priester, der ein Jungfrau wäre, der drey Messen celebrirte.“

K.

Kamben, Querbretter in den Mühlrädern. Kön. Tirol. Vitruvio pinna, sunt assamenta in tympano, quae aquae impetu impelluntur. Goldast.
Karthaunen, deutscher als Kanonen. Zincgref, Apophth., 2. S. 106.

Kauffen, oft so viel als heiraten.

Käufig, was Käufer findet. P., B. 82. „Die Roßtüscher, wenn ein Pferd kein Schwanz mehr hat, so binden sie ihm einen an, der macht es denn käufig."

Kemnate, vielleicht ein Zimmer, Kammer. Heldenb., S. 62.

Ketschen, schleppen, tragen.

Kieb, Zank. „Lieb wächst durch Kieb." Deutsch. Rabelais, Kap. V.

Kirchhofblumen, sehr artig für graue Haare. P., B. 32.

Klaffer, Verleumder, ital. abbaiatore; klaffen, unverschämt reden. Heldenb. Verklaffen, verraten. Heldenb., S. 59.

Klappern, klatschen, ausplaudern. H. Sen., 54. Klappernarren, susurrones. Br.

Klieben, chlieben, spalten. Klobe, ein großes Scheit Holz.

Klitter, Tintenfleck. Zincgref, Apophth., 1. 230.

Klünseln, fovere infantes. H. Sen.

Knellen, entzweiplatzen. Br.

Kobel, ein elendes Pferd. Kommt öfters vor.

Koppen, „er koppt mir nach in die Art." Br. Er folgt mir nach, hat die neue Ausgabe.

Kopf, Becher. Heldenb., 81. Daher unser Köpfchen, vom Oberteile der Theeschalen.

Kotze, Pilgrams-Kotzen, Rock, ital. schiavina. S. auch Heldenb., S. 54.

Krachen, sie fängt an zu krachen, für: sie bekommt Geburtsschmerzen. Deutsch. Rabelais, Kap. IX.

Krank, schlecht; krankes Brot. Heldenb., S. 52.

Kräutlein, ein schlimmer Mensch. Luthers Hans Worst.

Kröpfen, den Kropf füllen. B. Waldis, IV. 82.

Kröse, das Eingeweide. Heldenb., S. 98.

Kuder, eine Art Werg, stupa. P., B. 33. „stack ein Pfund Werks oder Kuder darin."

Kugelechtig, rund. Pant., S. 2.

Kumpf, klein, eng, schmal. P., B. 33. „Jetzt so kann man die Schuh nicht kumpf genug machen, und mehr einem Kalbsmaule gleich denn einem Schuh."

Kunft, Ankunft.

„Du viel liebe kunft des meien."
Gr. von Kilchberg, M. S., 12.

Kürren, knarren.

L.

Laichen, betriegen. G. R., Bl. 9. „Da laichet sie in gleich darumb, als si in vor um das ringlin gelaichet." S. auch Vocabul. teut.

Laidig, häßlich, von laide. Zincgref, Apophth., 2. 108.

Leibschütz, Trabant. Zincgref, Apophth., 1. 62.

Lesmeister, Prediger. P., B. 86. „In einem Prediger-Kloster war ein Lesmeister, Prädikant."
Letner, lectionarium, ein erhabner Ort in den alten Kirchen. P., B 66.
Liebt, es liebt, für beliebt. P., B. 62. „Wann man uns ein Ding verbietet, so liebt es uns erst."
Limbde, Leumund, Leimat. Bei Luther oft.
Loben, oft so viel als geloben. Kriemh.
Losen, lauschen, hören. „Loß Gesell." P., B. 17.

„Losa, Losa, wie die Vogel singent."
Gr. von Kilchberg, M. S., 1. 14.

Lüften, heben, erheben.

„Diu lerche luftet ihr gedöne."
Gr. von Kilchberg, M. S., 12.

Lugen, sehen. Heldenb., S. 8. Engl. to look. Daher eine Luche, Loch. Vielleicht auch Lucke oder Licke, Spalte.
Lupfen, erlupfen, erheben. P., B. 37. „Die lupften ihn auf als leicht als ein Federlein."
Lützel, wenig. Oft.

M.

Maßen, mäßigen. Fleming, S. 60.
Mancherhand, mancherlei. H. Sen., 53. „Das Lesen vieler und mancherhand Bücher," omnis generis.
Mannen, einen Mann nehmen. P., B. 43. „Es ist sorglich, mannen oder weiben."
Manneszeitig, nubilis. Oft.
Markten, handeln, dingen.
Mas, Masen, ein Flecken, ein Mal. P., B. 87.
Masleidig, fastidiens, vom Magen. H. Sen., 13.
Meuchlisch, listig. Oft.
Michel, viel, groß. Heldenb., S. 48.

„Sein klagen das war grimme
Michel und auch sehr groß."

Milchzins, Abgabe der Priester, die sich Mädchen hielten. Utz Eckstein, S. 16.
Mißgehen, unglücklich gehen. Heldenb., S. 45.
Mißlungen ist der Frau, sie hat abortiert. P., B. 76.
Mitleidenheit, gleichförmige, sympathie, widerwärtige, antipathie. Pant., S. 1.
Mornig, morgend, mornigen Tags. H. Sen., 60.
Mühen, für affligere und affligi.

„Des thet gar sehre mühen
Den Held Wolffdieterich." Heldenb.

Musig, Muße habend. Fischart.
Mutternakt, ganz nackt. Morh. Ged., 93; Tschern., S. 175.
Mutzen, sich aufmutzen, für aufputzen. P., B. 4; ebenso Brant, 59.
Myet, Lohn. „Die nehmen Gaben, Schenk und Myet." Brant, 46.

N.

Nakt, unbewaffnet. Oft im Heldenb.
Namen, mit Namen, so viel als nämlich.
Nindert, nirgends. Teuerd., Hp. 8.
Nötern, notzüchtigen. Oefters.
Nützsüchtig, ein schönes Wort, interessiert, auf seinen Nutzen bedacht. Zincgref, Apophth., 1. S. 47.
Nym, nicht mehr.

O.

O, für oder. Brant, 42.
Oleib, Ueberbleibsel. H. Sen., 197. „Und so sie den Oleiben entgangen." Et cum reliquias effugerint.
Ort, Spitze der Schwerter, Kriemh., 123; Heldenb., S. 43.

P.

Pfell und Pell, ein prächtiges Gewand. Heldenb., S. 44. 148.
Pfennig. P., B. 30. „Und redet Jedermann seinen Pfennig werth dazu" (son sou).
Pfuh dich, pfui. Heldenb., S. 10.
Pfuch und Pfach, Schimpf und Spott. Heldenb., S. 48.
Potzenhut, ein eunuchus. Auch Frauenhut. Das erstere Wort hat Luther gemacht, um den Ton des Worts nachzuahmen, „womit man," wie er sagt, „das bezeichnet, wovon sie Frauen heißen."

R.

Rag, steif. Rag tot, roide mort.
Rätthersch, Rätsel. P., B. 4.
Räthlichkeit, parsimonia. H. Sen., 96.
Räucheln, nach Rauche riechen.
Rappier, jeder Degen ehedem.
Raussen, schnarchen. P., B. 94. „Und schlief der Bischof so sanft, daß er anfing zu raussen oder schnarchen."
Recke, Held, daher das Schimpfwort Reckel. S. Heldenb., S. 81.
Rechten, in den Rechten mit einander liegen. P., B. 15.
Reichen, reich werden. Seb. Fr. „Wer gern bezahlt, der reicht."
Reise. So viel als Feldzug, Campagne. P., B. 8.
Retscher, Verräter, index. H. Sen., 58.
Ringen, abnehmen, weniger werden.

„Sin swere begunde ringen."
Ulrich von Turheim, Alex. MS.

Roller, ein Fuhrmann. P., B. 36. „Und wie es der Roller oder Fuhrmann anschlug, also ging es.“
Rüde, Hunde. Brant, 72.
Ruochen, geruhen. Kriemh., S. 2.
Rülzen, was heißt es? Waldis' Fab., IV. 83.

„Und seyn die Pfaffen itzt gar hülzen
Und gar viel gröber denn die Rülzen.“

Rür, die letzten Rür der Liebe, die höchste Gunstbezeigung. Von einander die letzten Rür der Liebe nehmen.

S.

Samieren, was sind das für Instrumente? Im Heldenb.:

„Zitterlen, Fidlen, Samieren,
Das es gar laut erhall.“

Schachtmann, Straßenräuber. Heldenb., S. 75.
Schamper, schandbar. Schämperlieder.
Scharsasse, Schermesser. Heldenb., S. 92; von Sachs, culter. S. Wachter.
Scheitling, divaricatis cruribus. P., B. 62. „scheitling auf dem Pferde sitzen.“
Schel, schielend. Seb. Fr.
Schelten, in gutem Sinn. Lohenstein, Soph., 365. „Die Rom für Afrikas Penthesilea schilt.“
Schembart, Schönbart, Larve. Brant.
Schirmen, fechten, pugillare. Heldenb., S. 41.
Schlaffen, für: jemanden schlafen machen, töten. Heldenb., S. 128.
Schlamp, Schmaus, Gelag. H. Sen., 60.
Schlecht, oft so viel als gerade, nicht krumm.
Schleckerhaftig. P., B. 3, leckerhaft.
Schlemmen, aufessen. P., B. 3.
Schlempe, eine weibliche Tracht, Schleppe. P., B. 73. „Und treiben sie viel Hoffart mit den Schlempen.“
Schlich, ein Schleicher. P., B. 10. „Und wie dem Narren seine Nothdurft ist so noth worden, daß ihm ein Schlich ist unten aus entfahren.“
Schliefen, schlupfen.
Schlinden, von Schlund, richtiger als unser schlingen: „Swenne er den suzen Got enpfat, er slindet vipper natern gift“, sagt König Tirol von einem lasterhaften Priester.
Schmarren, Ißschmarren, Eiszapfen. P., B. 41.
Schmucken, sich, sich schmiegen. Heldenb., S. 23.
Schnaphan, ein petit-maître. P., B. 41. „Hast Du ein hübsch Weib, so darfst Du ihr nicht fürchten vor den Schnaphanen, die — ihr haar büssen und ihr hofiren.“

Schnatten, Striemen von Schlägen. Brant, 33.
Schnur, für Zone, Erdstrich. Brant, 65.
Schuldbothen, executores. P., B. 17.
Schupfen, aus dem Sattel heben. Heldenb., S. 42.
Schweißig, blutig. Heldenb., S. 60.
Schwind, für geschwind. Werd., 3.
Sedelhaft, seßhaft.
Sehrer, sagten die Alten im Komparativ von sehr.
Serben, ein schweiz. Wort, schwinden, sich verzehren. Meyers T.

„Daß nicht verderbst,
Stirb eh du sterbst
Genad erwerbst
Nicht ewig serbst
Im Höllenreich
Im Schwefelteich."

Sibilit. Ich verstehe dieses Wort des B. Waldis nicht. Fab., IV. 13.

„Ein großer Sturm hub sich bey Gothland
Und nahm auch plötzlich überhand,
Und dreuet uns so mächtig sehr,
Wurfen viel Güter naus ins Meer
Zulest wollts besser werden nit,
Der Schiffer blies ins Sibilit."

Sidel, ein Sitz. Daher Einsiedler. Heldenb.
Siech, ein Kranker. Brant öfters.
Sigesse, eine Sense. P., B. 78.
Sinn, ein Anschlag, einen Sinn erdenken. P., B. 42.
Sippe, ein Verwandter. „Jesus der ist unser Sippe." Eschenb., Rennwart. MS.
Sodern, quellen.
Spahn, Zank, Streit. Zincgref, Apophth., 1. S. 8.
Spechen, spähen, erfahren. Heldenb., S. 144.
Speidel, Keile, cunei. P., B. 48. „Auf einmal ging Milo durch einen Wald, da lag ein Eichbaum, da hätt ein Bauer eichene Speidel darein geschlagen."
Spöttlich, etwas weniger als schimpflich. Opitz, S. 22.
Sprachhaus, Sprachhäusel, Abtritt (Prophey, Priwät). P., B. 75. „Wie ers versah, daß er in ein Sprachhuß fiel, oder in ein Prophey, wie mans dann nennt."
Stadel, ein finstrer Murrkopf. Seb. Fr.
Stegreif, Steigbügel. Oft.
Stehlin, stählern. Heldenb., S. 48.
Steifer Stern, ein Fixstern. Pant., S. 3.
Stecken, erstecken, suffocare. Brant, 30.
Stenderling halten, still halten, stehen bleiben. Seb. Fr.

Stete Augen, unverwandte. Opitz, S. 44.
Steuren, regieren. Heldenb., S. 86.
Strauchen, straucheln. Heldenb., S. 158.
Strelen, streicheln. Seb. Fr.
Streymen, Striemen, für Strahlen. Pant.
Stulreuber. Eyring. Es muß reiber geschrieben werden, von reiben, fricare, und bedeutet Handwerker, die ihre Arbeit sitzend verrichten, sellularii im Lateinischen.
Stund, soviel als Mal. Heldenb.

„Und wer er drey stund minder,
Er wer mir noch groß gnug."

Sturmbar schießen die Mauern, sagt Zincgref ganz vortrefflich für: Bresche schießen. Apophth., 1. S. 130.
Stutzen, stolzieren. Tschern., 296.
Sunder, so viel als Süden, bei den alten Dichtern. Osten, Westen, Norden, Sunder.

T.

Tagen, schweigen. Heldenb., S. 29.

„Wer gern hört diese Märe
Der soll gar stille tagen."

Tageweiß, „eine Tageweiß von Pyramo und Thisbe," vielleicht so viel als das spanische jornada.
Thädingen, für schwatzen. Deutsch. Rabelais. „Sie thädingt ihn ins Bett."
Thal, zu Thal, herab. Heldenb., S. 29.

„Sein har was minnigliche
Schön kraus und dazu fahl
Es schwang im sicherliche
Ueber die hüfft zu Thal."

Theilen Worte, für wechseln. P., B. 32.
Thor, ein großer kühner Mann. Heldenb., S. 51.
Tochter, so viel als Mädchen überhaupt.
Tödtlich, sterblich; ein tödlicher Mensch.
Todtenbaum, ein Sarg, nicht bloß Bahre, wie Frisch meint. P., B. 44. „Da stat mein Nachbar in einem Totenbaum, und ist gestorben. — Und stieß den Deckel ab, und zu dem Baum hinaus."
Todtenheim, das Land der Toten. Brant.
Tracht, Schüssel, Speise. „Denn das ist einem Ehrenmann gnug, der da Gäste hat, wenn er einer Trachten mehr hat."
Träher, der, die Thräne. P., B. 8.
Trom, ein Balken. P., B. 60.
Trummen, Trommel. P., B. 74.

Trüssel, Rüssel, Maul. P., B. 28. „Man soll sie auf die Scheid schlagen, auf den Trüssel, daß sie das Schwerdt (die Zunge) darinn läßt."
Trutinne, Gemahlin. Kriemh., 3.
Tummheit, Taubheit. Pant., S. 5.

U.

Ueberherren, überwältigen.
Ueberrauschen, itzt überraschen. — (Die alte Sprache hat viele glückliche Zusammensetzungen mit Ueber. Dahin gehört: das Glück überbösen, bei Seb. Fr.)
Ueberschreiben, sich, wie wir sagen, überschreien. Luther: „Hast du mich überschrieben" ꝛc.
Ueberweiben, sich. Seb. Fr.; eben so Brant, für: unglücklich heiraten.
Uerte, Zeche. P., B. 73. „Wenn sie zusammenkommen, was sollen sie sonst thun, als um die Uerte im Brette spielen?" Bei Seb. Fr. Urte.
Umstand, der, Umständer, für Umstehende. Zincgref, Apophth., 1. S. 77.
Unehe, für concubinatus. Oft. Die Redensart heißt: an der Unehe sitzen.
Unerbärmlich jemanden sein, unbarmherzig.
Ungefelle, Unfall. Heldenb.
Ungefüge, die, eine unbillige That. Heldenb.
Ungeheuer, ein Wunder, prodigium. „Der Schönheit Ungeheuer." Tschern., 166.
Ungeschaffen, häßlich. P., B. 29. „Ein ungeschaffen Weib."
Ungeschicht, von ungefähr. P., B. 18. Da begab es sich, daß etliche Edelleute auch darzu kamen ungeschicht."
Ungethüm, ein Gespenst. Scheräus leitet es von domus; daher Ungedom, unhäuslich, unheimlich, wo sich nicht domen, hausen, heimen läßt. S. 27.
Ungewinn, lucrum cessans. Melus., MS.
Unz, wie auch uß, so viel als bis.
Unzucht, Grobheit, ungebührliches Betragen. P., B. 81. S. auch Heldenb., S. 100.

V.

Vagant, eine Singstimme, viell. Kontrabaß. Scher., 53.
Verarzen, vermedizinieren. P., B. 55.
Verbösen, verschlimmern, böse machen.

„Denn izt in dieser bösen Zeit.
Da der Satan verbößt die Leut."
B. Waldis, IV. 83.

Vergönnen, mißgönnen.
Verlauben, sich, Urlaub nehmen, aufhören. Renner.

Vermächtigen, sich, zu Macht gelangen. F. Sen., S. 271.
Verreitzen, débaucher quelqu'un.
Versorgen, nicht mehr sorgen.
Versprechen, sich, für entschuldigen, ausreden. Zincgref, Apophth., 1. S. 129.
Verthunheit, prodigalitas. Seb. Fr.
Verwesen, jemanden, seine Stelle vertreten. P., B. 94.
Verwillkühren, seinen Leib zum Tode. Kaiserrecht, 1. Kap. 34—40. Es heißt also, sich der Willkür entäußern. (Die Geschichte des Juden von Venedig muß sich also aus einer Zeit herschreiben, wo das Verwillküren des Leibes noch erlaubt war.)
Voland, ein Beiname des bösen Geistes; a valendo oder volando. Scher., S. 25.
Voegeln oder vogeln, fleischlich beiwohnen. „Da vogelte sich di sterkinn mit einem andern starken." G. R., Bl. 6.
Vorteil, alles, wodurch man sich auf ein Pferd hilft. So kommt es bei den Alten oft vor.

W.

Wäger, soviel als besser. Brant. Im Deutsch. Rabelais, Kap. IV., steht es bloß mit dem e, weger.
Wage, Wiege. P., B. 87.
Wamme, für Mutterleib. Eschenbach im Alex., MS.
Wankelbar, besser als wandelbar. Teuerd. Zueign.
Wahl, Niederlage. Daher Wahlstatt. Heldenb., S. 47.
War, wohin. P., B. 18.
Warner und Röner, gerichtliche Beistände, die sich der Beklagte wählen durfte, damit sie ihn warnten und ihm guten Rat zuraunten. Mörin von Sachs., Bl. XI.
Wasserlauf, aquaeductus. Krause, Meißn. Chron., S. 95.
Wasserstelze, Bachstelze. B. 56.
Wath, ein Gewand. Heldenb., S. 30.
Wehrknopf, Degenknopf. Zincgref, Apophth., 1. 10.
Weidlich, bonae indolis. H. Sen., B. 59.
Weinfüll, ein, Säufer. P., B. 56. „Ein Weinfüll hatte sich übertrunken."
Weise, ein Edelstein. Walter von der Vogelw.
Wetschger, Geldbeutel. P., B. 24.
Wey, ein Weihe. P., B. 85.
Wehl, ein Haus, vielleicht von vallum. Scher.
Widerspännig, sagten die Alten wohlklingender und der Ableitung gemäßer als unser widerspänstig.
Wierig, dauernd, diuturnus. H. Sen.
Widt, ein Strang, Strick. Seb. Fr.
Winkelzehrer, die im Verborgnen essen, um niemanden einladen zu dürfen. Seb. Fr. Ein schönes Wort. Man könnte die heutigen Italiener große Winkelzehrer nennen.

Winzeln, winseln. „Dein Gewissen winzelt wider Dich." P., B. 35.
Wirsch. Herm. v. Sachs., 1. „Sie theten weder wirsch noch boß."
Witzbold, ein schönes Wort, soviel als Klügling, „der zu frühzeitig in der Witz ansetzt." Seb. Fr. Auch Klügelmeister.
Wonweiß, wahnwitzig.
Wortler, der nichts als Worte macht, mehr Worte als Sinn hat. Luther.
Würse, weh, schmerzlich. P., B. 91. „es thut ihnen würser."
Wuth, er watete. Heldenb., S. 43.

Z.

Zeit, für beizeiten. Seb. Fr.
Zesem, dexter.

„Dein zesem Hand die Hell entflos."
Eschenb., Rennwart. MS.

Zienstag, für Dienstag. P., B. 28.
Zierredner, ein guter Stilist. Zincgref, Apophth., 1. 98.
Zungenkrämer, soviel als Zungendrescher. P., B. 26. „Es ist um die Zungenkrämer und Fürsprecher gleich als um eine Wage." Es steht hier für eigennützige Advokaten, Rabulisten.
Zwagen, waschen. Heldenb., S. 35.
Zweihändler, schweizerisch ein Schlachtschwert. Zincgref, Apophth., 1. S. 209.
Zwölfbothe, ein altes Wort für Apostel.

Grammatische Anmerkungen.

1. Die Alten sagten Herr der Abt, franz. Monsieur l'Abbé. Pauli, B. 32. „Herr der Apt, man sieht wohl an euren Schuhen."
2. Bei diesem Schriftsteller haben alle Personen des Pluralis, desgleichen die Imperativi einerlei Endung, nämlich die Endung des Infinitivus, wie im Englischen.
   „Herr haben ihr gepredigt?" B. 37.
   „Als ihr itzt haben gethan." B. 38.
   „Sehen ihr, daß kein schnöder Amt ist, denn Wucherey treiben?" B. 38.
3. Fürchten, eines, statt: wegen eines in Furcht stehen. Pauli, B. 41.
4. Manche Wörter braucht er unzertrennt, die wir trennen. „Warum anfechtest du den Menschen?" B. 18.
5. Wundsch, schreiben die Alten, und mit Recht. Denn wir lassen bei der Aussprache immer ein d mit hören.

6. Eilen wird oft mit dem Accusativ gebraucht, wie properare. „Eile die Sachen." Werthers Tasso, Bl. 3.
So braucht Tscherning das Wort scherzen für: Scherz mit etwas treiben.

„So kann ein Weibesbild
Der Männer Liebe scherzen."

Sammlung Lutherischer Wörter.

Abcteufel. Ein Teufel, der gleichsam noch in den niedrigsten Klassen der Bosheit sitzt und diese erst ausüben lernt, da es denn oft geschieht, daß er sich gewaltig in der Wahl seiner Mittel vergreift und so seine Absicht nur kümmerlich oder wohl gar nicht erreicht. Besonders ein Teufel, der seine Mittel zu plump, zu auffallend wählet, wie derjenige oder diejenigen waren, die nach Luthern zu Münster haushielten (VI. 317a): „So unverschämt nach der Krone greiffen, und nicht allein Ein ehrlich Weib, sondern so viel die Lust und Fürwitz will, nehmen: Ah, das ist entweder ein junger Abcteufel, oder Schulteufelin, der noch nicht recht buchstabiren kann; oder ists der rechte gelehrte Teufel, so hat ihn gewißlich der gnädige Gott mit so starken Ketten gebunden, daß ers nicht behänder noch subtiler machen kann, noch muß uns allen zu dräuen zu warnen."

Abcteufelchen. Die verächtliche Verkleinerung von jenem (II. 288. 269): Das wird nuer ein Abcteufelchen seyn.

Abendfressen. Für Abendmahl der Katholiken in Absicht auf den cruden Begriff der Transsubstantiation (II. 82. 44). Die Bulle vom Abendfressen des Papsts.

Abergeistlich. Ein sehr schönes Wort, noch sehr wohl zu brauchen. Es ist nicht einerlei mit abergläubig. Denn dieses bezieht sich mehr aufs Uebermaß in der Theorie, und jenes aufs Uebermaß in der Praxis (VIII. 356 a). Auch bin ich nicht der Meynung, daß durchs Evangelium sollen alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben: sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musica gern sehen, im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat.

Abeseyn, für abgethan, abgeschafft sein. In der edleren Schreibart nicht wohl mehr zu brauchen; wenigstens müßte das e herausge'chmissen werden. Durch die Einsetzung des N. Testaments, sagt Luther (I. 331 b), habe Christus gemeinet, daß jenes alt werde und abesey.

Abfeinen. Dieses Wort fällt aus den Lutherschen Wörtern weg; obschon Salzmann folgende Luthersche Stelle dafür an-

führt: Es ist tröstlich, wenn viele einerley leiden. Da fällt doch nicht so ein schrecklicher Gedanken ein, als sey er allein abgefeinet und verworffen. Denn es muß hier offenbar abgefeimet oder abgefäumet heißen, so wie es die Jenaische zweite Ausgabe auch wirklich hat.

Abfällig. Das Wort selbst ist noch gebräuchlich genug. Nur die Lutherschen Konstruktionen, einem abfällig werden oder machen für von einem, sollen nichts taugen. Hiervon finde ich aber in der Sprache selbst keine Gründe. Denn gehört es etwa zu ihren wesentlichen Eigenschaften, daß alle Casus in ihr von einer Präposition regiert werden müssen? Warum sollen nicht Zeitwörter und davon gemachte Participia und Adjectiva auch ohne eine Präposition einen Casum eben so gut regieren können als im Lateinischen und Griechischen? Besonders wenn die Präposition in dem Verbo schon liegt, wie hier. Denn was heißt einen einem abfällig machen anders, als einen ab einem fällig machen? Oder muß deswegen, weil wir das einfache ab für von nicht mehr brauchen, noch eine zweite Präposition dazukommen? Was die Sprache von seiten des Wohlklanges hierbei etwa gewönne, verlöre sie ja offenbar von seiten der Kürze. Aber ich wüßte auch gar nicht, was z. E. folgende Stelle: „Daß mich der ungenannte Dichter dieses Büchlein aufrührisch schilt, und als Den, der die Deutschen wolle dem Kayser abfällig und aller Oberkeit widersetzig machen; das leugt er als ein Erzbösewicht" (V. 303 b) — an Wohlklang gewönne, wenn ich vor abfällig noch von und vor widersetzig etwa noch gegen einschiebe? Für mich ist schon die möglichste Kürze Wohlklang. Wenigstens ist dem Wohlklange leicht nichts hinderlicher als überflüssige Partikeln.

Abgefäumt. Läßt sich sowohl von dem Unrate, dem Faum und Schaum, sagen, der von etwas abgenommen worden, als auch von dem, was rein und lauter überbleibt, nachdem jener Unrat abgeschöpft worden. Luther braucht es in beiden Bedeutungen. Einmal sagt er (VIII. 121 b): die Juden wären sehr begierig, die abtrünnigen, abgefäumten Christen aufzuraffen und einzusammeln. Das müssen sie zu seiner Zeit gewesen sein; itzt sind sie es schwerlich mehr. Ein andermal (Jsl. II. 73 a) aber erklärt er lauter durch auserlesen, auf das lauterste abgefäumt.

Abglauben oder abgläuben scheint in folgender Stelle, die ich aber noch nicht habe auffinden können, so viel zu bedeuten, als durch Glauben abgewinnen, so wie abtrotzen, abbetteln. Ich stehe aber nicht davor, daß es nicht auch ganz etwas anderes bedeutet. Wenn Christus ein solches Reich und Evangelium hätte, da man Geldes genug gäbe, so wollten wir ihm den Himmel bald abgläuben (* H. P. J. Steph. Tag, 536 a).

Abgläubig. Dieses versteh' ich noch weniger mit Gewißheit, sehe aber doch so viel, daß die angegebene Bedeutung des vorgehenden

Zeitwortes, von welchem es abstammt, sich dazu nicht paßt. Luther kommentiert über das 23. Kapitel des 1. B M., wo so umständlich erzählt wird, wie Abraham zu Beerdigung seines Toten ein Stück Feldes von Ephron kauft, und fährt sehr naiv heraus: Das ist ein närrisch Capitel anzusehen. Was hat er so viel Worte zu machen über solchem geringen Dinge: wie Abraham eine Grube kauft, da er einen Toten einleget? Was wollen wir nur daraus machen? Nach der Historie weiß ich nichts daraus zu machen, denn daß es zuwider den abgläubigen und hoffertigen Heiligen geschrieben ist, welche die Gewissen gern spannen, und meynen, wer Gott dient, müsse nicht mit solchen Weltsachen umgehen (IV. 128 a). Nach dieser Stelle würde abgläubig fast so viel sein als obige abergeistlich.

Abgötze scheint bei Luthern nicht völlig einerlei mit Abgott zu sein. Denn er braucht beides in der nämlichen Stelle, wenn er sagt (II. Jsl., 468 b): Jsmael und Esau hiengen an den Abgötzen, trieben Abgötterey, giengen den heidnischen Abgöttern nach. Vielleicht könnte man sagen, Abgott sei ein sinnliches Bild, das man sich von Gott mache, Abgötze aber das sinnliche Bild von einem Götzen.

Abgönner oder, wie Luther schreibt, Abgünner. Wenn auch schon unter Abgunst und Mißgunst kein Unterschied wäre, und wir uns mit dem letztern gebräuchlichern ganz allein behelfen könnten, so müßte Abgönner doch wohl beibehalten werden, da ich nicht wüßte, daß Mißgönner gewöhnlich wäre. (I. 165 a.) D. Martinus Luther Unterricht auf etliche Artikel, so ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden.

Abgründlich. Wir hätten dieses Wort nicht aus dem Gebrauche sollen kommen lassen, wofür wir itzt das gedehntere und minder wohllautende unergründlich brauchen müssen. (*R. P. 4. Adv. Evang.) Wir sollen Gott den himmlischen Vater über dem abgründlichen Reichthum seiner Barmherzigkeit durch Johannem gepredigt, und in Christo gegeben, lieben, loben, danken.

Ablaß. Luther sagt das Ablaß. (I. 165 b.) Ablaß ist frey und willkürig; sündiget Niemand, der es nicht löset; verdient auch nichts, der es löset.

Ablaßbuben und Ablaßnarren. Diese Worte waren zu leicht gemacht, als daß sie Luthern nicht einfallen sollten. Man könnte meinen, Ablaßbuben habe er die schändlichen Austeiler und Verkäufer des Ablasses genannt, Ablaßnarren aber die Einfältigen, die sich mit dieser unnützen Ware belügen ließen. Doch das ist nicht; und er braucht beides ohne Unterschied, wovon die Stellen beim Salzmann nachzusehen.

Grammatisch-kritische Anmerkungen.

Ueber das Wörtlein Thatsache.

Mit Recht sage ich: Wörtlein; denn es ist noch so jung. Ich weiß mich der Zeit ganz wohl zu erinnern, da es noch in niemands Munde war. Aber aus wessen Munde oder Feder es zuerst gekommen, das weiß ich nicht. Noch weniger weiß ich, wie es gekommen sein mag, daß dieses neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schicksal neuer Wörter in kurzer Zeit ein so gewaltiges Glück gemacht hat, noch wodurch es eine so allgemeine Aufnahme verdient hat, daß man in gewissen Schriften kein Blatt umschlagen kann, ohne auf eine Thatsache zu stoßen.

Man fand in lateinischen und französischen Büchern bei wackern Männern, die an der Grundfeste des Christentums flicken, daß es ganz unwandelbar gegründet sei, weil es auf facta, sur des faits, beruhe, die kein Mensch in Zweifel ziehen könne.

Nun heißen facta und des faits weiter nichts als geschehene Dinge, Begebenheiten, Thaten, Ereignisse, Vorfälle, deren historische Gewißheit so groß ist, als historische Gewißheit nur sein kann.

Diese deutschen Ausdrücke bedeuten alle etwas Besonderes mit, und man müßte nach Schicklichkeit bald diesen, bald jenen brauchen — —

Die Endung iren

bei den Zeitwörtern ist nicht neu. Luther sagt schon stolziren. Statt buchstabiren sagt er indes buchstaben.

Ueber aber und sondern.

Aber, sondern, allein sind alles dreies conjunctiones adversativae, die der Franzose mit seinem einzigen mais ausdrückt. Vor aber und allein muß zwar, vor sondern (meistens) nicht nur vorhergehen. „Sie ist zwar nicht so schön als diese und jene, aber sie ist doch hübsch." Elle n'est pas si belle, qu'une telle, mais enfin elle est jolie. „Ich habe es zwar versprochen, allein das und das hindert mich, mein Versprechen zu halten." Folglich braucht man aber und allein,

wenn man etwas zwar einräumt, aber an die Stelle des Eingeräumten etwas anderes setzt, wodurch es eingeschränkt wird. Sondern hingegen braucht man, wenn man das Eingeräumte nicht einschränkt, sondern vielmehr durch einen Zusatz vermehrt. „Er ist nicht allein gut, sondern auch brav.“ Non seulement il est bon, mais encore il est brave. Also würden aber und allein conjunctiones restrictivae und sondern conjunctio augmentationis sein. Und nur in dem Falle ist sondern eine conjunctio adversativa, wenn gar keine andere Partikel vorhergeht, auf welche es sich bezieht. Z. B. „Es ist nicht rot, sondern grün.“

NB. Hempels und Aichingers Regel, daß sondern auf eine Negation folge, ist wahr, aber nicht allgemein. Denn es folgt auch auf nicht nur, welches nichts weniger als negiert.

Aber fängt auch nicht selten den Perioden an, und alsdann ist der ganze Vordersatz mit zwar ausgelassen. Als: „Aber werden Sie denn nicht einmal aufhören, hiervon zu reden?“ Mais ne cesserez-vous jamais de parler de cette chose-là. Hier ist gleichsam vorher ausgelassen: „Sie haben zwar Grund, hiervon zu reden, aber“ ꝛc. Desgleichen: „Aber lassen Sie uns wieder auf unsere erste Rede kommen.“ Mais revenons à notre propos. Hier ist ausgelassen: „Das ist zwar gut, was Sie hier sagen, aber“ ꝛc.

Grammatisch-kritische Anmerkungen über einige Dichter.

Klopstock.

„Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
— — — — — — — — — von neuem geschenkt hat.“
Klopst., Meſſ. 1.

Es wäre zu wünschen, daß alle unsere Substantive in den Casibus obliquis das e finale hätten, um sie in diesen Casibus ohne Artikel brauchen zu können, welches bei denen, die das e nicht haben, sich nicht thun läßt.

Adams Geschlechte ist der Dativus, welches aus dem e finale klar wird, und der Dichter hat den Artikel ohne Zweideutigkeit auslassen können. Aber würde er wohl haben sagen können, z. E.: „Als Gott Adams Hand die neugeschaffne Schöne überlieferte?“ Ohne Dunkelheit nicht.

Von neuem geschenkt hat. Ist von neuem wohl deutsch? Oder ist es nicht vielmehr nach dem lateinischen oder französischen de novo, de nouveau gemacht? Und würde es nicht deutscher heißen: aufs neue? denn man sagt aufs erste (mal), zweite (mal).

Voller Entzückung. Kl., Meſſ. 1. 11.

Ist voller aus voll der kontrahiert, oder was ist es? Wann muß ich voller Entzückung, wann voll Entzückung sagen? Oder ist beides einerlei?

Hagedorn.

Die Hofstaat.

„Es hatte Suliman — — —
Der ganzen Hofstaat Zug —"

Wenn es ein Femininum sein soll, glaube ich, muß es Hofstadt heißen: die Stadt, der Ort, wo der Herr des Landes Hof hält. Hofstaat aber muß ein Masculinum sein; denn wir sagen: der Staat, respublica oder pompa.

Gute Wörter sind: Heldenheer, Leyrer (Apollo), Unglücksnacht, ewigbange Wüste, die Eile, gekappte Bäume, schulgelehrt, Wunderbau (der Biber), dicht-verzäunt.

Wieland.

Hinwegscherzen.

„Sein Leben unter den Rosen der Venus unrühmlich hinwegscherzen." Agathon, 2. S. 40.

Hinwegscherzen ist noch etwas anders, dünkt mich, als verscherzen; obgleich hinwegplaudern und verplaudern und andre dergleichen Komposita völlig einerlei sein dürften. Hinwegscherzen heißt: unter lauter Scherz verbringen. Verscherzen heißt dieses auch, aber zugleich, sich durch eine Nichtswürdigkeit einer wichtigen Sache verlustig machen; in welchem Verstande Scherz in der figürlichen Bedeutung genommen wird.

Für eins sagt Wiel. S. 101 für pro primo und läßt darauf folgen fürs andre. Es muß notwendig heißen: fürs erste.

Salbaderei nimmt Wiel. S. 124 für die Gegenstände eines abgeschmackten Geschwätzes, und ich glaube, es bedeutet das Geschwätz selbst.

Nur nicht sagt Wieland nicht richtig für ne quidem. Dieser Entschluß kostete ihm — nur nicht einen Seufzer. S. 37.

Rasch, scheint mir, wird nur von dem gesagt, was sich schnell in Bewegung setzt. Ein rasches Pferd ist nicht sowohl ein geschwindes, als ein solches, das sehr leicht in Lauf zu setzen ist. (Daher heißt rasch in der figürlichen Bedeutung so viel als übereilt; als: ein rasches Maul.) Wieland würde also nicht zum besten gesagt haben:

„Der Orkan, der das Schiff
In raschen Wirbeln dreht".

Zünden, für strahlen, leuchten; sehr gezwungen

„Wenn bei verwölkter Nacht kein sichres Licht uns zündet."

Verwölkt, dafür besser: umwölkt.

Begierdenlos.

„Des armen Crassus Gold begierdenlos besehn."

So sollte man Horazens oculo irretorto übersetzen.

Ueber das Plattdeutsche.

Die Niedersachsen haben sehr Unrecht, wenn sie die Verdrängung ihrer Mundart der Reformation schuld geben. Die Reformation war die Veranlassung, aber die Schuld ist lediglich ihr eigen. Denn thaten die ersten Wiederhersteller der Religion das Geringste mit Vorsatz, was der obersächsischen Mundart das Uebergewicht hätte geben sollen? Thaten sie nicht vielmehr alles, um der niedersächsischen mit gleichem Schritte fortzuhelfen? Ward nicht sogleich die Bibel völlig in sie übergetragen, so daß die Niedersachsen fast noch früher eine übersetzte Bibel hatten, und sogar mehr als eine? Schrieben nicht Bugenhagen in Pommern, Johann Aepinus, erster Superintendent in Hamburg, und andre verschiedene ihrer geistlichen Schriften niedersächsisch? Woran lag es denn also, daß sie auf diesem Wege nicht fortgingen? Freilich mit daran, daß es anfangs nicht geschickte Niedersachsen genug gab, mit welchen alle die neuen Predigerstellen zu besetzen waren, und also die meisten dazu aus Obersachsen verschrieben werden mußten. Aber auch das war ja die Schuld der Niedersachsen und nicht der Reformation. Und daß sie sogleich die obersächsischen Prediger in der fremden Mundart so gern hörten, sie nicht nötigten, sich in der Mundart des Landes ausdrücken zu lernen: ist denn das nicht schon Beweises genug, daß sie selbst schon damals der obersächsischen Mundart den Vorzug gaben und sie für besser, für würdiger, für schicklicher hielten? Und in der That mußten sie wohl. Denn hatten sie denn vor der Reformation das geringste Erträgliche, was in ihrer Mundart wäre geschrieben gewesen. Einige gute hochdeutsche Bücher hatten sie übersetzt, als Das Narrenschiff, u. s. w.; aber eigne kenne ich kein einziges. Es wäre denn Reineke Fuchs, der Eulenspiegel und dergleichen, welche niedrige und possierliche Werke vielleicht gerade mit schuld waren, daß man sich nichts als solche Dinge darin auszudrücken getraute.

Zudem hat sich wirklich die niedersächsische Mundart noch bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einigermaßen in ihren Kirchen erhalten. Denn bis dahin, versichert Trekell (Gesamml. Briefwechsel der Gelehrten von 1750, S. 202), Gebetbücher und andre geistliche Schriften in dieser Mundart gesehen zu haben, die in Hamburg und andern niedersächsischen Städten gedruckt worden.

Es war also nicht die Reformation, sondern ihr eigner Geschmack, der die Veränderung verursachte.

*

1) Beweis, daß die kritischen Bemühungen und Verbesserungen auch in der plattdeutschen Sprache nützlich und nötig sind. Eine Abhandlung von J. P. C. Decker, in den Braunschweigischen Anzeigen 1748, 42. Stück.

Er beweiset diese Nützlichkeit

1. aus der Erfordernis einer gründlichen und vollständigen Kenntnis der plattdeutschen Sprache zur Geschichte und Diplomatik.
2. Aus der Notwendigkeit, daß ein Prediger an solchen Orten, wo man das Hochdeutsche wenig oder gar nicht verstehe, seinen öffentlichen Vortrag in plattdeutscher Sprache verrichte.
3. Aus dem Gebrauche, den man von ihr selbst zur Kenntnis und Ausbesserung der hochdeutschen Sprache machen könne, wobei er sich auf ein Beispiel in dem 58. St. des Jahrs 1745 dieser Anzeigen beruft.
4. Aus ihrer Schicklichkeit zur ländlichen Poesie und Nachahmung des Dorflebens.

2) Versuch einiger philosophischen Grundsätze, nach welchen die Mundarten in einer jeden Sprache können verbessert werden. Eine Abhandlung von Kn. (ich vermute Knittel) in den „Braunschw. Anz." des Jahres 1750, St. 25.

Sie ist größtenteils mit in Absicht auf die plattdeutsche Sprache geschrieben, in welcher uns der Verfasser einen Theokrit wünscht.

3) In den „Braunschw. Anz.", Jahr 1745, St. 2, war die Frage vorgelegt worden: Welches von beiden ist älter, das Plattdeutsche oder das Hochdeutsche?

Und auf diese Frage findet sich in dem 102. Stück des Jahres 1746 eine sehr curieuse Antwort, deren völlig ungenannter Verfasser das Plattdeutsche ziemlich jung und zu einer Tochter des Holländischen macht, bei Gelegenheit der holländischen Kolonisten nämlich, welche in dem 11. und 12. Jahrhunderte das von den Obotriten verheerte Sachsen und besonders das verlassene Holstein, als von wannen sich allein über 600 Familien im Jahre 1066 nach dem Harz gewendet hatten, wieder aufzubauen und zu bevölkern kamen. Er meinet also, auch die Benennung komme von den Holländern her, die damals aus dem Platten oder, wie wir itzt sagen, aus den Niederlanden nach Sachsen kamen.

*

Probe des plattdeutschen Dialekts um Goslar. Ein Gedicht auf das Goslarische Bier, in den Epist. itinerariis Brückm., Cent. I. 38.

Des Braunschweigischen. Das Mummenlied aus der Oper „Heinrich der Vogler". Brückm., I. 52.

*

Glau ist ein niedersächsisches Wort, welches wir auf alle Weise in unsre Büchersprache aufnehmen sollten. Es heißt so viel als hell, scharf, und wird besonders von den Augen gebraucht.

S. Richey. Ohne Zweifel ist es mit glauch und glär verwandt, welches erstre Frisch durch glaucus, so wie das zweite Henisch durch caesius übersetzt. Und da dieser das Kompositum glär-äugig davon hat, so sehe ich nicht, warum wir nicht das Homerische Epitheton der Minerva γλαυκῶπις entweder durch dieses glär-äugig oder durch glauäugig übersetzen sollten. Hagedorn hätte Gelegenheit gehabt, das glau bekannter zu machen, wenn er anstatt

„Eine, die mit blauen Augen
Mehr als Männerwitz verband,"

gesagt hätte: mit glauen Augen.

Ueber Provinzialismen.

Die Provinzialismen, welche der Schriftsteller brauchen kann, müssen nächst ihren andern zu bestimmenden Eigenschaften auch diese haben: daß man ihren Stamm in einer von den Quellen der Sprache zeigen und sonach gewiß sein kann, daß sie keine Aftergeburten des Dialekts in neuern Zeiten sind. So sind z. B. Krume und Kruste für den äußern harten und innern weichen Teil des Brotes gut englisch. Shakesp., Lear, Act. 1. sc. 4:

— he that keeps nor crust nor crum.

Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart.

A.

Aber, als ein Nebenwort der Zeit, ist so völlig veraltet nicht und selbst in Obersachsen im gemeinen Leben noch sehr gebräuchlich. Warum sollte man es also nicht in Schriften brauchen, welche die Sprache des gemeinen Lebens nachahmen? Da es hiernächst in Luthers Bibelübersetzung oft vorkommt, so hat es, wie fast alle ungewöhnlichere Wörter derselben, etwas Feierliches, das der Dichter auch in ernsthaften Stellen sehr gut zu nutzen weiß. „Und aber erklang die Drommete — Und aber schoß ein Strahl herab — Und aber rief das Gespenst ihm zu." In allen solchen Exempeln würde das gewöhnlichere abermal höchst schleppend sein, und das gleichbedeutende wiederum sehr kahl klingen. Ja, vielleicht ist zwischen aber und abermal sogar ein kleiner Unterschied. Nämlich dieser, daß aber iterum, und abermal iterumque bedeutet. Denn eben so wie das lateinische iterum iterumque, braucht Luther aber und abermal.

Ab. Die Bedeutungen, welche diese Partikel den mit ihr verbundenen Wörtern gibt, sind sehr wohl entwickelt. Nur Nr. 9 ist falsch. Ab zeigt bloß die Entziehung, das Aufhören, die Ver-

neinung dessen an, womit es verbunden ist, aber lange noch nicht das Gegenteil desselben. Wir werden es bei den Worten selbst sehen.

Abgott. Es ist nicht zuverlässig, was es mit der Vorsilbe ab in diesem Worte für eine Bewandtnis habe. Helwig meint, es sei vielleicht das hebr. aph, quod visum et vultum ipsum significat, ut sit quasi Deus adspectabilis. Ich glaube, die Bedeutung ist richtig, daß es nicht sowohl einen falschen Gott, einen Götzen, als nur vielmehr ein Bild von Gott bedeuten soll. Doch darum ist es nicht nötig, die Zuflucht zum Hebräischen zu nehmen. Unser eignes ab, welches nicht allein von, sondern auch nach bedeutet, kann diese Bedeutung schon genugsam erhärten: abmalen, abzeichnen, heißt bloß nach etwas malen, zeichnen; Abglanz ist gleichsam ein zweiter, ein von einem dunkeln, erleuchteten Körper zurückgeworfner Glanz; z. E.: der Glanz des Mondes ist nichts als ein Abglanz der Sonne.

Abgunst, die Abnahme, die Entziehung der Gunst, an deren Stelle das Gegenteil noch nicht eingetreten sein darf, dessen Dasein das Wort Mißgunst andeutet. Die verschiedenen Staffeln wären also Gunst, Abgunst, Mißgunst, Neid, welches auch von den Beiwörtern gilt. „Er, der sonst so vielen Anteil an meinem Wohlergehen nahm, fängt an, mir sehr abgünstig zu werden; ja, ich darf sagen, daß ich schon mehr als eine Probe seiner Mißgunst habe erfahren müssen.“ Ich berufe mich auf eines jeden feines Gefühl, daß es auffallen würde, wenn Mißgunst hier vor, und Abgunst nach stände. Neid, wenn es nicht ausdrücklich auf etwas Einzelnes eingeschränkt wird, ist allgemeine Mißgunst. Auch der beste Mensch kann mißgünstig sein gegen den und jenen, der ihm ein Glück nicht zu verdienen scheint; aber darum heißt er noch nicht neidisch.

Abbild ist nicht bloß Bild oder Abriß, sondern das Bild von einem Bilde. Und so braucht es auch wirklich der Dichter, der Abbild dem Urbilde entgegensetzt. Wenn wir auch Abbild nicht, wie die Holländer, für Porträt brauchen könnten, indem schon Bild im Gegensatz des Gemäldes ein Porträt zu bedeuten pflegt, so könnten wir es doch sehr wohl für die Kopie brauchen, die ein guter Meister oft von einem seiner Stücke zu machen ersucht wird. So würde ich in der „Emilia Galotti“, anstatt: „die Schilderei selbst, wovor sie gesessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Kopie“ — gar wohl haben sagen können: „das Bild selbst — Aber dieses Abbild“, wenn es im Dramatischen nicht mehr darauf ankäme, der Person ihr angemessene, als gute Worte in den Mund zu legen.

Abbinden. Ehedem brauchte man dieses Zeitwort in der angegebenen Bedeutung für: zustande bringen, völlig fertig binden, auch figürlich, und etwas abbinden hieß auch: capita rerum expedire. Damit ich es kurz abbinde, war so viel als: damit

ich es kurz mache, daß ich endlich mit wenigem anzeige, worauf die Sache hauptsächlich und allein ankommt. Ich führe diese Redensart an, nicht sowohl weil sie für sich selbst wert wäre, wieder in Gang gebracht zu werden, sondern weil sie mir eine andre zu erklären scheint, welche sehr gewöhnlich ist. Nämlich man sagt von einem Manne, der wenig Worte macht, der seinen Entschluß auf der Stelle faßt: er ist kurz angebunden. Was heißt dieses anders als: er bindet in allem kurz ab? Nur weil man diese Bedeutung von abbinden zu vergessen anfing, machte man daraus anbinden, und indem Leute, die den ganzen Sinn der Redensart nicht faßten, vielleicht an einen Hund dachten, den man um so kürzer anzubinden pflegt, je böser er ist, brauchte man die Redensart von einem Jähzornigen.

Abbitten, sich etwas, für: sich etwas verbitten, braucht Wieland. Wo ein solcher Schriftsteller von dem Gewöhnlichen abweicht, wird er gewiß seinen Grund haben; und die Abweichungen desselben anmerken, heißt Gelegenheit geben, über die Sprache zu denken.

Abend. Frischens und Wachters Ableitung von dem veralteten Zeitworte aben, absteigen, abnehmen, mag freilich wohl nicht die wahre sein; aber Herrn Ihrens Ableitung von dem isländischen aptan, nach, möchte ich doch auch nicht vorziehen. Das hebräische ob und uphen, er hat verfinstert, läßt mich vermuten, daß hier noch ein ganz andres Stammwort verloren gegangen sein werde.

Wenn Abend figürlich das Ende von etwas bedeutet, so geschieht es mehr nach einer fremden oder nach unsrer itzigen Art zu reden als nach der altdeutschen. Denn bei unsern Vorfahren, welche die Zeit so angaben, ut nox ducere diem videatur, wie Tacitus sagt, d. i.: welche den bürgerlichen Tag von einem Abend zum andern rechneten, muß Abend vielmehr der Anfang von etwas geheißen haben. Und in diesem Verstande steht es vielleicht noch in dem Sprichworte: „Gewinnen ist der Abend von Verlieren", d. i.: Wenn man lange gewonnen, muß man sich gefaßt halten, zu verlieren. Freilich kann es aber auch heißen: Wenn man lange verloren, hat man Hoffnung, endlich zu gewinnen. Das Sprichwort kann sehr alt sein, angenommen den besondern Spieleifer unserer lieben Ureltern.

Alle Zusammensetzungen von Abend, besonders die poetischen, mitzunehmen, dürfte wohl eben so schwer als unnötig sein. Die einen verdienen es indes eben so wohl als die andern. Und so fehlen z. E. Abendglocke, für: das Abendläuten der Glocke; Abendgefilde, gegen Abend liegende Gefilde. Zach.

Aebicht, das Wort ist gut und wohl beizuhalten. Man braucht es auch von der verwandten oder umgekehrten Hand. So hört man oft in Sachsen: „Geh, oder ich will dir mit der äbichten eins geben." Ein andres Wort, das gleichfalls so viel als äbicht bedeutet, klingt nicht so fein; nämlich:

Aerschlich, ärschlings; es ist aber auch hochdeutsch. Adelung hat es nicht. Und man sollte, mein' ich, in einem Wörterbuche dieser Mundart auch dergleichen Feinheiten mit anmerken, wenn man nicht das Ansehen haben will, dem übrigen Deutschlande weis machen zu wollen, daß diese Mundart allein sich immer anständig und edel ausdrücke.

Noch einige fehlende Wörter:

Aalen, das Zeitwort für Aale fangen, hat Schottel ausdrücklich. (Von der T. Haupt-Spr., S. 1277.) Und warum nicht? Wir machen ja nicht allein von Fisch fischen, sondern auch von Krebs krebsen. Noch erinnere ich mich, aalen als ein Kunstwort unserer Röhrmeister gefunden zu haben für: eine verschlemmte Röhre luften, indem man einen lebendigen Aal durchschlüpfen läßt.

Abbangen, durch bange machen einem etwas ablisten, abpressen. Ich weiß keine gedruckte Auktorität, aber ich habe sagen hören: „Er hat mir mein Haus mehr abgebangt als abgekauft."

Abbilligen, ein gutes und nötiges Wort, eine besondre Art des Aberkennens auszudrücken. Aberkennen ist das Allgemeine, abbilligen und absprechen sind das Besondere. Dieses bezieht sich auf den Spruch des Gesetzes, jenes auf die Billigkeit; abbilligen ist Sache des Schiedsmanns, absprechen des Richters. „Leider sind die Gesetze oft so, daß der Richter einem etwas absprechen muß, was er ihm nicht abbilligen würde."

*

Aefern ist noch nicht so lange veraltet, wie Adelung meint. Denn noch in dem Eselskönige, einem meisterhaften Buche des vorigen Jahrhunderts, kommt es S. 247 vor.

Ein gutes französisches Sprichwort.

Ich wünschte, daß wir Deutschen diejenigen Sprichwörter, die aus dem Französischen zur Zeit noch nicht geborgt sind, noch borgten.

Wenn wir z. B. von Dingen, deren es nur wenige gibt, sagen, daß sie sich an den Fingern zählen lassen, warum sollte man nicht von Dingen, die fast einzig in ihrer Art sind, im Scherze sagen dürfen: daß sie sich an der Nase zählen lassen? Denn im Französischen: Choses, qu'on peut compter avec le nez, se dit de celles qui sont très-rares et presqu'uniques en leur espèce. Duchatiana, p. 487. Part. 2.

Zum ersten Bande von L. E. Steinbachs deutschem Wörterbuch.

A. Wer a sagt muß auch b sagen. Der Ursprung dieses Sprichworts ist ohne Zweifel in der 175. Fabel des Abstemius: De puero discere nolente, zu suchen.

Accommodiren. Zincgref (in den Apophth. 2. T. S. 84). Einer wird gefragt, warum er sich nicht accommodiren wolle. (So heißt man heutigestages katholisch werden.)

Abend, von dem alten Sprichwort aben, abnehmen. Der Endbuchstabe ist die Endung des Participii. Abend, so viel als der Abende, i. e. abnehmende Tag. (Wachter und Frisch.)

1. Die Zeit nach Sonnenuntergang bis zu einbrechender Nacht.
2. Die Gegend des Himmels, wo die Sonne untergeht.
3. Der nächst vorhergehende Tag vor einem Feste. Doch wird es in diesem Verstande nicht schlechtweg, sondern allzeit entweder mit Vorsetzung des Beiworts heilig oder mit Vorsetzung des Festes selbst, als Osterabend, gebraucht.
4. Figürlich, das Ende oder der sich zu Ende neigende Teil einer größeren Dauer. Z. B. Abend des Lebens.

Abendlied. Abendgesang: In der ersten Kirche besonders der Hymnus nach des Prudentii Uebersetzung: O lux beata trinitas, oder nach Luthers Uebers.: „Der du bist Drei in Ewigkeit."

Accis (von census, accensa). Frischens Ableitung scheint mehr ein Einfall zu sein als eine Etymologie.

Academie. Ursprünglich der Ort zu Athen, wo Plato lehrte. In neueren Zeiten:

1. Jede hohe Schule.
2. Eine Gesellschaft gelehrte Leute oder Künstler, die sich eine oder mehre Wissenschaften oder Künste gemeinschaftlich zu bearbeiten oder vollkommen zu machen vereinigten. Die Pariser Academie der Wissenschaften ist ohne Zweifel die erste, die sich den Namen gegeben, da die ältere Londonische sich bloß societas nannte. Die Franzosen brauchen das Wort nicht in dem Verstande einer Universität. Wenn sie ja Oerter oder Stiftungen, wo etwas gelehrt wird, damit

bezeichnen, so sind es nur solche, die körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen, gewidmet sind; Stiftungen, die wir zum Unterschiede Ritteracademien nennen, obschon auf den unsrigen andere Künste und Wissenschaften nicht ausgeschlossen sind.

Achten (von achter, holländisch, bei uns in after verwandelt, nach. Also achten so viel als folgen, verfolgen, nachfolgen. Wachter). Doch haben diese verschiedenen Bedeutungen mehr die davon abgeleiteten Substantiva als das Zeitwort selbst, als welches nur von Wirkungen der Seele gebraucht wird. Es bedeutet:

1. so viel als bemerken (beachten),
2. dafür halten, meinen,
3. schätzen, hoch oder gering.

Acht, die.

1. In der ersten Bedeutung des Zeitwortes Bemerkung, Sorgfalt, z. B. Acht haben.
2. In der dritten Bedeutung seines Zeitworts. (Achtung.)
3. In der gerichtlichen Bedeutung: Entziehung bürgerlichen Schutzes ꝛc.

Ade. Abschiedswort: adieu.

Fleming: „Ade, du hartes Wort!"

Es ist kindisch und gemein geworden; es würde höchstens noch im burlesken Stile Platz finden.

Affenwerk, nugae. (Opitz' Argenis, 93.)

Ah! Diese Interjektion verdient auf alle Weise aus dem Französischen ins Deutsche übergenommen zu werden, weil sie sich weder durch unser ach! noch o! geben läßt und fast der natürliche Ton bei gewissen Ausrufungen des Verdrusses und Widerwillens ist, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft ist, daß sie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte.

Alle. Ist auch dann und wann Adverbium; ganz und gar; z. B. Geßner, Tod Abels: „Wie willig wollt' ich den verlornen Reichtum allen missen." Es muß aber nicht allen sondern alle heißen.

Arg. Das Aergste. Wir sagen: Ich bin allezeit auf sein Bestes bedacht gewesen; so sagten auch die Alten: auf sein Aergstes. (Vergl. Haltaus' Glossar.)

Das Auge des Herrn. Sprichwörtlicher Ausdruck für die Aufsicht, die jeder auf das Seinige hat. Z. B. das Auge des Herrn macht das Pferd feist (Neander). Wenn Michael Neander dann und wann bei sprichwörtlichen Redensarten citiert wird, so ist diejenige Sammlung deutscher Sprichwörter darunter zu verstehen, die er seiner Ethica veterum latinorum sapientium vom Jahre 1585 in 8. angehängt hat. Er bedient sich darin der niedersächsischen Mundart in der Gegend des Harzes

und hat auch nur diejenigen Sprichwörter gesammelt, wie er in dem vorgesetzten Schreiben an seinen Bruder erinnert, die nach dieser Mundart klingen.

Bahn, die. Die lange Bahn, eine Art des Kegelspiels, die auch Langschub heißt. Im figürlichen Verstande Verzögerung, z. B. bei Rechtssachen.

Bange. In den meisten Redensarten, als: mir ist bange, bange machen, wird es als Adverbium gebraucht, und die Stellen, wo ich es als ein Adjektiv gebraucht finde, klingen hart: z. B.: „Was hör' ich? ist dein Herz denn unaufhörlich bange?"
E. Schlegel.

Bed, das (oder Beet). Im Spiele dasjenige, was einer setzen muß, der sein Spiel verloren. Es ist kein fremdes Wort, sondern ein altes, ursprünglich deutsches Wort. Bed oder Beete hieß vor diesem jede Abgabe und Steuer, die von den Unterthanen gesammelt werden. (Die verschiedenen Kompositionen davon s. d. Frisch.)

Bitten. Wiederbitten ist just das, was im Lateinischen unter andern bei Phädrus revocare und bei dem h. Lucas ἀντικαλεῖν heißt, einen zu Gaste nötigen, bei dem ich vorher zu Gaste war.

Biß. Imbiß. Imbs. Kontrahiert für Imbiß. (Zincgref, Apophth., 1. p. 212.)

Ausbeißen. „Ulrich Fitzinger habe Graf Ulrich von Lilien, so bei König Ladislav wohl dran war, ausgebissen, ward aber selbst hernach von andern ausgebissen und hiergegen der von Lilien wieder eingebeten." (Zincgref, Apophth., 1. p. 154.)

Verbeißen. Opitz' Argenis, 88. „Das Lachen verbeißen."

Blind. Vor alters auch so viel als erdichtet, angenommen, z. B. blinde Namen. — Haltaus.

Borgen. Borgelicht, poetischer Beiname, den Fleming dem Monde gibt. S. 632. Z. B. „Komm, Phöbe, Tag der Nacht, Diane, Borgelicht."

Carthaune ist für deutscher zu halten als Kanone. Zincgref, Apophth., 2. p. 18: „mit großen Stücken, die man auf Französisch Canons, auf Deutsch Karthaunen nennt."

Daubenfällig. Daube, das, woraus die Fässer zusammengesetzt werden. Daher: den Kopf wie ein daubenfälliges Faß umbinden. (Deutsch. Rabelais, Kap. V.)

Dichten mit dem Infinitiv für denken, trachten, braucht Schlegel (im „Canut") nicht gut: „Entfernt man sich von dem, dem man zu schaden dichtet."

Dingen. Z. B. einen Knecht einem abspenstig machen, ist in dieser Bedeutung (Haltaus) veraltet, itzt abhandeln, herunter handeln vom gesetzten Preise.

Dünken. Vermuten, wähnen, meinen, ohne daß man der Sache völlig gewiß ist. Daher das Sprichwort: „Am Dünken und gespannten Tuche geht viel ab." (Neander.)

Edelmann. So sagten auch die Alten (Zincgref, Apophth.) ein Edelweib. Wir sagen eine Adeliche.
Eil. Eilende Fälle, alt und schön, sind Fälle, die eine schleunige Hilfe erfordern. (Haltaus.)
Eigenthum. Auch was von einer Sache wesentlich abhängt, heißt deren Eigentum.
„Die Ehre bleibt des Herzens Eigenthum." Schlegel.
Eisen. Die Eisen abwerfen, sagt man von einer Jungfrau, die ein Kind bekommen.
Erste. Geßner drückt zuerst nach Art der Franzosen durch das Substantivum aus. Z. B.: „Ich habe die Erste gesündigt" (die Eva im „Tod Abels"); diese Art zu reden ist nicht neu. Denn auch Zincgref sagt: „Nichtsdestoweniger brach der Papst das Bündnis der Erste" — „er rennte der Erste in die Türkei."
Fangen. Verfangen. Es will nichts verfangen, nichts helfen. Diese Bedeutung muß aus dem altdeutschen Recht herkommen; anfangen, vindizieren. (Haltaus.)
Umfangen. Bei den Alten umfahen. Daher Zincgref: „Es ist weit natürlicher, ein hübsch Weib umfahen, als ein Faß mit Wein."
Nachfahr so viel als Nachfolger im Amte. (Zincgref.)
Folgern. Schlüsse ziehen. Schlegel braucht es falsch für Folgen, z. B.: „des Stolzes Folgerungen."
Fremd. Befremden. Haltaus gibt es durch motus animi. Ich wüßte nicht, daß man diese Gemütsbewegung noch in irgend einer Sprache mit einem einzigen Worte geben könnte.
Frevel oder Frefel, für die Strafe für den Frevel. Zincgref, 2. p. 86. „Als der Oberamtmann des andern Tages ihm zehn Thaler derenthalben zum Frevel abforderte."
Frömmigkeit. Die Alten (Zincgref) sagten dafür Frombkeit.
Fühlen. Auch von der Seele.
„Ein Geist, der denkt und fühlt, der irrt nur kurze Zeit."
Schlegel.
Fuß. Wohl gefußt, ein poetisches Beiwort, das Fleming den Rehen gibt.
Gänge für geläufig. Eine gänge Zunge. (Logaus Schutzrede einer Jungfrau.)
Eingehen. Ein Wein, der lieblich eingeht, sagt Logau.
Gastung für Gasterei. Eine große Gastung anstellen. (Zincgref.)
Ge, particula inseparabilis.
Diese Partikel, Substantivis angehängt, macht Kollektiva, d. i. solche Wörter, die eine zusammengenommene Menge derjenigen Dinge bedeuten, welche das Stammwort ausdrückt:
z. B. Wurm — Gewürm.
Flügel — Geflügel.
Bett — Gebett.

Feld — Gefilde.
Berg — Gebirge.

Alle diese Kollektiva sind generis neutrius. Man schließe aber nicht zurück, daß alle Substantiva, die mit ge beginnen, auch Kollektiva sind. Es sind nur die, welche unmittelbar von einem Substantiv so formiert werden, nicht aber die, welche von Zeitwörtern herkommen, die dieses ge haben, oder von Perfektis, die sich mit ge anfangen.

Geben. Abgeben soll so viel als vorstellen sein. Z. B. Er gibt einen guten Soldaten ab. In diesem Verstande läßt Zincgref das ab weg und sagt: „Eben darum gebe ich dir einen bessern Soldaten als andere.“

Begeben. Sich begeben, hieß vor alters abrenuntiare seculo. (Haltaus.) Ohne Zweifel verstand man darunter, sich der Welt begeben. Es ist schade, daß diese schöne Ellipsis nicht mehr gebräuchlich ist. In diesem Sinne sagten auch die Alten: Ein begebner Mann. Adelung hat zwar diese Bedeutung auch, aber nicht mit der Ellipsis. Auch soll nach ihm dieses Zeitwort kein Partizip der vergangenen Zeit leiden.

Vergeben, früher nicht immer so viel als verzeihen, sondern auch so viel als verschenken; so in dem Sprichworte bei Neander: „Gott hat mehr, denn er je vergab.“

Geld. Ehrengeld, pecunia defloratae a stupratore solvenda. (Haltaus.) Ein altes und noch gar wohl brauchbares Wort.

Entgliedern würde dasjenige Wort sein, durch welches das alte entliden wiederhergestellt wird.

Gluff. Zur Erklärung dieses Worts kann folgendes etwas beitragen, was Zincgref von Kaiser Friedrich I. erzählt.

„Es war eine kaiserliche Abtei ledig. Dazu waren ihm Zwei vorgeschlagen; der Eine hatte hiebevor dem Kaiser etwas Geldes vorgeliehen zum Krieg, der Andere war ihm wegen seiner Frombkeit und Einfalt gelobt. Als er nun nicht wußte, wie er sich Jenes mit Glimpf entschicken sollte, begehrt er ein Gluff von ihm, etwas in den Händen damit aufzustechen, als er aber keine hatte, begehrte er eine von Diesem; als ihm nun Derselbe eine gab, sprach er zu ihm: Ihr seid ein Münch, der seinen Orden wohl vernimbt, und derhalben dieser Abtei wohl würdig, nicht aber Ihr (sich zum Andern kehrend) wegen Eurer Unachtsamkeit und Irregularität. Denn wer so ein schlecht Ding, das er vermöge seiner Ordensregeln haben soll, nicht achtet, wie viel weniger wird er andere große Sachen in Acht nehmen.“

Vergönnen hieß vordem auch so viel als mißgönnen. Neander: „die vergunten Bissen schmecken am besten.“

Ergötzlichkeit für Geschenk, Belohnung. „Weil er keine Ergötzlichkeit für seine treue Dienste bei seinen Lebzeiten gesehn.“ (Zincgref, 1. p. 186.)

Es hat, Impersonale für das französische il y a. „In der Stadt hatte es einen alten" ꝛc. (Zincgref, Apophth., 1. p. 74.)

Haft. Die Niedersachsen sprachen und schrieben ehemals Hacht, als in dem Sprichworte: „Besser in der Acht, als in der Hacht."

Allenthalbenheit. So übersetzt Zincgref den theolog. Terminum Ubiquität, wenn von den Leiden Christi die Rede ist. (Apophth., 2. p. 85.)

Hammel. Hemling. In einer alten deutschen Uebersetzung des „Eunuchus" des Terenz, die in Ulm 1486 gedruckt ist, heißt es: „Eunuchus, das ist teutsch Hemling."

Handschuh. Dies Wort ist mir sehr verdächtig, in soweit man es nämlich von Hand, manus, und Schuh herleiten will. Ist denn die deutsche Sprache so arm, daß sie für die Bedeckung der Hand kein eignes Wort haben sollte? daß sie das Wort, das die Bekleidung des Fußes ausdrückt, erst dazu brauchen muß? Unmöglich! Was sagt man zu folgender Mutmaßung? Die alte deutsche Sprache hat ein einziges Wort gehabt, um Handschuh auszudrücken, und dies ist das Wort: want, welches in der holländischen Sprache noch für die Art von Handschuh gebräuchlich ist, welche zwar Daumen, aber keine Finger haben, und von welchem want auch das französische gant herkommt. Da nun die hochdeutsche Aussprache aus want Hant gemacht hat und dieses Hant nach und nach mit Hand, manus, verwechselte und beides für ein Wort hielt, so, glaube ich, setzte die Unwissenheit das Schuh daran.

Zwiehändler. So nannten die Schweizer ein Schlachtschwert, ohne Zweifel, weil es mit beiden Händen mußte geführt werden. (Zincgref, Apophth., 1. p. 209.)

Her. Oft bedeutet es auch so viel als das lateinische re, wieder, z. B. herstellen. Die holländische Sprache macht fast alle Komposita, die wir durch wieder machen, durch her.

Unser her in der Bedeutung wieder scheint sich in das er verwandelt zu haben, z. B. erinnern, erkennen. So würde auch erschaffen so viel als wieder schaffen sein; wie denn auch im Holländischen diese Bedeutung wirklich ist. Man würde folglich sagen müssen: aus nichts hat Gott die Welt geschaffen, aus dem Chaos hat er sie erschaffen.

Ueberhöhen. Ein gutes altes in architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berg überhöhet." (Zincgref, Apophth., 1. p. 129.)

Abhold. Etwas weniger als unhold.

Süßholz. Süßholz in den Mund nehmen. Ein alter proverbialischer Ausdruck Hans Rosenblüts für gelinde, freundliche Worte brauchen.

Hübschheit. (Zincgref, Apophth., 1. p. 222.)

Husche. Für einen überhingehenden Platzregen. Rabelais sagt: tombant par une housée.

Ihro. Für Ihro bei den Titeln sagten die Alten bloß Ihr. (Zincgref, Apophth., 1. p. 124.) „Bei Ihr fürstl. Gnaden.“
Inner. Als Präposition für innerhalb veraltet. „Inner der Grenzen.“ (Opitz' Argenis, 99.)
Kieb. Zank. — Kieb wächst durch Lieb, sagt der Deutsch. Rabelais, Kap. V.
Beikirche. Ein altes gutes Wort für Filialkirche. (Haltaus.)
Kiesel. Kieselsteine. Logau sagt im 1003. Sinnspruch: Kieslingsteine.
Klitter soviel als Klecks. (Zincgref, Apophth., 1. p. 230.)
Edelknaben. Schon zu Zincgrefs Zeiten wollten die Edelknaben nicht mehr so, sondern Pagen heißen. (Apophth., 1. p. 55.)
Wehrknopf, für Degenknopf. (Zincgref, Apophth., 1. p. 20.)
Krank. Krank sein nach einem; sich so heftig nach einem sehnen, daß dies schon eine Art Krankheit wird. Fleming sagt: „Ich bin, Schatz, krank nach dir.“
Kräuseln. Geßner sagt nicht übel dafür kräusen.
Bekrönen. „Kein unbiegsamer Stolz bekrönt mich in Gedanken.“ Schlegel.
Erlassen, sich eines Dinges; z. B.: „Was du nicht in der Güte kannst überkommen, da erlaß dich des Krieges.“ (Zincgref, Apophth., 1. p. 14.)
Ueberlaufen für überfallen. „Alsdann überläuft ihn seine Thorheit.“ (Opitz' Argenis, S. 89.)
Einleiten, ein altes gutes Wort, das man noch itzt sehr füglich für introduzieren, installieren brauchen kann (Haltaus), wenn es nämlich das Besitzgeben eines Amtes bedeutet.
Geliebt. Einem geliebt sein, sagt Schlegel, wo ihn ohne Zweifel der Vers ein wenig gezwungen.

„Ich sorge nur für mich und wollte selbst allein
Den Meinigen geliebt, den Feinden furchtbar sein.“

Augenlied. Geßner sagt Auglied.
Leidig. Ein andres Wort ist leidig von dem alten Leid, häßlich. So übersetzt Zincgref: une femme laide et hideuse durch „eine häßliche leidtliche Frau“. (Apophth., 2. p. 108.)
Löblich. Dafür sagten die Alten auch lobwürdig. (Zincgref.)
Lügen. Wir machen dies Zeitwort zu einem reciproco impersonali und sagen z. B.: Es leugt sich itzund viel, wenn wir die Urheber der Lügen nicht nennen wollen.

Das hat er in seinen Hals gelogen, d. i. eine unverschämte Lüge gewesen. Aber ich weiß nicht, warum es heißt in seinen Hals. Die Italiener sagen in eben dieser Bedeutung: mentire per la gola.
Für verlieren sagten die Alten verliesen. „Ich will des Königs Gnad lieber verlassen als verliesen.“ (Zincgref, Apophth., 1. p. 185.)
Lunte. Zincgref schreibt Lunde.

Dresen schreibt Zincgref anstatt Dresden. Dies scheint aus dem Lateinischen gekommen zu sein, denn weil man nicht wohl Dresa sagen konnte, so sagte man dafür Dresda.

Die Participia Perf. der Verba auf iren mit vorgesetztem ge zu machen, ist keine Neuerung von Gottsched. Zincgref sagt: „Es hatte der König getaxiret."

Von dem Wortspiel mit jus canonicum (s. unser Wörterbuch über den Logau) scheint Heinrich IV. Erfinder zu sein. Als er die Stadt Chartres belagerte, brachten die Bürger ihm die Schlüssel und sagten: qu'ils seroient prêts à lui obéir comme sujets par le droit divin et civil. Der König klopfte den Abgeordneten auf die Achsel und sagte: Mais n'oubliez pas le droit des canons! Dieses verdeutscht Zincgref (Apophth., 2. p. 116): „Vergeßt mir aber auch das Recht der Canons nicht!" welches zugleich durch das päpstliche und das Büchsenrecht mag verdeutscht werden.

Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden.

Fakſen machen. Ob dieſes nicht mit dem griechiſchen ὰμφαξονειν eine Verwandtſchaft haben ſollte, von welchem Worte nachzuſehen Erasmi Adagia, p. m. 21?

Himmelweit von etwas verſchieden ſein, nach dem lateiniſchen toto coelo distare, ebend. p. 20.

Von ſelbſt, ſo viel als freiwillig. Dieſem Ausdrucke iſt der lateiniſche ab se für sponte sua ſehr ähnlich, welcher beſonders bei Plautus vorkommt, z. E: Ab se exit. Menaechm. I. 2. 66. Man ſehe die Anmerkung Taubmanns über dieſe Stelle, die ſich der neue Herausgeber von Gifanii Observat. Lat. L., p. m. 3 zugeeignet hat.

Es kann nicht fehlen, für: es iſt notwendig. Der Lateiner: abesse non potest, quin. S. Gifan., l. c. p. m. 4.

Aufs höchſte. Cic. p. Mil. c. 12. ad summum.

Jemanden den Daumen halten, premere pollicem. Erasm. Adag., p. 148.

Wohlbeſprecht, welches Logau braucht, iſt ohne Zweifel das engliſche fine spoken, der gut zu reden, ſich auszudrücken weiß.

Aus der Hand ins Maul. Engliſch: They have but from hand to mouth.

Topffreundſchaft, nach dem griechiſchen χυτρας φιλια, Erasm., p. 122.

Hölzern, abgeſchmackt, albern. Griechiſch: ὑποξυλον. Erasm. p. 98.

Einem etwas ins Maul ſchmieren, einkäuen, praemansum in os inserere. Erasm., p. 145.

Gepfeffert, was ſehr teuer iſt. Auch die Franzoſen haben einen ſprichwörtlichen Ausdruck, cher comme poivre. (Duchatiana, P. 2. p. 531.) Beide Ausdrücke ſchreiben ſich ohne Zweifel noch aus den Zeiten her, da der Pfeffer ungleich teurer war, als er itzt iſt.

Man muß Hundshaar auflegen. Il faut prendre du poil de la bête.

Die Katze im Sacke kaufen. Acheter chat en poche.

Abgeben, für: etwas sein; einen Soldaten abgeben. Das engl. give off, z. E. beim Wycherley (Love in a wood, Act. 4. p. 81): No man breathing would give off a loser, as she says.

Vorboten. Dieses Wort brauchen wir öfters, gewisse prognostische, ominöse Zufälle auszudrücken. Z. E. Vorboten des Todes ꝛc. Und die gemeine Ableitung ist von Bote, nuntius; Vorläufer gleichsam, welche die Annäherung dieser oder jener wichtigen Begebenheit ansagen. Ich will diese Erklärung auch nicht platterdings verwerfen; aber ein englisches Wort, welches deutschen Ursprungs ist und sowohl im Klange als in der Bedeutung viel Aehnlichkeit mit diesem Vorboten hat, sollte mich fast vermuten lassen, daß seine Wurzel weit tiefer liege; to bode nämlich oder abode heißt vorbedeuten, und bodement oder abodement die Vorbedeutung. Z. E. This bodes some strange eruption to our state. Hamlet.

Es wäre nicht das einzige Exempel, wo aus unsrer itzigen Sprache der alte Stamm eines Wortes so gänzlich verloren gegangen, daß man sich gedrungen gesehen, es zu der figürlichen Bedeutung eines ganz andern gleichlautenden Wortes zu machen.

Ich werde in dieser Mutmaßung noch mehr bestärkt, da ich sehe, daß man auch sogar to forebode und foreboder in eben dieser Bedeutung im Englischen sagt, boder aber nichts weniger als Bote, nuntius, heißt.

Knäuel leitet Frisch von glomus her. Ich glaube aber, daß es ursprünglich deutsch und mit dem englischen coil verwandt ist, welches nicht allein Tumult, Verwirrung bedeutet, sondern auch, wie es Johnson erklärt: a rope wound into a ring, und das ist ein Knäuel.

Fehlen, in der unbestimmten Bedeutung, da es nicht sowohl einen wirklichen Mangel als nur eine gewisse Disposition anzeigen soll, als z. E. Was fehlt ihm? für: Was ist ihm, daß er so unsinnig lacht, so kläglich weint? In dieser Bedeutung ist es das englische to ail. Als: What ails the man, that he laughs without reason?

Allerliebst. Die Engländer, wenigstens Shakespeare, haben dieses Wort offenbar unserer Sprache abgeborgt, alderlievest.

With you, mine alderlievest sovereign.
Henry VI.

Und Johnson glaubt ganz unrichtig, daß es von ald, alder, old, elder und lieve, dear, beloved zusammengesetzt sei, in welcher Meinung er es denn auch durch which has hold the longest possession of the heart umschreibt.

All wird von uns, und besonders in dem plattdeutschen Dialekte, auch öfters als ein Adverbium gebraucht und heißt alsdann so viel als gänzlich, völlig. Z. E. Es ist all fertig; es war all fünf Uhr. In diesem und dergleichen Fällen sagen wir auch wohl: es war allbereits fünf Uhr; und sodann bedeutet

dieses allbereits, welches man eigentlich als zwei Wörter schreiben sollte, so viel als schon völlig.

Auch die Engländer brauchen ihr all auf diese Weise und sagen z. E.: he is all-ready etc. Allweise, all-wise, present of infinite wisdom u. s. w. allsehend, allwissend, allmächtig.

Alloh, oder allo, diese anreizende, anfrischende Interjektion kommt zwar allem Ansehn nach von dem französischen allons; da sie aber einmal so allgemein üblich ist, so glaube ich, daß wir eben dasselbe Recht haben, bei ihrer Rechtschreibung von der Etymologie abzuweichen und sie bloß nach der Aussprache zu schreiben, welches die Engländer haben: to alloo, to incite a dog, by crying alloo.

Allein kommt fast durchgängig mit dem englischen alone überein. Nur zweifle ich, daß man eine einzige Redensart anführen kann, wo es ein Adjektivum wäre, welches nach dem Johnson alone fast immer ist.

Längst, die Länge hin, alongst; als alongst the sea-coast, längst der Seeküste.

Mang, dermang, wovon das Zeitwort mengen. Engl. among, amongst.

Sich belaufen, to amount, in der Hauptsumme ausmachen. Als: Die Defekte, die man ihm gezogen hat, belaufen sich auf —

Belauf, der, amount, das Total von verschiedenen Summen.

Aergern, einen, Aergerniß. Wenn man diese Worte von arg, ärger ableitet, so weiß ich gar nicht, wie sie zu der Bedeutung gekommen sind, welche sie eigentlich haben. Ich bin daher auf den Einfall geraten, ob sie nicht vielleicht mit dem englischen anger, to anger verwandt sein und also vielmehr ängern, Aengerniß heißen sollten. Wenigstens drücken die englischen Worte gerade das nämliche aus.

Fr. Junius leitet es von dem gotischen angun, angustus her: welches unser enge wäre, daß es also auch sonach eigentlich Aengerniß heißen müßte.

Rathen, to aread, oder areed. But mark what I aread thee now. Aber merke, was ich dir nun rathe. Milton.

Ars. Auch die Engländer haben dieses Wort: arse; es bedeutet bei ihnen aber nur the buttocks, or hind part of an animal. Sie brauchen es also nicht von dem Menschen, von welchem es bei uns fast nur allein gebraucht wird.

Als, mit dem englischen as in seinen verschiedenen Bedeutungen zu vergleichen.

Esche oder Aesche, fraxinus. Engl. ash.

Aschgrau, heißt unstreitig grau wie Asche, cinis. Die Engländer sagen ash coloured, und Johnson erklärt dieses Wort: coloured between brown and grey like the bark of an ashen branch; wie die Borke oder Rinde eines Eschenastes. Er hat aber wohl gewiß Unrecht, und ash ist hier unser Asche. Ohne Zweifel aber

ist Johnson dadurch irre gemacht worden, daß das englische Wort, welches cinis bedeutet, in seiner Sprache nur ein plurale tantum ist, ashes. Allein wird die Termination des Pluralis es nicht eben so auch in Ashwednesday, Aschermittewoch, weggeworfen?

Ahle, die, ein Instrument, Löcher zu stechen. Engl. awl.

Bä, Bäh, bähen, von Schafen, nach derselben Laute formiert. Engl. to baa.

Bube; ohne Zweifel ist das englische babe und baby, ein kleines Kind, damit verwandt. Puppe, englisch baby, scheint folglich von Bube herzukommen ꝛc.

Bückelein, Buckel, englisch back, der Rücken. Auch bedeutet es oft überhaupt den Rücken, als: Einem den Buckel voll prügeln. Besonders aber heißt es so viel als gibbus und ist vielleicht ein Diminutivum von Buck, back. Denn was ist der Höcker anders als gleichsam noch ein kleiner Rücken auf dem großen?

Pack, sarcina, packen, colligere in sarcinam, leitet Frisch von pango, πηγνυω her. Ich wollte es fast lieber von back, Buckel, der Rücken, herleiten, weil es auf den Buckel eigentlich genommen wird. Einem etwas aufpacken, dem Pferde aufpacken, heißt nichts anders, als etwas auf eines Rücken legen. So ist auch das englische bag, ein Sack, vielleicht mit back verwandt.

Rückwerts, backwards. Wäre es also vielleicht nicht besser, wir schrieben rückwärts?

Vorwerts, forwards.

Bockspfeife, englisch bagpipe. Johnson deriviert es von bag und pipe; the wind being received in a bag. Man sagt auch wohl schlechtweg: der Bock, oder der polnische Bock.

Scheckig, vielleicht von Schach, englisch check (tscheck), weil es würflig und bunt ist. In dieser Sprache wenigstens fällt die Ableitung leichter in die Augen, da check ein Schach und checky scheckig heißt. Checkerboard, ein Schachbrett, und to checker, eingelegte Arbeit machen, etwas mit vielen Farben unterscheiden.

Dottend, dotticht, englisch to dote, kindisch, aberwitzig werden; a dotard, ein alter, aberwitziger Geck. Hiervon ist auch das französische radoter abzuleiten, wovon beim Richelet (Ausgabe Amst. 1732. 4to.) zwei seltsame Derivationen zu finden. Mr. de la Mothe le Vayer, heißt es da, dit dans son jugement d'Hérodote, que Casaubon a cru que les histoires fabuleuses d'Hérodote avoient donné lieu à former le mot radoter, prenant pour une étymologie, ce qui n'est vraisemblablement qu'une simple allusion. Radoter a été fait de readdubitare; ce qui le confirme, c'est la remarque de Mr. Menage, qui rapporte, que le petit peuple du Blésois et de Normandie dit encore aujourd'hui: il redoute pour il radote.

Meerrettig, so viel als Pferderettig, von Mähre, ein Pferd; welches zum Teil auch aus dem Englischen erhellt, wo Meerrettig horse-radish heißt. Maire, engl., eine Stute, ein Mutterpferd.

Qualm, so viel als Dampf; mit diesem Worte würde man vielleicht am besten das französische vapeurs (welches Richelet durch fumée d'un sang échauffé qui monte au cerveau erklärt) ausdrücken. Die Engländer nennen wenigstens das Herzweh oder eine kleine Uebelkeit qualm, welches sie Kwohm aussprechen.

Quecksilber, engl. quick, geschwind, lebhaft, zur Erklärung der ersten Silbe. Es heißt auch im Englischen quick-silver, so wie quick-sand Triebsand. Vielleicht könnte man also auch sagen: Triebsilber, um ein ganz deutsches Wort zu haben. Triebsand ist so viel als Treibsand, sable mouvant.

Racker, Schinder, Peiniger. Engl. to rack, foltern, peinigen; racker, ein Peiniger. Wir haben auch noch das Wort abrackern, welches gemeiniglich von Pferden gebraucht wird.

Hammel, Hammer. Vielleicht ist das Stammwort Hamm (ein Widder) gewesen, engl. ram, und daher Hammel und Hammer, etwas, womit man etwas schlägt oder stößt. Von dem Stammwort ram haben wir in unsrer Sprache die Ramme, rammeln oder rammen, einrammeln, engl. to ram. Das Stammwort Hamm ist noch alsdann gebräuchlich, wenn man einem Bocke zuruft: Hamm, Hamm!

Der Gaden, so viel als Stockwerk; s. Deutsch-englisches Lexikon von Ludwig.

Gaudieb; gau heißt schnell, behend; s. Ludwig s. V.

Denke, oder Gedenkzettel, ist das mehr deutsche Wort für ein promemoria. Man will es aber itzt nur im figürlichen Verstande brauchen, und noch dazu im gemeinen Stil.

Die Gehre, so viel als Falte oder Zipfel. S. Ludwig, Deutsch-englisches Lexikon.

Geigenharz, Kolophonium. Ludwig ibid.

Geilen, unverschämt um etwas betteln, Id. ibid., wovon auch das Subst. ein Geiler.

Schutzgeist. Ludwig sagt auch Schirmgeister und Frohngeister, welches letztere allenfalls von Koboldеn zu brauchen wäre.

Das Gelag, a club, wo jeglicher von der Gesellschaft seine Zeche bezahlt. Ein Kränzchen, wenn die Bewirtung in der Gesellschaft die Reihe herumgeht.

Geldklemme Zeiten; dieser Ausdruck wäre zu dulden, aber nicht das Subst. die Geldklemme, weil das bessere Wort der Geldmangel vorhanden ist. Ludwig hat beides.

Geleit, convoy, train. Ein Geleit von Kriegesschiffen. Er ist unter einem großen Geleit von Kutschen eingeholt worden.

Ein Miniaturgemälde nennt Ludwig ein getüpftes Gemälde. S. Deutsch-englisches Lexikon, Gemälde.

Gemeinsam; mit diesem Worte würde man nicht übel das lateinische popularis oder plebejus ausdrücken. Gemeinsamkeit.
Genießrecht, ususfructus. Ludwig ibid.
Gern, ein Gerngroß, ein Gerngelehrter 2c.
Schagrin, Ludwig nennt es gestipft Leder.
Der und die Götte, Ludwig ibid. für Gevatter.
Tater, so viel als Zigeuner (Ludwig), vielleicht so viel als Tartar, wofür diese Leute gehalten werden. Shakespeare in den Merry wives of W., p. m. 240 sagt: Bohemian-Tartar, wie mich dünkt, in gleichem Verstande.
Rausch, beim Shakespeare kömmt das Wort rouse in diesem Verstande vor. Othello etc., II. Sc. 3, p. m. 218.

Fore heav'n, they have given me a rouse already.

Das Glossarium bei der kleinen Ausgabe sagt zwar, daß rouse so viel sei als carouse, fr. carousse, deutsch Kehraus oder Garaus; allein der Zusammenhang zeigt in der angeführten Stelle, daß es bloß Rausch bedeuten kann.
Stocken, für einen stocken, im Spiele, d. i. für einen setzen. Der Stock würde also der Satz im Spiele heißen (englisch stake) und überhaupt sehr wohl für das französische fonds zu brauchen sein; wie es denn auch noch in dem zusammengesetzten Worte Armenstock vorkömmt.
Barfuß, Barfüßer, engl. bare, bloß, nackend. Vielleicht ist das Wort baar (bar Geld) eben dasselbe, obgleich einige es von parata pecunia ableiten wollen.
Flinte. In dem Englischen hat man das Wort flint, ein Feuerstein, und vielleicht muß man die Bedeutung des deutschen Wortes Flinte daher nehmen, daß es nämlich ein Schießgewehr bedeutet, welches durch Hilfe eines Feuersteins losgebrannt wird, anstatt daß es bei den andern mit Lunte geschieht. So wie im Französischen fusil beides, ein Feuergewehr und den Stahl, womit man Feuer schlägt, bedeutet.
Ausschänden, einen, nicht ausschändieren; denn warum sollte ein gutes deutsches Wort die Endung derjenigen Zeitwörter haben, die wir aus dem Französischen borgen? Englisch to shend. We shall all be shent: Shakespeare, Merry wives of Windsor, p. m. 194.
Mumme, englisch mum. Es kömmt in den Merry wives of Windsor vor, p. m. 198. Und in einer andern Ausgabe stehen die Worte darunter: flattering liquor much in use among the Flemings.
Meierei. Kömmt ohne Zweifel von meiern, mähen, her. Ein Ort für die Mäher.
Maschine. Wir haben dieses Wort nicht sowohl von dem lateinischen machina als von dem daher abgestammten französischen machine entlehnt. Daher kömmt es auch, daß wir nicht Machine, sondern Maschine sprechen und es auch so

schreiben müssen. Bei dem Verbum hingegen behalten wir die lateinische Aussprache bei und sagen machinieren, nämlich in der figürlichen Bedeutung für: verderbliche Anschläge gegen einen machen.

Huffschmied; figürlicherweise nennt man einen Huffschmied jeden, der in seinem Handwerke oder Profession grob und plump arbeitet. So wie die Franzosen in diesem Verstande ihr maçon brauchen: ce n'est pas un tailleur, ce n'est pas un cordonnier, c'est un vrai maçon.

Makulatur, ein Kunstwort der Buchdrucker und Buchhändler für gedruckte Bogen, welche nicht gut abgezogen sind oder sonst keinen Wert mehr haben und die man folglich zu nichts als zum Einpacken brauchen kann. Wir haben es zum Neutrum gemacht, und im Französischen ist es weiblichen Geschlechts. C'est une maculature.

Masche, maille. Eine Masche aufheben, das ist, eine Masche, welche aufgegangen ist, wieder zuziehen, rependre une maille.

Windel, von winden. Er lag noch in der Windel, il étoit encore au maillot.

Windeln.

Einwindeln, emmailloter.

Aufwindeln, démailloter.

Hand, für: eines jeden besonderer Zug im Schreiben. Ich kenne seine Hand; er schreibt eine schöne Hand. Auch die Franzosen brauchen ihr la main in diesem Verstande; reconnoître la main de quelqu'un, pour dire, reconnoître son écriture.

Handschreiben, im stilo curiae von königlichen Briefen oder andern hohen Personen gebräuchlich. So nennen auch die Franzosen lettres de la main Briefe, welche der König selbst geschrieben oder doch unterzeichnet hat.

Hand.

Aus der ersten Hand etwas kaufen, d. i. von dem kaufen, der es zuerst verkauft. Der Franzose bedient sich des nämlichen Ausdrucks: prendre, acheter une marchandise de la première main. Nach der Hand etwas verkaufen, d. i. ohne es zu wägen; eben so der Franzose: acheter de la viande à la main.

Bei der Hand etwas haben, sein, d. i. gleich in Bereitschaft haben oder sein, daß man nur darnach langen darf. Vous avez là toutes choses à la main.

Unter Händen etwas haben, d. i. in Arbeit.

Unter den Händen wegkommen, sich verlieren, d. i. da man es noch den Augenblick vorher in den Händen gehabt, indem man die Hände gleichsam noch darüber gehalten.

Hand an etwas legen, mettre la main à quelque chose.

Unter der Hand, so viel als heimlich, wie das französische sous main. Faites-lui dire cela sous main. Laßt ihm unter der Hand sagen.

Vorhand im Spiele, so viel als Vorzug. Ich habe die Vorhand, d. i. ich bin der erste, der dieses thun darf; ich habe das erste Recht darauf. Der Franzose braucht hier das bloße main, nicht avant-main, welches wie arrière-main in dem Ballspiele Schläge bedeutet, die entweder mit der rechten oder der verkehrten Seite der Raquette geschehen: il joue mieux que vous au piquet, il vous donneroit dix et la main.

Lese, die. Im Kartenspiel so viel als Stich: un levé de cartes. Wofür der Franzose aber auch sagt main: Combien avez-vous mains? Wie viel Stiche haben Sie?

Buch, ein Buch Papier, d. i. eine Lage Papier von 24 Bogen, main de papier; welches bei den Franzosen aber aus 25 Bogen besteht.

Patsche, Patschchen, jenes eine große plumpe, dieses eine kleine Hand, une menotte.

Aermel, etwas aus dem Aermel schütteln, etwas ohne die geringste Schwierigkeit hervorbringen, als ob man es ganz fertig in dem Aermel verborgen gehalten, daß man es nur herausschütteln dürfe. So sagt der Franzose: avoir une chose, une personne dans sa manche, pour dire, en disposer, en être assuré. „S'il joue contre cet homme-là, il tient un parti dans la manche.“

Manschette; man muß es vergessen, daß dieses aus dem Französischen entlehnte Wort von main abstammt, um unsere gemeine Einteilung in Hand- und Stiefelmanschette nicht abgeschmackt zu finden.

Manier, die, von dem französischen manière, Art, Weise. Es ist ein Wort, das in gutem und bösem Verstande gebraucht werden kann. Hingegen wird das davon abgeleitete Adjectivum manierlich nur in gutem gebraucht.

Manier als ein Kunstwort der Malerei heißt die besondere Art, das Eigentümliche eines jeden Malers, es sei in der Zeichnung oder im Kolorit.

Gesprächweise, heißt:

1) so viel als dialogisch: „Dieses Buch ist gesprächweise abgefaßt“;

2) so viel als das französische par manière d'entretien.

Haus, für Familie, Geschlecht. Er ist von gutem Hause. Il est de bonne maison. Dieses Haus ist erloschen, vollkommen wie der Franzose: cette maison est éteinte.

Gotteshaus, für Kirche, la maison de Dieu.

Stadthaus, für Rathaus, scheint mir mehr holländisch als deutsch zu sein. Auch der Franzose sagt maison de ville.

Häuschen, maisonnette.

Meister. In dem Verstande, in welchem die Franzosen auch ihr maître brauchen, da es einen bedeutet, der Bedienten, Hausgesinde, Sklaven hat, brauchen wir es nicht; sondern in diesem Verstande brauchen wir Herr. Bei uns zeigt Meister einen Mann an, der etwas lehret oder das Recht hat, etwas zu lehren: Tanzmeister, maître à danser, Schreibemeister, Fechtmeister, maître d'armes. Und bei den Handwerkern ist es zu einer Art von Titel geworden, da es denjenigen anzeigt, der sein Handwerk gehörig erlernt und nunmehr die Freiheit erlangt hat, es für sich zu üben und wieder andere zu lehren, als: Meister Schuster, Meister Schneider. In dem komischen Stile würde man auch vielleicht nicht übel sagen: Meister Gaudieb zu einem Erzbetrieger, so wie das französische maître gouin. Ferner bedeutet es einen, der zu befehlen hat. Sie sind Meister und Herr. Vous êtes le maître. Als noch die Franzosen Meister von dieser Stadt waren.

Meistern, einen, heißt nicht sowohl, wie das französische maîtriser quelqu'un, einen unumschränkt beherrschen (c'est injustice de vouloir maîtriser ses égaux), als einen tadeln, einem zeigen, worin er es hätte besser machen können.

Uebel, böse Uebel, das, für Epilepsie; le haut mal, le mal caduc. Uebel, das, wird auch manchmal überhaupt für Krankheit, und besonders für eine ansteckende Krankheit gebraucht. Er ist es, der das Uebel in die Stadt gebracht hat, c'est un tel qui a apporté le mal dans cette ville.

Kränklich, was leicht und oft krank wird. Das französ. maladif.

Krampf, tensio spastica. Frisch sagt nichts von der Abstammung oder Verwandtschaft dieses Worts. Ich finde aber, daß die Franzosen das Wort crampes haben, welches nichts anders bedeuten kann. Z. E. in der Tour ténébreuse*) (p. 42) heißt es von der schönen Rosanie: pour s'exempter de cette occupation de filer qui lui étoit si insupportable, elle dit qu'elle avoit des crampes dans les doigts. —

Den Anfang nehmen, ἀρχην λαμβανειν. Ael. V. H., 2. 28.

Auf Jemanden sehen, mit Bewunderung, βλεπειν εἰς τινα.

Ein Doppelmann (s. Wörterbuch zum Logau) διπλους ἀνηρ.

Einhändigen, in eines Hände geben, ἐγχειριζειν und ἐγγυαλιζειν.

Außer der Maßen, ἐξω του μετρου.

Sich einer Sache unterziehen, ὑποζευγνυμι. Soph. Aj., 24 (der Zug ζευγος, jugum).

---

*) „La tour tenebreuse et les jours lumineux. Contes anglais Accompagnez d'Historiettes et tirez d'une ancienne Chronique composée par Richard surnommé Coeur De Lion, Roy d'Angleterre. Avec le Récit de diverses Avantures de ce Roy. A Amsterdam. Chez Jaques Des Bordes. Marchand Libraire vis-à-vis la Grand' Porte de la Bourse. M. DCCVI." 12mo. II. Parties. Die Erzählung, aus welcher die obige Stelle genommen ist, steht I. p. 30—159 und führt den Titel: „Ricdin-Ricdon. Conte."

[Dr. O. v. Heinemann.]

Schadenfroh, ein Wort, welches vielleicht sonst keine Sprache mit einem Worte wiederzugeben weiß. Der Grieche hat κακοχαρτος. Hes. Op. et D., 28.

Auf den Tod krank sein, νοσειν ἐπι θανατῳ. Ael. V. H., 8. 14.

Die Augen auf etwas werfen. τω ὀφθαλμω παραβαλλειν εἰς τι. Aristoph. Eq., 173.

Vorfallen, sich ereignen, zutragen. Eben so προςπιπτειν im Griechischen. Pythag. Aur. Carm., 21. πολλοι δ'ἀνθρωποισι — λογοι προςπιπτουσι, es fallen unter den Menschen vielerlei Reden vor.

Not, für nötig: es ist Not. So die Griechen ihr χρεων. Pythag. ib. 30.

Es ist noch nicht sieben Jahr, οὔπω ἐτη ἐστιν ἑπτα.

Aufheben, z. B. die Gesetze. Eben so das griechische ἀναιρειν τους νομους.

Nicht so viel jemanden trauen, für gar nicht. Eben so der Engländer: I care not this for you.

Gelehrte Kretze
von Thomas Traugott Feller.
1774.

Vorrede.

Was auf den Hütten und in den Werkstätten der Metallarbeiter Kretze heißt, ist bekannt. Also werde ich auch wohl nicht weitläuftig zu erklären brauchen, was ich unter Gelehrte Kretze verstehe.

Gebe nur Gott, daß diese gelehrte Kretze recht reichhaltig sein und das Silber vom Zentner nicht lot-, sondern markweise fallen möge! Amen!

Ich weiß recht gut, daß reichhaltige Kretze eine schlechte Idee von dem Laboranten macht, aus dessen Händen sie kommt. Er muß sehr unglücklich und, wenn das Unglück zu oft gekommen, sehr nachlässig gearbeitet haben.

Ich weiß das recht gut, und eben weil ich es weiß —

Aber Kretze! Welch ein Titel zu einem Buche! Und wenn ich nun gar Krätze geschrieben hätte und schreiben müßte! Es wird an Lesern nicht fehlen, welche glauben, daß ich es gemußt hätte. Denn schreibt nicht Schlüter Krätze? Schrieben nicht vor ihm Heltwig und Rößler Krätze? Und wer schreibt nicht Krätze, der seit funfzehn Jahren Kretze zu schreiben gehabt? Sogar Wachter und Frisch schreiben Krätze. — Dem ungeachtet, fleißiger Mann, der Sie uns endlich dasjenige liefern, was unsrer Sprache bisher noch allein abgegangen, um sich völlig mit der italienischen, französischen, spanischen und englischen messen zu können, ein vollständiges grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart; — ich beschwöre Sie, wertester Herr, thun Sie mir ja den Dampf nicht an und lassen Sie in Ihrem nächsten zweiten Teile Krätze drucken! Ich möchte um alles in der Welt nicht bloß ein guter deutscher, sondern ein guter hochdeutscher Schriftsteller, mit Gott und Ihnen, sein und heißen; und ich zittre, wenn mir einfällt, daß ich mit meiner Bitte und Vorstellung gar leicht zu spät kommen könnte. Krätze, so viel als scabies, ψωρα, Raude, juckender ansteckender Aus-

schlag. Recht wohl! denn sie macht, daß wir die behafteten Teile gar zu gern kratzen. Aber unsre Kretze hier, lieber Leser, die eigentliche und metaphorische, warum soll auch die vom Kratzen genennt sein? Die wenigste wird doch wahrlich zusammengekratzt, und obschon ramentum, wie die lateinisch-schreibenden Metallurgen Kretze übersetzen, gleichsam radimentum heißen soll, müssen notwendig die Benennungen des nämlichen Dinges in verschiednen Sprachen auch die nämliche Ableitung haben? G. Agricola braucht ramentum; aber dennoch schreibt er das deutsche Wort Gekretze. So schreibt es auch sein Uebersetzer Philipp Bechius. Erker ebenfalls schreibt Kretze. Und um den Lexikographen Wachtern und Frischen einen andern Lexikographen entgegenzusetzen, so berufe ich mich auf Cramern, den Erztlexikographen, welcher in seinem deutsch-italienischen Wörterbuche schreibt: Kretz, Kritz (da non so dove) spazzatura, lavatura d'oro, d'argento et di altri metalli. Also sprach man es auch sogar Kritz? Und wenn er hinzusetzte: da non so dove, muß er nicht die Abstammung von kratzen, die sich einem jeden von selbst anzubieten scheint, für ganz unstatthaft gehalten haben? Wenn Herr Adelung mir also nur sonst zu Gefallen sein will und noch kann, so wird er diesem da non so dove auch schon leicht abzuhelfen wissen. Er darf sich ja nur auf das alte und oberdeutsche Kretze, so viel als Korb, besinnen; und was könnte wahrscheinlicher sein, als daß die Kretze von den Körben oder Kretjen ihren Namen habe, in welchen sie bis zu einer völligen Schmelze aufgehoben wird? Oder ist ihm das Stammwort von Grütze lieber, welches mit Cramers Kritze so wohl übereinkommen würde? Wie er will! Nur nicht Kretze von kratzen, oder ich brauche meine deutsche Freiheit und entziehe mich dafür zwanzig andern von seinen besten Entscheidungen.

Schlimm genug, daß auch so noch der Titel meines Buchs vielen zuwider sein wird. Der vermiedene und verbetene Doppellauter macht dem Auge das Aergernis bloß etwas kleiner; und zweierlei Organe müssen gleich fein sein, wenn der ekle Nebenbegriff für das Gehör nur um eben so vieles gemindert werden soll.

Ein schöner Titel ist einem Buche noch nötiger als einem Menschen ein schöner Taufname. —

Hermäa.

Erster Band.

Vorrede.

Hermäa hießen bei den Griechen alles, was man zufälligerweise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter andern auch der Gott der Wege und des Zufalls.

Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, alles anstaunen, alles erkennen wollen und alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren geraten, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblicks kaum wert sind.

Und diese seine Bemerkungen, seine Spuren, seine Entdeckungen, seine Aussichten, seine Grillen, wenn er sie der Welt gleichwohl vorlegen wollte, wie könnte er sie besser nennen als Hermäa? Es sind Reichtümer, die ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege als auf der Heerstraße, finden lassen. Denn auf den Heerstraßen sind der Finder zu viel, und was man auf diesen findet, hatten gemeiniglich zehn andre vor uns schon gefunden und schon wieder aus den Händen geworfen.

So viel von der Absicht dieses Werks, von seinem Verfasser und dem rätselhaften Titel, der einen verliebten Roman verspricht und mit den Wanderschaften eines gelehrten Landstörzers Wort hält.

Vorreden zu Lessings Schriften.

Vermischte Schriften.

Erster Teil. 1771.

Vorbericht.

Von den Lessingschen Schriften, welche in den Jahren 1753 bis 1756 zu Berlin in sechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Teil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publikum schuldig zu sein. Das Publikum wächset täglich an Einsicht und Geschmack, aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeinet!

Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberei des allernachsichtvollesten Lesers nur immer einigen Wert legen könnte.

Gegenwärtiger erster Teil kann davon zur Probe dienen, wobei der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf eben die Entschuldigung Anspruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

Zur Geschichte und Litteratur.

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Erster Beitrag.

1773.

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat von ihrer ersten Stiftung an die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind entstanden, nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr Burckhard, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleiße zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meine dieses nicht bloß in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes, in Ansehung des Anwachses, den sie in den letzten dreißig Jahren erhalten. Denn wie sehr sich unseres itzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweite Stifter derselben zu heißen, das hat es freilich nicht melden können. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bei der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmählichen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit hererzählet — das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß so viele Bücher mit so vielen Kosten hier zu Haufe gebracht worden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek, und ohne Thaten gibt es keine Geschichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus selbst aus dieser seiner Bibliothek entweder zuerst oder verbessert herausgeben lassen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibniz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig rc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm

übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich itzt um so viel sichrer behaupten darf: nämlich, daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Teilen der Gelehrsamkeit geliefert hat als die unsrige.

Wenn ich es nun für meine erste Pflicht hielt, mir von diesen Beiträgen allen eine genaue und so viel möglich kritische Kenntnis zu erwerben, so schmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig sein dürfte, den Mangel des Burckhardschen Werks zu ergänzen und eine Litterärgeschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verstande die Geschichte der Bibliothek heißen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als sie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen ist recht gut, aber es ist kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein stolzrer Vorsatz gewesen ist. Mit einem Worte: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen, als die Rechnungen von der verflossenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt und wurde es durch meine eigene um so mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen so reichhaltigen Anbruch gleichsam zu Tage zu finden das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rate der Meisten hätte folgen wollen, so würde die Abfassung und Bekanntmachung eines vollständigen Verzeichnisses aller handschriftlichen Schätze der Bibliothek das Beste und Kürzeste gewesen sein, was ich in Absicht meines Vorsatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieser Rat recht herrlich und schön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit so manchem andern herrlichen und schönen Rate gemein hätte. Die Ausführung ist auf der einen Seite nicht eben sehr nützlich und auf der andern nicht so recht möglich.

Denn entweder man meinet ein Verzeichnis, welches nichts als die etwanigen Aufschriften der Manuskripte enthält. — Ein solches, kann man sich leicht einbilden, ist längst bei der Bibliothek vorhanden und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung desselben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöser als ersprießlich sein. Sie würde bei den Gelehrten so manche überflüssige Neugierde, so manche eitle Erwartung erregen; sie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten so manche vergebene Mühe, so manchen Zeitverlust machen, ihn so manchen auf nichts hinauslaufenden Anfragen aussetzen, daß der daraus erwachsene Nachteil den Vorteil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meinet ein Verzeichnis, welches bei jedem Manuskripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben sei oder nicht, ob es sonst genutzt worden oder nicht, ob es genutzt zu werden

verdiene oder nicht. — Ist ein solches Verzeichnis das Werk einiger Jahre? Ist es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieser einzige Mann sein? —

So schränke sich, wird man sagen, der einzige Mann auf das Wichtigste ein. — Recht wohl! Aber was ist das Wichtigste? Wo findet es sich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel durch Versuche, durch anhaltenden Fleiß, durch gutes Glück. — Und das ist es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis itzt durch diese drei Stücke gelungen ist, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigsten Besitzer von je her so gemeinnützig als möglich zu wissen sich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht, hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieses Lob besonders dem gegenwärtigen gebühret. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieser Arbeit habe. Möchte sie doch nur auf einige Weise der Absicht entsprechen, in welcher er mich dieser Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweier Wege bedacht, diesen Wunsch desto eher zu erreichen.

Der eine ist: diejenigen Gelehrten um ihren Beitritt zu ersuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unserer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel selbst hat solcher Gelehrten mehr als einen. Besonders haben, wie man weiß, die Herren Knittel und Heusinger, und den ich zu allererst hätte nennen sollen, des Herrn Geheime Rat von Praun Exzellenz, so viele Jahre länger als ich, mit einer so viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrsamkeit, als ich mir anmaße, die Schätze derselben genauer einzusehen Gelegenheit gehabt. Wenn es diesen Männern also gefällig wäre, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen, so dürften ohne Zweifel die künftigen Teile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweite Weg geht dahin, daß ich mir die Anfragen zu nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben, desto angenehmer wird es mir sein. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige Privatkorrespondenz einlassen kann, so erlaube man mir, daß ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfnis eines einzigen zum Gebrauche mehrerer verwende.

Zur Geschichte und Litteratur.

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Dritter Beitrag.

1774.

Vorrede.

Da ich für gegenwärtigen dritten Beitrag an zwei hiesigen würdigen Gelehrten Mitarbeiter zu erhalten das Glück gehabt, so glaube ich desto getroster vor meinen Lesern damit erscheinen zu können.

Was sie aber sonst hier bei Eröffnung des zweiten Bandes vielleicht erwarten dürften, werden sie am Schlusse desselben, zu Ende des vierten Beitrages, in einer Revision aller in dem ersten Bande enthaltenen Aufsätze hoffentlich finden.

Aus der Zeitschrift:

„Der Naturforscher,

eine physikalische Wochenschrift,"

1747.

Herr Naturforscher,

Ich habe alle Ihre Blätter bishero gelesen, weil ich Ihr Freund bin. Ich kann es leicht erraten, daß Ihnen diese Ursache nicht allzu wohl gefallen wird. „Schlecht genug," werden Sie sagen, „daß es bloß aus Freundschaft geschehen ist! Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind." Nun gut, gut! erzürnen Sie sich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geleugnet, da ich Ihnen das erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön sein. Muß ich sie aber deswegen lesen? Ich müßte viel Zeit auf das Studieren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muß mich vergnügen können. Sie wissen schon, was ich unter dem Worte vergnügen verstehe. Und in diesem Verstande, ich sage es Ihnen unter die Augen, fehlt es Ihren Blättern noch sehr an dieser zur Erhaltung meines Beifalls notwendigen Eigenschaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bei dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte Ihnen nämlich schreiben, Sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter Ihre Leser zu rechnen oder in Ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meinesgleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken. Wo hat denn jemals Anakreon so geschrieben? Ich weiß wohl, Anakreon war kein Naturforscher, und Sie als Naturforscher wollen kein Anakreon sein. Wenn ich nun aber alle andere Skribenten, ausgenommen die Anakreontischen, mit Verdruß lese, wollen Sie denn, daß ich Sie auch mit Verdruß lesen soll? Entschuldigen Sie sich nur nicht mit der Trockenheit Ihrer Materie! Wenn Sie nur wollen, sie wird Ihnen oft genug Gelegenheit geben, die feinsten Scherze von Liebe und Wein anzubringen. Gesetzt aber, dieses wäre wider Ihr physikalisches Gewissen: nun wohl! so tragen Sie es einem andern auf, dessen

Gewissen nicht so zärtlich ist! Wenn Sie mir ein gut Wort geben wollten, vielleicht thäte ich es selbst und teilte Ihnen dann und wann meine Einfälle mit. Sie möchten nun so schlecht sein, als sie wollten: so viel würden Sie doch dadurch erlangen, daß ich einer von Ihren Lesern bliebe. Denn, es Ihnen nur im Vertrauen zu gestehen, ich lese mich selbst gar zu gern. Wollen Sie etwan eine Probe von meiner Arbeit sehen? Hier ist eine. Ihr viertes Stück hat mir den Stoff dazu geben. Ich bin 2c. L.

Die Beilage folgt im nächsten Stück.

Mein Herr,

Die Griechen und die Römer ziehen wider Sie zu Felde, wofern Sie noch mehr Anakreontische Freunde zu Mitarbeitern annehmen. Der Beifall unserer witzigen Jünglinge wird Sie nicht vor dem Zorne schützen, den Sie bei den Verteidigern der Alten erregen. Die ersten fangen zwar an, Ihre Blätter, wie die Ebräer, von hinten zu lesen, damit ihnen die artigen Briefe Ihrer Korrespondenten zuerst in die Augen fallen; allein die griechischen Gelehrten unserer Zeiten verschwören es, eine Zeile von Ihnen anzusehen, wofern Sie nicht dem Anakreon eine Ehrenerklärung thun lassen. Ist denn nun aber die Beleidigung so groß, die am Ende Ihres achten Stückes diesem Dichter widerfahren ist? Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, wenn Sie nur die Worte selbst mit ihren Folgen in Erwägung ziehen. Anakreon, der grundgelehrte Anakreon, den Fontenelle den größten Philosophen mit Recht an die Seite stellet, soll ein bloßer Witzling und kein Naturforscher gewesen sein? Um der Musen willen! das ist zu viel. Das ist eine Lästerung wider das ganze Altertum, die nicht ungeahndet bleiben kann. Denn, nur eins zu gedenken: wer hat wohl jemals unter allen Menschen die Natur des Weines und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht als dieser alte Jüngling? Und wer hätte wohl über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams, der Lotusblätter artiger und scharfsinniger philosophieren können als er, der an Feinheit des Geschmacks und an langer Erfahrung die stärksten Weltweisen übertraf? Soll ich noch mehr Gründe anführen, Anakreons tiefe Einsicht in die Naturlehre zu beweisen, so erinnern Sie sich nur seiner neunzehnten Ode. Darinne liegt ein ganzes Königreich von Wahrheiten verborgen. Einer von meinen Freunden verfertiget ein philologisch-kritisch-historisch-philosophisches Dissertatiönchen von dreißig neuen physikalischen Entdeckungen, die er in den Schriften dieses philosophischen Dichters gemacht hat. Von ihm, als von einem jungen Gelehrten, haben Sie eben nicht so viel zu besorgen, ob er gleich in seinen Meinungen hitzig ist. Aber wenn ich Ihnen aufrichtig raten soll, so verderben Sie es ja nicht mit den Graubärten. Diese sind unversöhnlich,

und wer den griechischen Verfassern nur eine scheele Miene macht, der verdienet wenigstens den Namen eines Ketzers. Wenn sie noch gnädig mit ihm verfahren, so verdammen sie ihn gewiß zum Feuer, und daraus ist freilich keine Erlösung zu hoffen. Lassen Sie sich also beizeiten warnen! Ich bin rc. C.

Mein Herr,

Sie haben Recht! Ich bin rc. L.

Herr Naturforscher,

Mein Mägdchen hat Ihr 17. Stück von mir zu lesen bekommen. Sie schickte mir es heute wieder zurück und zugleich gegenwärtiges Liedchen. Ich muß es Ihnen doch mitteilen, ob es gleich nur für mich alleine ist. Sie hat zwei Lehrmeister im Singen, mich und die Liebe. Von mir lernt sie die Reime und von der Liebe die Empfindungen. Wenn sie die letztern durch die erstern verunstaltet, so schreiben Sie es mir zu! Ich bin rc. L.

Anzeigen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Im Lager bei Prag. Unter dem Artikel von Berlin haben wir, auf der vorhergehenden 404. Seite, zwei Siegeslieder eines preußischen Offiziers angeführt, und unter diesem wollen wir dem Leser zwei ähnliche, aber weit bessere Gesänge mitteilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser haben. Der erste, welcher uns nur geschrieben zu Händen gekommen, ist bei Eröffnung des diesjährigen Feldzuges von ihm gesungen worden und heißt ein Schlachtgesang. Der zweite ist ein Siegeslied nach der Schlacht bei Prag (den 6ten Mai 1757), und man hat ihn auf einem Bogen in Quart abgedruckt, dessen Titel den oben vorgesetzten Ort angibt. Sie könnten beide weder poetischer noch kriegrischer sein; voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdrucke. In der gewissen Ueberzeugung, daß sie gefallen müssen, und daß sich unsre auswärtige Leser nicht an Dinge stoßen werden, die der Verfasser als ein Mann sagt, der die Gerechtigkeit der Waffen seines Königes voraussetzen muß, rücken wir sie hiermit ganz ein:

I. Schlachtgesang.

Auf, Brüder, Friedrich unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist!

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast!

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unser Waffenspiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Th*** und B*?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht;
Denn Gott ist unser Schutz.

II. Siegeslied.

Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.

Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergriff sie eine Fahn'
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn,

Und sagte: „Kinder, berghinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach, aber unser Vater fiel,
Die Fahne fiel auf ihn.
O, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Vielleicht hat Friedrich dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmut.
Sein Schwert ward rot, auf jeden Schritt
Floß schwarz Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär;
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher!

Dacht' in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und dich,
Erblickte, schwarz von Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich,

Und zitterte, ward feuerrot
Im kriegrischen Gesicht
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht),

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wütender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Th***

Und weigert sie, auf diesen Tag
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag
Und dann führ' uns nach Wien!

Lieder, Fabeln und Romanzen,

von F. W. G.

Leipzig, bei David Iversen. 16 Bogen in 8vo.

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieser Gedichte Nachricht von denselben zu geben. Ihr Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen ist, hat sich zwar nicht genennet, ist aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen? — —

Wir fangen von den Fabeln an, welche den größten Teil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält fünfundzwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünfundzwanzigen des zweiten Buchs nur die drei ersten dem Verfasser; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Teile stehet eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in wechlen viel Schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buchs:

„— Oft erholt er sich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Denn hat das stille Sans-Souci
Den Philosophen, nicht den König.

* * *

„Da denkt er denn in seiner großen Seele
Gedanken wie die Marc-Aurele
Und liest.

„O Prinz, o wag es doch einmal
Und trag in seinen Büchersaal
Dies Fabelbuch, dein Spiel!"

(Der Held, der itzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegenzueilen genötigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans-Souci zurücksehnen!) Unter den eigenen Erdichtungen unsers Verfassers verdienen die zehnte, zwölfte und dreiundzwanzigste des ersten Buchs, wie auch die zwo ersten des zweiten Buchs allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der Aesopischen Fabel vermißt. Hingegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade, und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein eben so großes Verdienst als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfin-

dungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludewigs des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieser großen Dichter verherrlichen. Unserm Dichter ist besonders eine glückliche Kürze eigen, die fast niemals in das Trockene verfällt und dem Vortrage eine besondere Naivité und Lebhaftigkeit verschafft, ohne ihn in das Possenhafte und Niedrige sinken zu lassen. Die dreizehnte Fabel des zweiten Buchs ist meisterlich erzählt und übertrifft den La Fontaine, aus dem sie genommen ist. Wir wollen das Muster mit der Nachahmung vergleichen. Die hundertundneunzehnte Fabel T. I. des La Fontaine ist:

Le cheval et l'âne.

En ce monde il se faut l'un l'autre secourir.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un âne accompagnoit un cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant que son simple harnois,
Et le pauvre baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le cheval de l'aider quelque peu;
Autrement il mourroit devant qu'être à la ville.
La prière, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous sera que jeu.
Le cheval refusa, fit une pétarade,
Tant qu'il vit sous le faix mourir son camarade,
Et reconnut, qu'il avoit tort.
Du baudet en cette aventure,
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par-dessus encor.

Unser deutscher Dichter unter eben dem Titel:

„Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Tier:
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!
Was helfen! sagt der grobe Gaul;
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,
Trag zu! — Ich sterbe, liebes Pferd;
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich! —
Ich kann nicht, sprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf."

Der Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich. Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit aus einander gesetzt und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. Ein ledig Pferd ging neben ihm, ist kürzer und weit schöner als accompagnoit un cheval peu courtois, Celui-ci ne portant que son simple harnois. Peu courtois steht hier sehr am unrechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das Pferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: Was helfen! sagt der grobe Gaul. Ne portant que son simple harnois, ist lange nicht so gut als: „Ein ledig Pferd".

Die Unterredung des Esels mit dem Gaul wird von dem französischen Dichter bloß erzählt: der deutsche hingegen läßt die Handlung vor unsern Augen vorgehen. Die demütige Bitte des geplagten Tiers machet mit der beleidigenden Antwort des stolzen Gauls einen vollkommenen Kontrast aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröner reden zu hören:

„Was helfen! sagt der — —
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu! — Ich sterbe" ꝛc.

Wie schwach klingt das französische: La prière, dit-il, n'en est pas incivile. Sogar die französischen Esel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette aventure ist eine bloße cheville.

Die sehr malerische Beschreibung des Fischreigers im La Fontaine:

Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai où,
Le héron au long bec emmanché d'un long cou.
Il côtoyoit une rivière, u. s. w.

ist im Deutschen glücklich gegeben:

„Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese ging
Ein Reiger ernsthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing," u. s. w.

Die Worte auf einer Wiese scheinen überflüssig.

Die sechzehnte Fabel, „Der Esel in der Löwenhaut", gleichfalls aus dem La Fontaine, ist um ein Merkliches verschönert. Man kann dieses auch von der zwanzigsten aus Gays „Fables" behaupten. — Wir wollen einen Teil der engländischen Fabel samt der deutschen Nachahmung hersetzen.

Fable XLIII.

The council of the horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
Whit mutiny had fir'd the drain,
And spread dissension through the plain.

On matters that concern'd the state
The council met in grand debate.
A colt, whose eye-balls flam'd with ire,
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest
And thus the list'ning throng address'd:

Good gods! how abject is our race,
Contemn'd to slav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cumbrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough-share through the soil;
To sweat in harness throug the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd kind!
What force is in our nerves combin'd!
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp spur provoke my side?
Forbid it heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the lion first control
And still the tyger's famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.

A general nod approv'd the cause,
And all the circle neigh'd applause etc.

Der deutsche Dichter hat die Reden des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verschönert. Wir wollen ihn hören:

„‚Ha!‘ sprach ein junger Hengst, ‚wir Sklaven sind es wert,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O, wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,

Auch scheuten sie kein offnes Feld,
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Tier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmütiger als wir?
Ist er ein schöner Tier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht!
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indes, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und, ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreißet euch dem Joch und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammenhalten. Was meint ihr?‘

„Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei“ u. s. w.

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

„Ha! sprach ein junger Hengst“ u. s. w.,

wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der junge Hengst anredet.

Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegenteil. Er beschreibet den Heldenmut, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch unstreitig einst frei gewesen, und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held durch die Heldentugenden seiner Vorfahren zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrührischen Gauls ist im Deutschen unverbesserlich ausgedrückt:

„Dem Menschen! — —
Das unvollkommne Tier!
Was ist es? Was sind wir?
Pfui, auf zwei Beinen nur!"

Die folgenden Fragen:

„Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?" u. s. w.

beziehen sich auf die Beschreibung von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen.

Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Tiere am Ende der Rede beschrieben!

„Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen,
Und, ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug."

Kurz, man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen. Nur den Schluß führen wir aus beiden Fabeln noch an; der engländische Dichter sagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted,
And, like his ancestors, was bitted,

der Deutsche mit einer ihm eigenen Lustigkeit:

„Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran und hinter ihm die Schar
Der mutigen Rebellen alle
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle."

Es ist im übrigen zu bedauern, daß der Verfasser, wie er sich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schicksale der besten Köpfe in Deutschland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrenteils mit einer Menge von mechanischen Geschäften belastet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Musen stehen, und wenn das Genie sich gleich durcharbeitet und zu gewissen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühseligkeit in das Feld der Schönheit hinüberschweift, so fehlt es ihm doch an der zwoten Muße, die zur Ausbesserung und Wegschaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten belustiget; die Ausbesserung aber ist eine Arbeit und kann nur von demjenigen unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach denen überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verfasser lebt, zuzuschreiben sein, daß er sich selbst so ungleich ist und in andern Stellen eine ziemliche Nachlässigkeit verrät. Die vierte Fabel, Die Milchfrau, aus dem Fontaine, ist weit unter dem Original und wimmelt von müßigen Ausdrückungen. Die vierundzwanzigste, Der Fuchs und der Rabe, die La Fontaine so meisterlich erzählt, hat in der Nachahmung vieles verloren. (Man sehe in Gellerts Vorrede zu seinen Fabeln und Erzählungen, wie schön diese Fabel von einem alten schwäbischen Dichter ist besungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfasser selbst eingesehen habe; aber wir verwundern uns, daß er nicht statt der fünfundzwanzig Fabeln im zweiten Buche lieber ungefähr achtzehn vortrefflich erzählte Fabeln hat liefern wollen.

Rezensionen

aus der

Berlinischen privilegierten Zeitung.

1751.

[24. Stück, vom 25. Februar.]

Berlin. Physikalische Belustigungen. Erstes Stück. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1751. In 8vo. 5 Bogen.

Herr Mylius, welcher sich in der Naturwissenschaft wie in den Werken des Witzes bei Kennern in diejenige Achtung gesetzt hat, daß sie nichts Gemeines von ihm erwarten, erkläret sich für den Besorger dieser periodisch-physikalischen Schrift. Diese Erklärung hat mehr auf sich als alle eitle Versprechungen, womit man die Vorreden erfüllet. Er verpfändet gleichsam seine Ehre, welche Schriftsteller seiner Geschicklichkeit bei dergleichen Gelegenheiten schwerlich im Stiche zu lassen pflegen. In der Vorrede sagt er: den Entwurf seiner Monatsschrift in wenige Worte zu fassen, könne er nichts thun, als den Leser versichern, daß sie wie das „Hamburger Magazin" sein solle. Auch wir können uns also mit dieser Beschreibung begnügen. Zu ihrer Rechtfertigung aber wollen wir den Inhalt dieses ersten Stücks anführen. Außer der Fabel „Der Seidenwurm und die Spinne", welche als eine Erklärung der auf dem Titel befindlichen Vignette anzusehen ist, und der Vorrede findet man: 1) Einen Vorschlag zu Errichtung eines Wetterobservatorii. In diesem Vorschlage nimmt die neue Art, die Stärke des Windes zu messen, sich vorzüglich aus. 2) Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter. Aus dem Französischen übersetzt. Wir glauben nicht, daß die Leser ungehalten sein werden, diese Betrachtungen hier zu finden, ob sie gleich nach ihrem Inhalte vielleicht auch wo anders stehen könnten. Wenn man sagt, daß sie den Herrn von Maupertuis zum Verfasser haben, so lobt man sie zugleich auf die vollständigste Art. 3) Durch echte Urkunden bewiesne natürliche Historie der Cochenille, aus dem Holländischen des Herrn Melchior von Ruusscher über-

setzt. 4) Von den Ursachen der Fruchtbarkeit der beiden Jahre 1749 und 1750. Was hier von der Vermehrung des Getreides gesagt wird, zeigt deutlich, daß der Verfasser in seinen Ueberlegungen weiter gegangen ist, als den meisten der anscheinende Vorteil zu gehen erlaubt. 5) Nachricht von der großen Hitze im Julius 1750 in Berlin. 6) Von einer merkwürdigen Entzündung in einem Keller. 7) Zwei Arten, die Vögel zu einer Sammlung aufzubehalten und, so weit man will, zu versenden; aus einem Schreiben des Herrn von Réaumur an den Herrn Prof. Bose in Wittenberg. Ist in denen Vossischen Buchläden zu haben für 2 Gr.

[25. Stück, vom 27. Februar.]

Menoza, ein asiatischer Prinz ꝛc. Aus dem Dänischen übersetzt. 3 Teile. 1750. In 8vo.

Was eine solche Schrift verschiedenen Lesern angenehm macht, ist hier in acht genommen. Der fremde Reisende durchwandert einen großen Strich Asiens und Europens schönste Länder, in denen er sich mit Leuten von allerlei Stande unterredet, ihre Vorzüge und Fehler entdeckt und dadurch allen nützlich wird. Es ist von dem hochwürdigen Verfasser, der nebst einem scharfsinnigen Holberg ein gelehrtes Dänemark zieret, kein Fleiß gesparet, in unzähligen Veränderungen zu gefallen. Nachrichten, Anmerkungen, lustige Geschichten, ernsthafte Unterredungen wechseln hier ab. Auch die Uebersetzung ist wenigstens so, daß sie keinen stören wird, der da angefangen hat, es durchzugehen. Menoza lernt in Jütland einen Gelehrten kennen, der hernach in einem Briefwechsel eine Nachricht seiner Lebensumstände fordert, die hier in 56 Briefen gegeben wird. Sein Vater ist ein Anführer räuberischer Kriegesleute, der gegen einen jährlichen Zins, den er dem Mogul zahlt, an den Grenzen der Tartarei thun kann, was er nur will. Er hat unsägliche Schätze gesammlet, deren gewaltsame Erwerbung aber sein Gewissen im Alter aufweckt. Gewöhnliche Folge eines den Lastern verschwendeten Lebens. Der Aberglaube soll ihm dagegen helfen, mit welchem er täglich in die Pagode läuft, dabei er seinen Söhnen gute Lehren gibt. Doch er stirbt bald, und Menoza, sein junger Prinz, entschließt sich, in Begleitung eines alten Knechtes, Ninaruck, durch die Welt zu reisen und Wahrheit zu suchen. Da er Agra verlassen, wo man ihm zuerst die Mahometaner kennen lernen, wird er zu denen portugiesischen Missionarien nach Orixa gebracht; allein es gelinget nun den Dänen zu Tranquebar, daß sie ihn zum Christentum bringen. Wie er dies angenommen, setzt er seine Reise nach Lissabon fort. Diese Stadt, die er nach zweifacher Gefahr zur See erreicht, sieht er als ein Indianer nicht ohne Erstaunen an, um so viel mehr, da er in derselben sogleich Gelegenheit hat, dem Gerichte der Inquisition und einem Stiergefechte beizuwohnen. Die

Pracht in Madrid ist ihm nicht weniger seltsam und neu, doch dies noch vielmehr, daß er seine Nase mit Schnupftabak und Knoblauch auf den Gassen vor der Luft bewahren muß, welche man anderswo ungehindert einzieht. Daß er und sein Knecht zu Markte laufen müssen, und den Wirten die Aufwartung zur Last fällt, befremdet ihn so sehr, als ihn die Höflichkeit der Franzosen ergetzt, von denen er so lange vorteilhaft denket, bis er zu Avignon zwei protestantische Prediger um der Religion willen henken siehet. Italien ist ihm eine seltsame Gegend. In Genua findet er Mönche, die des Sonntags Karten und Billard um nichts anders spielen, als daß der, so verliert, der Mutter Gottes ein Ave Maria vor dem Altar bringen muß, fast so, wie sich spielende Kinder bei uns Strafen auflegen. Neapel, Florenz und Rom geben ihm Anlaß zu allerlei Betrachtungen. Auch unser liebes Vaterland wird ihm ein Schauplatz verschiedener Begebenheiten. Wien, München, überhaupt alle große Städte geben ihm neue Vorwürfe, unter denen das Gespräch mit einem bayerischen Kammerjunker von dem alten Adel und die Gedanken, die in ihm bei der Erblickung des Kruzifixes mit der Knotenperücke zu Köln entstanden, nicht ohne Vergnügen gelesen werden. Berlin und Potsdam besucht er auch, wo er von dem bekannten Gundling manches erzählt und wo man seinem Ninaruck, der von ansehnlicher Länge ist, die Ehre thut und eine Kriegesbedienung anträgt, die er aber wegen mancher indianischer Zweifel ausschlägt. Die Herren Studenten bekommen auch ihr Teil, deren Universitätsstreiche er bei der Besuchung hoher Schulen erfährt. Der deutsche, der holländische Handel, die Aufnahme der dänischen Manufakturen werden mit Einsicht in die Staatskunde beurteilt. Kurz, ein jeder findet hier Stoff, müßige Stunden nützlich zu vertreiben. Wem manche Lehren zu ernsthaft scheinen, der muß denken, daß es ein bekehrter Indianer mit noch zartem Gewissen spricht. Wenigstens ist hier mehr Aufrichtigkeit und, ein billiger Leser wird auch zugeben, unzählig mehr Wahrscheinlichkeit als in dem Geschwätz, was La Hontan in seinen Reisen einem andern Wilden in den Mund legt. Es wird dies Buch in den Vossischen Buchläden vor 1 Thlr. verkauft.

[28. Stück, vom 6 März.]

Frankfurt und Leipzig. **Die Weiberstipendien,** oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankf. und Leipz. 1751. In 8vo. 6½ Bogen. Desgleichen: **Der Faule und die Vormünder.** Ein Lustspiel in drei Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen.

Wir nehmen diese zwei Stücke zusammen, weil wir zuverlässig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine

lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleichviel, welches er zuerst oder zuletzt lieset, genug, dasjenige, welches er zuletzt lieset, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Ekel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beide ihrem innerlichen Wert nach gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satire, natürliche Unterredungen: alles Dinge, welche dem Verfasser böhmische Dörfer sind. Wenn er bei dem ersten anstatt Lustspiel Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermaßen entschuldiget. Bei dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Titel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlafen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Titel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urteil gegründet finden wird und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vorteilhaft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben, ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D. — der Verfasser dieser schönen Lustspiele sei. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero. Mart.

Ein elend jämmerliches Spiel ꝛc.

[30. Stück, vom 11. März.]

Geschichte der böhmischen Prinzessinnen. Aus dem Französischen übersetzt. Delitsch 1750.

Wie können doch die Deutschen so verwegen sein, gegen die Franzosen einen gleichen Reichtum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben sie denn die Kunst gezeigt, mit dem schönen Geschlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig sein, von denen wir keine Liebeshändel im Französischen haben. Allein die Deutschen steigen doch noch weiter, sie binden mit den Geistern an, und die vergangene Messe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen lassen. Wer wollte nun wohl noch so kühn sein, um uns den Preis seltener Erfindungen abzusprechen! Zu dieser Last unnützer Thorheiten und deutlicher Beweise eines ausschweifenden Geistes, die gewiß die Klugheit der Leser und Schriftsteller in unsern Tagen sehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas so unglücklich sein und auf die Nachwelt überbleiben sollte, kann man dieses Stück nicht zählen. Die Verfasserin hat ihre Charaktere lebhaft geschildert, die Hauptgeschichte genugsam verwickelt und endlich ziemlich glück-

lich aufgelöset. Wir können zwar nicht leugnen, daß manche Nebenbilder, wenn sie nicht so kurz und dunkel entworfen wären, dem Hauptgemälde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten geraten können, indessen gehöret doch diese Schrift nicht zu der letzten Klasse ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel ist eine wahrhafte Geschichte aus dem achten Jahrhundert, doch sind die Umstände zu besserer Ausführung verändert worden ꝛc. Wir können hier kaum die Hälfte der Geschichte entwerfen, es wird sie niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Vossischen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkauft.

[31. Stück, vom 13. März.]

Dresden. **La Mort du Maréchal Comte de Saxe.** Poëme. Veritati et Virtuti. A Dresde. In 4to. auf 3 Bogen.

Der Verfasser dieses Gedichts ist Herr Arnaud, welcher sich itzo in Dresden aufhält. Man kennt seine Muse schon aus andern Probestücken und weiß, daß sie sich selten über das Mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Versifikation, die dem bloßen Ohre sehr wohlgefällt, und die er seinem Meister, dem Herrn von Voltaire, sehr glücklich abgelernt hat, ist ihm eigen. Das ist es auch alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erschaffen ist, erlernen kann. Der poetische Geist wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen, ist Uebung und Fleiß umsonst. Hat er ein gutes Gedächtnis, so wird man in seinen Versen zwar hier und da einen malerischen Gedanken, einen poetischen Zug antreffen; doch schade, daß ein ander gutes Gedächtnis sich ohne Mühe besinnet, wem diese geborgten Schönheiten eigentümlich zugehören. Der Plan des gegenwärtigen Gedichts ist dieser: der Verfasser beschreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marschall Graf von Sachsen genoß sie, ohne seinen Mut dadurch weichlich zu machen; der Neid gerät darüber in Wut und ruft den Tod um Hilfe an, der Tempel des Todes wird entworfen; die Verschwörung wider den Helden gelingt; sein Tod erfolgt, und auf seinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Malereien hat dieser Plan Gelegenheit genug gegeben; die uns noch am besten geraten zu sein scheinet, ist die Beschreibung der Aufführung des Marschalls im Frieden.

Ce n'étoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui traînant après soi l'horreur des funérailles,
Ministre redouté des arrêts du destin,
Dans des ruisseaux de sang plonge ses bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux villes allarmées
Et d'un souffle ranime, ou confond les armées.
C'étoit Mars caressé par la belle Cypris,
Sur son terrible front se jouoit le souris,

De plaisirs innocens une troupe agréable
Disputoit à ses mains le glaive formidable.
Près de lui voltigeoient les folâtres amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaissoient toujours,
L'autre dans un tableau digne de son courage
Des champs de Fontenoi lui présentoit l'image,
Celui-ci demandoit que sur ce front guerrier
Son bandeau succédât au casque trop altier,
Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que son flambeau du glaive prit la place.

Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

[32. Stück, vom 16. März.]

Haag. **Histoire des Passions** ou **Avantures du Chevalier Shroop.** Ouvrage traduit de l'Anglois. En II Tomes. A la Haye. 1751. In 8vo.

Der Verfasser der „Sitten", Herr Toussaint, ist auch der Verfasser dieses Werkes, und sein Name kann im voraus den Lesern keinen andern als sehr vorteilhaften Begriff davon machen. Es ist keine Uebersetzung aus dem Englischen, sondern dieses ist ein Vorwand, welcher vielleicht die Bescheidenheit des Verfassers, vielleicht auch ein itziges Vorurteil der Franzosen zum Grunde hat. Er hatte verschiedene Leser klagen hören, daß in den Bildern, welche man ihnen von dem menschlichen Leben macht, die Züge gemeiniglich allzu gezwungen wären und daß die guten oder bösen Eigenschaften, welche ein Schriftsteller seinen Personen leihet, meistenteils alles Menschliche überstiegen; da gleichwohl durch diese Uebertreibung die ganze Absicht dieser Bilder verloren gehe. Denn, sagen sie, leget man mehr als menschliche Tugenden zum Muster vor, so wird die Unmöglichkeit, sie zu erreichen, dem Leser allen Mut, es zu versuchen, benehmen, und in seiner Seele wird nichts als eine unfruchtbare Bewunderung zurückbleiben; legt man ihm aber Muster vor, welche allzu häßlich sind, als daß er ihnen jemals gleich zu werden glaubt, so wird er sich gar bald alle Fehler vergeben lernen, die minder sträflich sind als die, welche man ihm vorgeschildert hat. Diese gegründeten Klagen nun bewegen den Herrn Toussaint, der Welt ein Werk zu liefern, an welchem sie nicht anzubringen wären. Er hat seine Absicht als ein Meister erlangt, und das Bild des menschlichen Lebens, welches er uns in dem Ritter Shroop vorlegt, verdienet mit Recht eine Historie der Leidenschaften zu heißen. Entfernt von allem, was nach dem Roman schmeckt, schildert er nichts als Begebenheiten, welche alle Leser gehabt haben können. Sein Held ist ein Mensch, kein Wesen der Vorstellung. Die Wahrscheinlichkeit, nicht eine erhitzte und eigenmäßige Einbildung führt

seine malerische Hand: die aber gleichwohl auf alles, was sie berühret, eine Anmut zu werfen weiß, die man sonst nur bei schön geschriebenen Abenteuern zu finden gewohnt ist. Er lehrt durchs ganze Werk in zusammenhangenden Begebenheiten, wie uns in verschiedenen Perioden des Lebens die Leidenschaften auf verschiedene Art regieren, und wie sehr die Bewegung der innerlichen Kräfte von dem äußerlichen Mechanismo des Körpers abhangen. Eine Lehre, wodurch man einzig und allein instand gesetzt wird, untrieglich zu erkennen, ob gewisse Handlungen, wovon der Pöbel sehr zweideutig urteilt, tugendhaft oder lasterhaft oder keines von beiden sind. Wir glauben gewiß, daß es dem Leser angenehm sein wird, zu erfahren, daß man gesorgt hat, ihm ein so lehrreiches Werk auch in deutscher Sprache vorzulegen. Es sind bereits einige Bogen von der Uebersetzung gedruckt, und in wenig Wochen wird es unfehlbar in der Vossischen Buchhandlung zu haben sein.

[37. Stück, vom 27. März.]

Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer echten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an.

Herrn Johann Christoph **Gottscheds**, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, **Gedichte**, bei der jetzigen zweiten Auflage übersehen und mit dem II. Teile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. In groß Octav.

Das Aeußerliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden und, wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte. Der erste Teil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hofetikette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nämlich, seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abteilung von den Oden zu setzen. Der andre Teil ist größtenteils neu und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bei dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so daß nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch, die auf gräfliche, adlige und solche, die ihnen gewissermaßen gleich kommen, ins zweite, alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibniz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Teil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das

ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts Rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füße oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig, das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottsched zur Nachahmung der Alten gethan hat! Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedner Kleinigkeiten stützt, wie zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibniz hätte sein dürfen. Doch die Dyadik ist für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding, als ihm die Analysis infinitorum zu sein scheint, die er mit vieler Einsicht die Rechenkunst in dem unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Hern. Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urteil über den „Messias" fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, verteidigen kann. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer," sagt der Herr Prof. Gottsched, „hat an den Herrn Schuch, Prinzipal einer deutschen Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben und ihn eingeladen, nach Zürch zu kommen, nicht etwa tragische und komische Schauspiele daselbst aufzuführen, sondern durch seine geschicktesten Personen beiderlei Geschlechts den ‚Messias' auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief ist vorhanden." Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheinet. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bei den Römern üblich war? Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche.

[41. Stück, vom 6. April.]

Le Cosmopolite ou le Citoyen du Monde. Patria est, ubicunque est bene. Cicero 5. Tuscul. 37. Aux dépens de l'Auteur. In 8vo. 8 Bogen.

„Die Welt," fängt dieser Weltbürger an, „ist nichts anders als ein Buch, wovon man nur die erste Seite gelesen hat, wenn

man nichts als sein Vaterland kennet. Ich habe eine ziemlich große Anzahl durchblättert, ich habe sie aber alle gleich schlecht befunden. Diese Untersuchung ist nicht ohne Nutzen gewesen. Ich haßte mein Vaterland. Die Narrheiten der andern Völker, unter welchen ich gelebt habe, haben mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Wenn ich auch aus meinen Reisen keinen andern Nutzen gezogen hätte als diesen, so würden mich doch weder Unkosten noch Beschwerlichkeiten reuen." Diese Reisen nun sind es, welche man in diesen Blättern auf die sonderbarste Art beschrieben findet. Anstatt dessen, was er gesehen hat, erzählt uns der Verfasser das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts gesehen, was nicht tausend andre auch gesehen haben, so hat er zur Vergeltung Tausenderlei gedacht, was vielleicht kein einziger Reisender gedacht hat. Seine erste Reise ging nach Konstantinopel; das Wichtigste dabei war seine Bekanntschaft mit dem Pascha Bonneval. Dieser sagte ihm einmal, als er bei guter Laune war und von seiner Religionsveränderung zu reden kam, er habe seinen Hut mit einer Nachtmütze vertauscht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen Mornay, Ramsay und der Abt Macarti für ein Schicksal gehabt haben. Seine andere Hauptreise, als er wieder von Konstantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er sich ausdrückt. Eine Probe von seiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen beschwerlichen Reise kam ich in die berühmte Stadt, welche ehemals das Haupt der ganzen Welt war und noch itzt das Haupt der ganzen christlichen Welt ist. Ich sahe auf dem Throne der Kaiser eine Art von einem Zauberer, welcher sich ehemals durch seine Marktschreierei bei den meisten europäischen Völkern in ein solch unumschränkt Ansehen gesetzt hatte, daß er sich die Monarchen zinsbar machte und mit ihren Kronen nach seinem Gefallen haushielte. Doch seine unerträgliche Tyrannei eröffnete dem größten Teile seiner Anhänger die Augen, und seine Hochachtung verringerte sich dermaßen, daß er itzt kaum noch den Schatten der obersten Gewalt hat und sich genötigt sieht, Amuleta zu verkaufen, welche, wie er sagt, für alle Uebel helfen sollen, wenn man nur daran glaubt. Unter andern wunderbaren Geheimnissen dieser Art rühmt er sich, eine Fleckkugel zu haben, welche alle Unreinigkeit von der Seele wegnehmen kann. Dem aber sei, wie ihm wolle, vor zweihundert Jahren wurden seine Quacksalbereien von ein paar Empiricis, wovon der eine Martin und der andre Johann hieß, aus Handwerksneid in einen sehr üblen Ruf gebracht; sie priesen dafür die ihrigen an und zogen beinahe die Hälfte von seinen Kunden von ihm ab. Alles Gute, was diese Trennung verursacht hat, bestehet darinne: vor diesem mußte man, man mochte wollen oder nicht, seine Pakete nehmen, itzo aber hat man doch das Auslesen." Aus Italien ist der Weltbürger nach Deutschland gereiset, wo er über verschiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen lesen wird. Aus Deutschland hat er sich nach Spanien

und Portugal begeben, von dar nach England, wo er sich auch noch itzt, nach einer kleinen Verdrießlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geist der Misanthropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menschenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte," spricht er zum Schlusse, „die Menschen allzu sehr, als daß ich nach ihrem Beifalle streben sollte, und vergönne es ihnen ganz gerne, daß sie Verachtung mit Verachtung vergelten; ich rate ihnen sogar, es zu thun, und schon seit langer Zeit habe ich mir zum Wahlspruch erwählt: Contemni et contemnere." Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

[48. Stück, vom 22. April.]

Berlin. Die vor einigen Wochen angekündigte Uebersetzung der „Histoire des passions" des Herrn Toussaint ist nunmehro fertig und wird in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam unter folgendem Titel ausgegeben:

Historie der Leidenschaften, oder **Begebenheiten des Ritters Shroop;** von dem Verfasser der Sitten, dem Herrn **Toussaint,** Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin bei Christian Friedrich Voß. 1751. In 8vo. 20 Bogen.

Die Absicht des Verfassers, wie wir schon einmal gesagt haben, ist, ein Bild des menschlichen Lebens zu entwerfen und die Natur in allen ihren verschiedenen Stellungen zu malen, indem er ihr Schritt vor Schritt durch alle Leidenschaften folgt, deren Fortgang er von der Wiege bis an das Grab zeiget. Er schuf sich also einen Menschen, dessen Abenteuer ihm ein weitres Feld gaben als jedes andern Menschen Leben, das er jemals gelesen oder gehört hatte; und diesen nannte er den Ritter Shroop. Er machte ihn zu einem Engländer, vielleicht weil man glaubt, daß dieses Volk gewisse Leidenschaften weit heftiger empfindet als alle andre. Er läßt ihn aus einer Familie geboren werden, welche keine von den vornehmsten, aber auch keine von den niedrigsten ist. Schon in seiner Kindheit entdeckte sich in ihm der Same aller Leidenschaften; Freude, Furcht, Traurigkeit, Begierde nach Reichtum, Haß, Rache, auch sogar die Liebe äußerte sich an ihm durch den Vorzug, welchen er Kindern des andern Geschlechts, die mit ihm spielten, verstattete, und durch die Höflichkeit, mit welcher er ihnen alles abtrat, was ihnen Vergnügen zu machen schien. Alle diese Leidenschaften nahmen mit dem Alter zu, besonders die letzte, und seine unschuldige Leidenschaft gegen ein junges Mädchen von seinem Alter, seine kindische List, beständig um ihr bleiben zu können, werden mit einer Art erzählt, welche diesen unmerklichen Fortgang auf die angenehmste

Art lehret. Doch die Liebe konnte in den Knabenjahren noch keine Wurzel fassen, er vergaß seine Rosalie, sobald er sie wieder aus dem Gesichte verlor; er überließ sich neuen Eindrücken, und seine Schuljahre sind voller wohlerzählten Kleinigkeiten, woran ein Leser mit Vergnügen und niemals ohne Nutzen teilzunehmen gezwungen ist. Auch hier verfolgte ihn schon das Unglück; er verlor seine Mutter, und seine neue Stiefmutter ward seine unversöhnliche Feindin; ein neuer Gegenstand für ihn, neue Leidenschaften zu entwickeln. Nach geschloßnen Schuljahren waren jugendliche Ergetzungen seine einzige Beschäftigung, und sein einziges Bestreben ging dahin, sie immer abzuwechseln. Endlich machte seinen Geschmack die Neigung gegen eine gewisse Maudlin feste, eins von den Frauenzimmern, welche von den Einkünften ihrer Reize leben. Schmeichelei und List brachten ihn so weit, daß er ihr, sie zu heiraten, verspricht und deswegen eine Verschreibung mit ihr aufrichtet. Er stürzte sich ihrentwegen in Schulden und geriet in Versuchung, die niederträchtigste That von der Welt zu begehen. Sein Vater erfährt seine Ausschweifungen und hält ihn an, ihm die Quelle davon zu entdecken; er entflieht aber des Nachts aus seinem väterlichen Hause, wo man ihn einige Tage eingesperrt gehalten hatte, und kömmt zur Maudlin, wo er sich mit seinen eignen Augen von der Niederträchtigkeit dieses Weibesbildes überzeugt. Er gerät nach dieser freiwilligen Verbannung von seinem Vater in die liederlichste Lebensart, und Elend und Verzweiflung machen ihn endlich schlüssig, England gänzlich zu verlassen. Sein Vater erfährt es und holt ihn zurück. Sie versöhnen sich, und für Leser von Empfindungen ist diese Stelle was Entzückendes. Der Vater schickt ihn auf Reisen. Er kömmt nach Frankreich und macht sich durch die ungeschickte Nachahmung der Franzosen lächerlich und ist durch die Begierde zu spielen mehr als einmal seinem Verderben nahe. Er geht nach Italien, und seine verliebten Abenteuer in dem Kloster bei Florenz werden die Einbildungskraft mancher Leser erwecken. Von Italien kömmt er wieder nach Frankreich, wo ihn seine häuslichen Umstände nötigen, Dienste zu nehmen. Hier bringt ihn eine aus Freundschaft und Großmut unternommene Handlung beinahe um den Kopf; er entflieht aber mit der Frau des Kerkermeisters. Er kömmt nach London und ist auf dem Punkte, sein Glück zu gründen, als ihn die politische Parteilichkeit abermals flüchtig macht. Er kömmt nach Holland und durchreiset nachhero Deutschland. Es versteht sich, daß ein Franzose bei dieser Gelegenheit den Deutschen den Text lesen und ihnen einen Haufen abgeschmackter Beschuldigungen, mit ein paar Einfällen bewiesen, machen muß. Nach vier Jahren kehrt er wieder nach England zurück, nachdem er in Gefahr gewesen war, eine sehr üble Heirat zu thun oder wenigstens von seinem Mitbuhler erschossen zu werden. In England heiratet er, strebt nach Aemtern, erhält sie auch und erhält zugleich sein Unglück. Die Leidenschaft der Ehre treibt ihn herum, Rache und Betrübnis sind

wechselsweise seine Henker. Platonische Liebe, Krankheiten, Eigensinn, Geiz machen neue und immer lehrreiche Auftritte. Er stirbt. — Weitläuftiger erlaubt uns der Raum nicht von einem Buche zu sein, welches gelobt genug ist, wenn man seinen Verfasser, den Verfasser der Sitten, nennt. Kostet 6 Gr.

[55. Stück, vom 8. Mai.]

Leipzig. **Briefe,** nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von **C. F. Gellert.** Bei Johann Wendlern. 1751. In 8vo. 20 Bogen.

Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich und nur zur Aufhaltung des guten Geschmacks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet. Der Hr. Verfasser hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam sein muß; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alte Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert, als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus! Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntnis der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studierten Empfindungen, staubichten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen sein, wenn die praktische Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informierte Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Klassen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius besser nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das wenigste sein, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? — — Die Briefe des Hrn. Gellerts selbst sind durchgängig Meisterstücke, die man eben so wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne Natur herrscht überall, alle Zeilen sind mit dem süßesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen belebt, und die Ueberzeugung, daß sie der Verfasser an wirkliche Personen geschrieben hat, macht das Anteil, welches die Leser daran nehmen, ungleich größer. Von was vor einem Herze sind sie die Beweise! Wie liebenswert hat sich der Verfasser selbst, ihm unbewußt, darinne geschildert! Welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgültigkeit sind zwei Briefe abgefaßt, wobei wenigstens seine Leser nicht gleichgültig bleiben

werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung sein kann? — — Herr Gellert scheint den vornehmsten Inhalt seiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83sten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Platz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

„Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darin er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär', als daß er ihn beklagte.

„,Ihr Brief,' fiel ihm der Kenner ein,
,Scheint mir zu schwer und zu studiert zu sein.
Was haben Sie denn sagen wollen?'
,Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt
Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
Daß ich, von Lieb' und Mitleid voll,
Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
Dies ungefähr, dies hab' ich sagen wollen.'

„,Mein Herr,' fiel ihm der Kenner wieder ein,
,Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O, schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder,
So wird Ihr Brief natürlich sein!'"

Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

[56. Stück, vom 11. Mai.]

Leipzig. **Briefe der Ninon von Lenclos** an den Marquis von Sévigné, nebst den **Briefen der Babet** an den Boursault aus dem Französischen übersetzt. In der Weidmannischen Handlung. 1751.

Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu bestimmt zu sein schien, daß Frankreich alle Arten großer Geister auf einmal beisammen sehen sollte. Die Schriftsteller, so viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verstand eben so viel Anmut als Gründlichkeit besessen habe. Sie war eine Philosophin, aber eine liebenswürdige Philosophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Trotze sie sich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr

Haus war der Sammelplatz aller gesitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweisen konnten. Die tugendhaftesten Mütter bewarben sich aufs eifrigste, ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vorteil zu verschaffen, daß ihnen zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft der Zutritt verstattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs ansahe. Saint Evremont sagt von ihr:

„Die weis' und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wollust Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur."

So ein Frauenzimmer mußte notwendig in ihren Briefen unübertrefflich sein. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in seinem Gespräche von der Musik der Alten; ob aber einige wirklich bis auf unsre Zeit gekommen sind, daran ist zu zweifeln. Diese wenigstens, wovon wir dem Leser die Uebersetzung ankündigen, sind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderei des menschlichen Herzens, ein moralisches System der Liebe, das, wo es nicht allezeit genau, doch allezeit sinnreich ist. Der Plan des Verfassers nötigte ihn, verschiedne Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden wären. Er mußte sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Weil er aber auch zugleich verschiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anstößig klingen konnten, so mußte er ein solches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt sei. Und diese konnte keine andere als Ninon sein, welche mit Wahrheit von sich sagen konnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe. Diese nun läßt der Verfasser dem jungen Marquis von Sévigné Lehren geben, welche gleich geschickt sind, die bloß Platonische Liebe lächerlich und die bloß sinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Uebersetzer wagt eine Mutmaßung in Ansehung des Verfassers; er glaubt, daß es der jüngre Hr. v. Crébillon sei. Ist er es nicht, so hat er doch durch seine Briefe gezeigt, daß er es sein könnte. Wir wollen eine Mutmaßung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiednen Stellen der jüngst angezeigten „praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" lehrt uns fast überzeugend, daß es Hr. Gellert sei. Ist er es nicht, so kann ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Inbegriff alles dessen ist, was wir Gutes davon sagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schlusse findet, verdienen diese Gesellschaft. Sind sie weniger moralisch, so sind sie dafür desto unstudierter; haben sie weniger Witz, so haben sie desto mehr Gefühl. Beide sind von dem Uebersetzer mit Vorreden

begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Uebersetzung eine zu finden wünschten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[57. Stück, vom 13. Mai.]

Hamburg. **Sammlung kritischer Briefe,** oder die Schreiben des Herrn **Rousseau** über allerhand Gegenstände, hauptsächlich aber über die Redekunst, Dichtkunst aller Arten und den Zustand der Gelehrsamkeit des jetzigen Jahrhunderts in Frankreich nebst den Antworten seines Freundes, des Herrn **Brossette,** zum Nutzen der wahrhaften Kenner der innern Schönheiten obiger Wissenschaften, welche diese Briefe als die tiefsinnigste und angenehmste Einleitung zur Redekunst, Dichtkunst und Aufnahme der Schaubühne betrachten und in dieser Absicht den schönsten Schriften beigesellen können. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Hamburg, gedruckt und verlegt durch Bene. 1750. In 8vo.

Dieses ist der allgemeine Titel zu den übersetzten zwei ersten Teilen der „Lettres de Rousseau sur différents sujets“, welche im vorigen Jahre zu Genf in fünf Teilen in 12mo. herausgekommen sind. Er ist ziemlich weitläuftig geraten, ob er gleich nichts Unwahres enthält, wenn es nur nicht mit der Prahlerei eines eingenommenen Uebersetzers gesagt wäre. Der erste Teil enthält größtenteils die Briefe des Rousseau an die Herren Boutet, Vater und Sohn, worinne die Dankbarkeit den vornehmsten Platz einnimmt, ob sie gleich hin und wieder mit Urteilen und Nachrichten von Sachen aus den anmutigern Teilen der Gelehrsamkeit untermengt sind. In dem andern Teile gehen die Briefe an den Herrn Brossette und des Herrn Brossette Beantwortungen an und reichen, in dem französischen Originale, bis zum Schlusse des dritten. Wer die Kommentare des Herrn Brossette über den Despréaux und den Regnier kennt, dem darf man nur sagen, daß er seinen Briefwechsel mit dem Herrn Rousseau deswegen angefangen und unterhalten habe, damit er sich in den Stand setzen könne, ähnliche Kommentare der Welt über die Werke des Molière und Rousseau zu liefern, wenn er den vorteilhaftesten Begriff von diesen Briefen bekommen soll. Die Uebersetzung ist gut geraten, nur hätten wir gewünscht, daß der Uebersetzer Kenntnis genug von den neuern Gelehrten Frankreichs gehabt hätte, um dem Leser hin und wieder einen Schlüssel zu den selten ausgeschriebenen Namen zu geben, welches an den meisten Stellen eine ganz leichte Sache gewesen wäre. Wir wundern uns, daß man in der Vorrede, in welcher man doch sonst nichts gesagt hat, auch das nicht einmal sagt, ob wir die Ueber-

setzung der übrigen Teile zu hoffen haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[58. Stück, vom 15. Mai.]

Leipzig. **Moralische Fabeln** mit beigefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Dänischen des Herrn **Barons von Holberg** übersetzt durch J. A. S. K. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme, Buchhändler in Kopenhagen. 1751. In 8vo. 16 Bogen.

Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzem in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Uebersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte „Peter Paars" deutsch geliefert hat, schuldig, nämlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Dänischen Kapellmeister. Er wird es uns nicht übelnehmen, wenn wir, was den Wert dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung sein können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurteil verschafft haben, als ob alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortrefflich sein müsse. Trotz diesem Vorurteile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich und unter allen zweihundertundzweiunddreißigen nicht zweiunddreißig leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Hrn. Verfasser nicht einmal zu, daß er imstande sei, den Versen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche sie notwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt sein sollen. Wir wollen zur Probe ein paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe ist. Die 185. Fabel heißt

Der Elefant und der Biber.

Ein Elefant und ein Biber sprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Tiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elefanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen möchte, entweder Reichtum oder Weisheit. Der Elefant antwortete: „Ich wollte mir wohl Weisheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollizitanten und studierte Leute mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden."

Warum hat der Verfasser den Elefanten und den Biber zu dieser Fabel gewählt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elefant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen ist?

Die 187. Fabel.

Von der Näherin, die ihre Nähnadel verlor.

Eine Näherin verlor einsmals auf dem Felde eine Nähnadel. Dieser Verlust ging ihr sehr zu Herzen. Sie sagte, sie wollte lieber zehn andre Nadeln als diese einzige gemißt haben. Sie gab sich darauf viele Mühe, sie wiederzufinden, aber vergebens; denn die Nadel blieb beständig unsichtbar. Aber indem sie die verlorne Nadel suchte, fand sie eine echte Perle, für welche sie mehr als eine Million Nähnadeln kaufen konnte 2c. 2c.

Kostet in den Vossischen Buchläden 5 Gr.

[59. Stück, vom 18. Mai.]

Frankfurt. Vermischte **Abhandlungen** und Anmerkungen aus den **Geschichten**, dem **Staatsrechte**, der **Sittenlehre** und den **schönen Wissenschaften**. Floriferis ut apes in saltibus omnia libant. Frankf. und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 12 Bogen.

Diese Abhandlungen sind folgende: 1) Die Geschichte und die letzten Stunden des englischen Grafen Jakobs von Derby, Herrn der Insul Man. Dieser Jakob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtschaffen zu sein. Diese Kühnheit kostete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre, ein treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heißen, nicht teuer genug erkaufen könne. Wie viele kennen diesen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden sind, die es hätten werden sollen. 2) Zuverlässige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieser Held ist in den Geschichten des 30jährigen Krieges unter dem Namen Melander bekannt genug. In diesem Aufsatze hat uns ihn aber der Verfasser mehr nach seinen häuslichen Umständen, aus seinen weitläuftigen hinterlassenen Briefschaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgestellt. Die Nachrichten sind also desto angenehmer, je unbekannter sie bisher gewesen sind. 3) Von etlichen in der „Güldnen Bulle" unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen diese den größten Teil derselben aus. Ein Schicksal, welches sie mit andern Reichsgesetzen gemein hat. 4) Von den verführerischen und vielversprechenden Titeln etlicher Bücher. Es sind meistens Romane, von welchen der Verfasser hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derselben sein, sonst würde er schwerlich von dem Cleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joseph Andrews so nachteilig urteilen. Es ist zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es ist ein Vorurteil, von dem wir den Herrn Verfasser frei

wünschten; weil Herr Fielding ein Schauspieler ist, also muß er notwendig ein schlechter Lehrer sein. 5) Von den großen Saufgläsern der Griechen und überhaupt von dem starken Trinken. 6) Versuch des Erweises, daß unsere Zeiten und Sitten besser als die vorigen sind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weise gestorben ist. Dieser und der vorhergehende Satz sind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, so lange man Tugend und Laster noch an keinen untrieglichen Zeichen kennet und, wie der Dichter spricht, ihre Grenze schwimmt und in einander fließt. 8) Wider die anatomischen Belustigungen des Herrn D. Delius in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Defendat, quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. *Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewissen Gemütern angenehm werden könnte, so würde es uns bald an Leuten fehlen, die sich zu gewissen Verrichtungen, die wir schmutzig, oder wann sie allzu schmutzig sind, unehrlich nennen, herablassen wollten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heuchelei. Wenn man des Verfassers Erklärung eines Heuchlers annimmt, so hat er vollkommen Recht. Allein nach dieser Erklärung halten wir die Heuchler vor eben so unmöglich als die Gottesleugner. „Die Betschwester" des Herrn Gellerts verdient aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehn zu werden. Gegen den Verfasser der „Epitres diverses" ist er vielleicht auch zu scharf, ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jesuiten eben so wohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich ist, daß sich in dem schlechten und rauhen W . . . ein Bel-Esprit hat finden können. Wir bieten den Jesuiten Trotz, sich auf diese Verteidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermischte Anmerkungen. Die meisten davon sind lesenswürdig. In einer davon sagt er, daß der französische Uebersetzer der Hallerschen Gedichte ein Bremischer Edelmann, Herr von Tscharner, sei. Der Fortsetzung dieser Sammlung, welche in der Vorrede versprochen wird, kann man nicht anders als mit Vergnügen entgegensehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[61. Stück, vom 22. Mai.]

Lieder (bei welchen man gähnen wird) 3. Bei Victorius Bößiegel. 1751. In 4to. auf 5 Bogen.

Wir halten diesen Zusatz für nötig, damit man sie gleich bei dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen und itzo in eben so vieler Gedächtnis als Händen sind. Sie sind teils mit Reimen, teils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3 sich selbst gleich: kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters wiederholen.

„Die Väter dieser Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttin, strafe!
Es fühl' ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädchen les' alsdann ihr frostig Lob und schlafe!

„Nie werde deren Lieds gedacht
Bei sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen!"

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[70. Stück, vom 12. Juni.]

Frankfurt und Leipzig. **Belustigungen auf dem Lande, bei Hofe und in der Stadt;** worinne verschiedne sowohl angenehme als auch andre geheime historische Nachrichten enthalten. Aus dem Französischen übersetzt. In der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Diese Sammlung kleiner Geschichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergetzende als unterrichtende Art vermischt ist, enthält folgende Stücke, welche sich meistenteils müßige Frauenzimmer bei Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorlesen oder erzählen. 1) Die thörichte Klugheit, 2) Der stumme Plauderer, 3) Die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tausch, 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Geduc, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Sokrates, 9) Gabrini, 10) Skanderbeg, 11) Elisabeth von Angoulême, Königin von England und Gräfin von der Mark. Den Wert von jeder dieser Erzählungen mögen diejenigen bestimmen, welche Zeit haben, sie alle zu lesen. Wir haben die beiden ersten durchlaufen. „Die thörichte Klugheit" ist erbärmlich. „Der stumme Plauderer" ist artig und enthält einen Stoff, welcher sich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortrefflich ausnehmen würde, besonders wenn man Schauspieler beschäftigen wollte, welche das stumme Spiel in ihrer Gewalt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[73. Stück, vom 19. Juni.]

Frankfurt und Leipzig. **Des Herrn von L** moralische Gedichte,** herausgegeben von Naumann. Bei Daniel Christian Hechtel. 1751. In 8vo. 15 Bogen.

Da man itzo so geschäftig ist, die geringsten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen geflossen sind, zu

sammeln und der Welt mitzuteilen, so wäre es nicht halb recht gewesen, wenn man uns diese Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß sie Beifall finden werden. Der Hr. Herausgeber bestimmt ihren Wert in seiner Vorrede. Wir sind aber versichert, daß er ihn etwas anders würde bestimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieser Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunst und Malerei des Herrn Breitingers glücklich fortsetzt, zu viel Einsicht in das Innere der Poesie, als daß man nicht glauben solle, er habe in einigen Stellen mehr sagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Herrn von L** suchen, nicht aber, was er finden werde. Sie bestehen aus zwei langen Gedichten, welche „Damons Landlust" und „Damons Unlust" überschrieben sind, aus Erzählungen, aus Kantaten und einigen kleinen, teils übersetzten, teils eignen französischen und deutschen Stücken. Hier ist eines von der letztern Art:

Die glücklichsten Neigungen.

Ein stets vergnügter Mut, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit, die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint;
Ein Buch, das mich ergetzt, indem es unterrichtet;
Was Schönes, das mich reizt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Malerei, Musik, ein wohlberittnes Pferd:
Wer mehrers noch verlangt, der ist nicht dieses wert.

Der prosaische Aufsatz, welcher unter den Erzählungen steht, Das Glück und die Tugend, ist schön und wird vielleicht bei manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in seiner Prose poetischer ist als in seiner Poesie. Gleichwohl müssen wir gestehen, daß auch diese auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen sogenannten auserlesenen deutschen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[74. Stück, vom 22. Juni.]

Cöln. Das **Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller** in den berühmtesten Gegenden von **Westphalen;** aus bewährten und unumstößlichen Urkunden zusammengezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste B. G. R. Sunt aliquid Manes, letum, non omnia finit. Prop. Bei Peter Hammer. 1751. In 4to. auf $6^1/_2$ Bogen.

Man darf der Scharfsichtigste nicht sein, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutschen Musen nie aufhören werden, von den französischen zurückzufordern, ging vielleicht in seinem Eifer zu weit, wenn er von

seinen Landsleuten sagte: Geh, o Swift, aus Dublin, durchstreiche noch einmal die Fluten und komm und male uns mit kühnem Pinsel unsere Yahoos, diese Maschinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigensinn, welche den Menschen gleichen und von ihnen nichts als die Laster haben. Hier sind die Yahoos, die ungeheuren Zusammensetzungen sich widersprechender Fehler, dumme Verschwender, unverschämt aus Stolz, aus Niederträchtigkeit furchtsam 2c. Wenn es wahr ist, daß die Tugend in wilden Herzen und bei einem ungeübten Verstande wohnen kann, so ist vielleicht der moralische Charakter der Westfäler im Grunde besser als der Charakter der gesittetsten Völker. Nur zu ofte sieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht selten dem gesellschaftlichen Laster diesen Namen beilegt. Von dieser Uebereilung ist Herr R. weit entfernt. Er tadelt an den Westfälern nichts als ihren ungeheuren Geschmack in den schönen Wissenschaften. Er hat sogar die Billigkeit, ihnen den Ruhm nicht streitig zu machen, Männer unter sich gehabt zu haben, welche in den ernsthaften Teilen der Gelehrsamkeit stark gewesen sind, wenn es anders bei ihm eine Billigkeit zu nennen ist, da er sich selbst für einen Westfäler ausgibt. Man wird an seinem ganzen Aufsatze, wie wir hoffen, nichts zu erinnern finden als dieses: erstlich, daß seine Satire für seine Landsleute nach der Einsicht, welche er selbst ihnen beilegt, zu fein ist; zweitens, daß alle die Verfasser, welche er anführt, unter der Satire sind. Ein elender geistlicher Redner, ein abgeschmackter Polemikus, ein Reimschmied, welcher nichts als elende Hochzeitlieder oder chrienmäßige Traueroden voller schönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt vorleiert, werden allzu sehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel abgibt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[86. Stück, vom 20. Juli.]

Frankfurt am Main. **Empfindungen für die Tugend in satirischen Gedichten von C. N. Naumann.** Verlegts D. Chr. Hechtel. 1752.

Es ist zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freie Handlungen der Menschen als lächerliche schildern, unter gewissen Umständen erlaubte Schriften nennet. Man muß sie unter die nützlichsten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle belästigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß, daß die Meister derselben verschiedne Wege gegangen sind. Man weiß, worinne die Satiren eines Horaz von den Satiren eines

Juvenals und Persius unterschieden sind. Man weiß, daß allzu strenge Kunstrichter, welche sich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den letztern den Namen der Satirenschreiber absprechen. Sie donnern, anstatt zu spotten. Sie führen Laster auf, anstatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beschämt. Ihr Lachen ist voller Galle, ihre Scherze sind Gift. Herr Naumann selbst gibt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieser allzu ernsthaften Rächer der Tugend zu setzen. Was sind seine Empfindungen für die Tugend anders als das, was sein Muster indignatio nennet? Diese allein würde ihn zu einem Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünschten also, daß er ein einziges Wort auf dem Titel geändert und anstatt in satirischen Gedichten gesetzt hätte in Strafgedichten. Es sind deren nicht mehr als zwei. Die erste beschreibt eine wollüstige und verderbte Stadt und ist voller wohlgetroffnen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten vorstellen. Die zweite ist wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Rest schließen.

„Komm wieder, Juvenal, und strafe diese Stadt,
Die dein verhurtes Rom längst übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geschwüre,
Und zürn und mach auf sie die feurigste Satire!“

Aus der ersten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein besondres Feuer herrscht, hersetzen:

„Wo wohnt Religion? Wo find' ich Menschenliebe?
Wer hört den Unsinn nicht auf Kaffeehäusern schrein,
Wo jeder Wüstling glaubt ein Edelmann zu sein;
Wo Knaben ohne Bart sich frech zusammenrotten,
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu spotten!
Hier, wo der Atheist, der ludermäßig starb,
Beim schön geputzten Schöps noch Beifall sich erwarb;
Daß einst sein Flattergeist auch in der Luft verschwände,
Wünscht er aus Dummheit sich und kloppet in die Hände
Und ruft, daß es sogar die Straße hören kann:
Fürwahr ein großer Geist! fürwahr ein braver Mann!“

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pf.

[93. Stück, vom 5. August.]

Konstantinopel. Unter diesem Orte sieht man seit kurzem

Le Cousin de Mahomet, in zwei Teilen in 12mo.,

wovon der erste 204 Seiten und der zweite 247 Seiten stark ist. Der Titel kündigt einen Roman an, auch ohne unser Erinnern. Er enthält die Abenteuer eines Franzosen, welcher sehr jung aus

seinem Vaterlande nach Konstantinopel floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward und in seiner Sklaverei gemeiniglich seinen Frauen redlicher als seinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm zu manchen tausend Schlägen, unter welchen jeder andre als ein Romanenheld würde haben erliegen müssen. Doch was sind diese und alle die Lebensgefahren, in welchen er gewesen ist, gegen die Ehre, in die Schwägerschaft des Mahomets gekommen zu sein? Aus dieser muß man den Titel erklären. Ohne zu untersuchen, ob die Tugend dieses Werk, ohne zu erröten, lesen könne, müssen wir gestehen, daß der Verfasser eine besondre Geschicklichkeit besitzt, von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken und seinen Gedanken durch einen kurzen und sinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beigefügten Noten können diesen Roman sogar einigermaßen nützlich machen, weil man darinne häufige Erklärungen verschiedner türkischen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgesetzt zu sein scheinen. Der Franzose leuchtet überall hervor, und wer weiß, ob alle von seiner Nation, welche jemals in türkischer Gefangenschaft gewesen sind, so viel Gunstbezeugungen von Mahometanischen Schönen erhalten haben, als er auf seine eigne Rechnung schreibet! Wenn ein frommer Muselmann ihn lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: Welche Gotteslästerungen! Und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergetzen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[96. Stück, vom 12. August.]

Hamburg. **Horaz.** Bei Johann Carl Bohn. 1751. In groß Quart, auf 2 Bogen.

Dieses Gedichte beschreibt die Anmut des Landlebens und den Horaz als den würdigsten Genießer desselben. Deutschland kennt ihn ungenannt, ihn

> cui liquidam pater
> Vocem cum cithara dedit —
> Qui persaepe cava testudine flevit amorem
> — elaboratum ad pedem.

Nach dem Beispiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt. Dieses und die meisten seiner moralischen Gedichte sind solche, welche sein Muster sermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke, quos reddidit junctura novos, verraten überall den Dichter, welcher sich zwinget, anstatt seines ganzen Feuers nur Funken sehen zu lassen. Wir wollen nichts mehr davon sagen und uns begnügen, folgende vortreffliche Stelle herzusetzen.

„Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich, aber schlecht.
So wie ein Sklav', den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

„Was sichtbar ist, sei nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Demokrit vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald und sucht im Walde Bäume.

„Nasidien, der Komus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut mit neunundzwanzig Gästen,
Wie in der Stadt sich stundenlang zu mästen.

„Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüten Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein: ungestört und vorteilhaft zu spielen.

„Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergetzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König."

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[98. Stück, vom 17. August.]

Stuttgart. **Oden, Lieder und Erzählungen.** Verlegts Johann Christoph Erhard. 1751. In 8vo. 11 Bogen.

Die in dieser Sammlung befindlichen Poesien sind teils ohne, teils mit Reimen. Die Reime für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gotischen Geschmack verraten. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vorteilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freiheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verlieret sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es gibt andre, welche Horaz sanos nennt und welche nur allzu viel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung

zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind. In welche Klasse der Verfasser der angeführten Oden, Lieder und Erzählungen gehöre, mag man aus diesen kleinen Proben erraten.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut stünde,
Doch die Mutter sprach zum Kinde:
„Bist du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?"

* * *

Das Herz des Menschen ist bald groß, bald klein,
Und nie wird es beständig sein.
Gott kann ihn durch kein Schicksal kleiden lassen.
Nie wird sein Zustand auf ihn passen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht' ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lärm der Gläser
Dacht' ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenlesen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich von Wein und Liebe
Der Gedanke störte,
Sagt' ich zum Gedanken:
Nein, du sollest sterben!

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[100. Stück, vom 21. August.]

Hildburghausen. **Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben**, worinne sowohl die Anmuthigkeiten des einen als auch die Mühseligkeiten des andern auf das Artigste abgebildet werden; vormals beschrieben in spanischer Sprache von Antonio de **Guevara**, Bischofe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Historiographo Kaiser Karl's V., jetzo aber seiner schönen Moralien halber von Neuem ins Deutsche übersetzt. Verlegts Joh. Gottf. Hanisch. 1751. In 8vo. 11 Bogen.

Unter hundert Dichtern, welche die Wut des stürmenden Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem Innersten seiner Studierstube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeschickt, sich an demselben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen sieht und die Menschen nur aus Büchern kennt, worinne sie fast allezeit abscheulicher geschildert werden, als sie sind. Dieser Vorwurf ist dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahr an dem Hofe Karls V., wo er ansehnlichen Bedienungen vorstand, und lernte auf seinen Reisen andre Höfe sowohl als den seinigen kennen. Allein Guevara war ein Geistlicher, und diese Art Leute hat Vergrößrungsgläser, welche auf dem schönsten Gesichte unmerkliche Poros zu den abscheulichsten Löchern machen. Die Kunst zu deklamieren war ihm eigen. Und welchem Spanier ist sie es nicht? Eine Kunst, welche durch sinnreiche Gedanken, durch den Schwung, den sie ihnen zu geben weiß, durch übertriebne Anwendungen kleiner Geschichten den Verstand oft so blendet, daß er überzeugt zu sein glaubet. Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bei welchen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof, sondern das Leben verlassen. Beide sind an dem Hofe wegen des allgemeinen Einflusses, den sie auf andre Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht größer. Von der Uebersetzung dieses kleinen Werks können wir nichts sagen, als daß es uns scheint, es sei dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Uebersetzungen seiner „Epistolas familiares“, seines „Libro aureo de Marco Aurelio, Emperador“ etc. ergangen ist. Und wie elend diese sind, weiß man. Unterdessen wird man sie vermutlich wegen der eingestreuten Gelehrsamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt ist als der Deutsche, nicht ohne Vergnügen lesen. Sie kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[107. Stück, vom 7. September.]

Breslau. Christian Benjamin **Schubert's**, aus Breslau, **Lehrgedichte.** Verlegts D. Pietsch. 1751. In 8vo. 5 Bogen.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe es versuchen wollen, dem wahrheitsliebenden Leser mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht so gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke gewesen sei. Unsers Wissens hat sich die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen mit vortrefflichen Lehrgedichten angefangen. Es ist also zu bedauern, daß Herr Schubert diejenigen, welche seine Muster hätten sein sollen, so wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er so ziemlich; man wird lauter vortreffliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längst gewußt hat. Mit dem Dichten ist es ihm desto schlechter gelungen. Doch er hat auf die wahrheitsliebenden Leser gesehen, und diese hätten ihm das Dichten vielleicht übelgenommen. Uebrigens schreibt er in abgezählten Füßen und hat sogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinsten Geschmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulassen und dafür lateinische Harmonien zu versuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle hersetzen. Es wundert uns, daß man von einer so unfruchtbaren Materie noch so viel hat sagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel ist der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die sich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel sein? Da, wo die Gottheit wohnt
Und dem, der sie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle sein? Da, wo der Fürst regieret,
Der Fürst der Finsternis, der einst die Welt verführet.
Da, wo ein Frommer lebt, des Höchsten Willen thut,
Da ist der Himmel schon, der ist ein froher Mut.
Der Himmel ist in ihm, der Zustand, der beglücket,
Bei dem er jeden Tag Gott mehr entgegenrücket.
Ein Sünder fühlt in sich der Höllen schwere Pein,
Das Laster, das er thut, wird ihm sein Henker sein.
So haben Fromme schon den Himmel auf der Erden,
Und Lasterhaften muß sie schon zur Hölle werden.

Kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[112. Stück, vom 18. September.]

Frankfurt und Leipzig. **Der dänische Avanturier,** oder des Herrn von R., eines gebornen Dänen und Verwandten des berühmten Engländers Robinson Crusoe, wunderbare Begebenheiten und Reisen nach Frankreich, Ost- und Westindien und in die Südsee, größtenteils von ihm selbst in dänischer Sprache beschrieben, nach seinem Tode aber ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobsen. Erster Teil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen.

Der Herausgeber will das dänische Manuskript dieser Geschichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieser Geschichte selbst großen Anteil hat. Er mußte es ihm versprechen, sie, doch erst nach seinem Tode, herauszugeben. Dieser erfolgte kurz darauf, und er fängt an, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Er gibt sich für einen gebornen Dänen aus, weil er aber in Deutschland auferzogen sein will und daher seiner Muttersprache weniger gewachsen zu sein glaubt als der deutschen, so hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Uebersetzung als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieser Umstände zu untersuchen, müssen wir gestehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutsch und für einen Deutschen ziemlich ausländisch schreibt. Die Geschichte, die er mitteilt, ist wunderbar genug, und er verspricht, daß sie in den künftigen Teilen noch wunderbarer werden wird. Ein Versprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, sie zu lesen. Dieser erste Teil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[121. Stück, vom 9. Oktober.]

Leipzig. Lustige **Lebensgeschichte Guzman's von Alfarache,** Andern zum Beispiel von ihm selbst beschrieben und ihres besondern Inhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Mit vielen Kupfern. Leipzig. 1751. In 8vo. 1 Alph. 6 Bogen.

Das Original dieses Romans ist spanisch. Sein Verfasser, Mateo Aleman, war Sekretär bei Philippo III. und hat sich durch dieses Werk keinen geringen Ruhm erworben. Es ist die Lebensbeschreibung eines Bettlers, welchen der Spanier ohne Zweifel wählte, damit er die Aufzüge des allerniedrigsten Lebens schildern könne, worinne die Abwechslungen des Glücks, ohne in das Große zu fallen, am sonderbarsten und empfindlichsten zu sein pflegen. Wie viel Erfindung, Moral und Satire überall darinne herrsche, würden wir uns umsonst bemühn, dem Leser zu beschreiben. Was für Vergnügen hat er sich zu versprechen, den Helden dieses Buchs

bald in den Umständen eines verzärtelten einzigen Sohnes, bald als einen entlaufenen Buben, der in Gesellschaft der Eseltreiber herumschwärmt, bald als einen Stalljungen, bald als einen Soldaten, bald als einen Bettler von Profession, bald als einen Pagen zu sehen und ihn überall die komischsten Betrachtungen machen zu hören! Was gegenwärtige Uebersetzung anbelangt, so müssen wir mit Mißvergnügen sagen, daß sie nach der französischen Uebersetzung gemacht ist, worinne unzählige Schönheiten der Urschrift verloren gegangen sind; auch müssen wir erinnern, daß dieses nur der erste Teil ist, welcher die ersten drei Bücher enthält, und daß die übrigen dreie auf künftige Messe folgen werden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man in Ermanglung des spanischen Originals, welches doch eben so selten nicht ist, sich wenigstens nach der italienischen Uebersetzung gerichtet hätte, die man sehr oft antrifft und welche weit getreuer als die französische gewesen wäre. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[124. Stück, vom 16. Oktober.]

Dresden. **Oden, Lieder, Erzählungen und Briefe** von George Christian **Bernhardi.** 1751. In der Waltherischen Buchhandlung. In 8vo. 10 Bogen.

Vor einem Jahre gab der Hr. Verfasser Oden, Lieder und Erzählungen ohne seinem Namen heraus. Der Beifall, welchen sie erhielten, hat ihn hinter dem Vorhange hervorgelockt. Er glaubte sich nicht empfindlicher dagegen erzeigen zu können, als wenn er ihn durch genaue Verbesserungen nochmals zu verdienen suche. Diesen einem Schriftsteller, welcher Achtung für die Welt hat, anständigen Gesinnungen haben wir gegenwärtige neue Auflage zu danken, welcher er noch einen Versuch in Briefen beigefügt hat. Wir wollen aus der ersten Abteilung, welche die Oden und Lieder enthält, eine Probe hersetzen, welche gewiß gefallen wird.

Die Empfindungen eines Verliebten.

Ich suchte jüngst Cephisen
Durch Waldung, Thal und Wiesen,
Die sich nach Döhlen drehn;
Da sah ich Küh' und Ziegen
Sich an die Felsen schmiegen,
Die Kräuter abzumähn;
Da blies bei heiterm Wetter
Der Zephyr durch die Blätter,
Das Schöne herzuwehn;
Da schien für ihren Blicken
Die Gegend sich zu schmücken,
Der Scherz voranzugehn.

Doch kaum verließ Cephise
Mich Armen auf der Wiese,
Die ihr an Anmut glich,
Als Scherz und Lust verschwanden,
Die Bäume traurig standen,
Die Gegend recht verblich,
Als sich der Himmel schwärzte,
Kein Zephyr weiter scherzte,
Als alles Schöne wich.
Da waren Küh' und Ziegen
Den Berg herabgestiegen,
Die Felsen fürchterlich.

Man sehe hierbei die Ode des Hrn. Langens an den Hrn. Gleim nach auf der 56sten Seite seiner Horazischen Oden; wie man denn noch verschiedene Stellen antreffen wird, die Hr. Bernhardi etwas allzu ungewissenhaft von andern deutschen Dichtern nachgeahmt oder vielmehr geborgt hat, und oft von solchen, die die besten Muster nicht sind. Was die Briefe anbelangt, so glauben wir, daß sie in einer dritten Auflage besser sein werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[125. Stück, vom 19. Oktober.]

Frankfurt. **Versuche in westphälischen Gedichten** von E. C. Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt scripturus. Horatius. Frankfurt bei Joh. Friedr. Fleischer. 1751. In 8vo. 9 Bogen.

Es war eine Zeit, da ein schweizerischer Dichter ein Widerspruch zu sein schien. Der einzige Haller hob ihn. Warum soll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel seiner ewigen Gedichte bei sich eins geworden, ihren ganzen Wert empfunden und nur aus Ueberzeugung dieses Werts sein Vaterland zum Mitgenossen seines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfasser der Versuche in westfälischen Gedichten eben das zu sagen, würde von einer Satire eben so wenig unterschieden sein, als er von dem Verfasser der „Poetischen Erzählungen", die vor einem Jahre herauskamen, unterschieden ist. Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verraten, welches sich das Mechanische der Poesie eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Modell des westfälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Musik hat man schon in den „Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften" gelesen. Warum aber der Verfasser dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt, das wissen wir nicht. Das letzte Gedichte in diesen Versuchen ist An sein Vaterland überschrieben.

Es soll eine Widerlegung des Verfassers der „Epitres diverses“ sein, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht besitzet, wenn sie anders eine ist. Die Wahrheit zu gestehen: wenn wir entweder auf unser Vaterland sinnreich lästern oder es elend verteidigen sollten, wir wählten das erste. Neugierigen Lesern zum Anbiß wollen wir folgende Erzählung von der 118ten Seite hieher setzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der sich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit versprach,
Ward Agnes nicht zu Rat gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautschatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit sein Jawort keuchend sagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie schweigt bestürzt und weint; der Priester neigt sich hin
Und fragt: „Erkläret Euch; Ihr wollt den Bräut'gam doch?“
„Ach,“ spricht sie, „guter Freund, Ihr seid der erste noch,
Von dem ich dieserhalb um Rat gefraget bin!“

Sonst nennt man die Erzählungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[127. Stück, vom 23. Oktober.]

Helmstädt. Johann Christoph **Stockhausen's** Sammlung **vermischter Briefe** bei Christ. Fried. Weygand. 1752. In 8vo. 1 Alph. 10 Bogen.

Gegenwärtige Briefsammlung hatte der Herr Verfasser schon in der Vorrede seiner „Grundsätze zum Briefe“ angekündiget. Er versichert, daß die glückliche Aufnahme derselben an Erfüllung dieses Versprechens die meiste Ursache habe. Wir glauben es desto eher, da wir kein Exempel wissen, daß sich jemals ein Autor wegen des Beifalls, den er erhalten zu haben meint, geirret hätte. Die Sammlung selbst enthält deutsche Orginale und Uebersetzungen aus dem Französischen. Die deutschen Originale sind teils von fremden Händen, teils von des Herrn Stockhausens eigner Feder. Die fremden hat er aus den „Belustigungen des V. und W.“, aus den „Bremischen Beiträgen“ und aus den „Sammlungen vermischter Schriften“ entlehnt, wozu noch eines aus den „Danziger Sendschreiben“ gekommen ist. Was seine eigene Briefe anbetrifft, diese sind wie gewöhnlich halb wider seinen Willen in diese Sammlung gekommen. Er sagt, er besorge ihretwegen den Zuruf: Le public n'est pas votre ami! allein wir hoffen, er werde schon seine Freunde

haben, die ihn des Gegenteils versichern. Auf die Uebersetzungen zu kommen, diese sind aus dem Voiture, Bussy, Bellegarde, Flechier, Racine, Genest, Fontenelle, Vaumaurier, St. Evremont, Patru, Vattel ꝛc. genommen. Bellegarde, Vaumaurier und Vattel werden sich ziemlich wundern, wie sie unter diese Gesellschaft kommen; wir aber wundern uns, daß er nicht auch den de la Serre dazu genommen hat. „Ich weiß," sagt er zum Schlusse der Vorrede, „daß noch viel Gutes an dieser Sammlung fehlt, es sind z. E. keine Briefe von den Römern, Italienern und Engländern darinne geliefert worden, darunter viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen ist. Allein man muß es erst mit einer Probe versuchen, und wenn der Leser mit dieser nicht ganz unzufrieden ist, so wird es nicht zu spät sein, den angefangenen Vorsatz einmal weiter auszudehnen." Wir sehen dieser Ausdehnung mit Vergnügen entgegen; und vielleicht besinnt er sich auch alsdenn auf die Griechen und Spanier, bei welchen, wie man uns versichern will, auch viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen sein soll. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[129. Stück, vom 28. Oktober.]

Rostock. Des Herrn von **Voltaire kleine historische Schriften.** Aus dem Französischen übersetzt. Verlegts Johann Christian Koppe. In 8vo. 1 Alph. 1 Bogen.

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist gezeigt. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeeren auf dem französischen Parnasse mit erlangt zu haben, ist er die Bahn des Newtons gelaufen, und von der tiefsinnigen Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen als zu beschäftigen geschienen. Man kennt auch unter uns sein Leben Karls XII. Seine übrigen historischen Aufsätze sind in Deutschland weniger bekannt worden und hätten es vielleicht mehr verdient. Er hat sich überall von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen gesucht. Trockene Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtnis füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten und das Herz zu ordnen, die menschliche Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Er hat fast immer in der großen Welt gelebt, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheinet viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beiden Seiten ꝛc., daß man also diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen. Hier ist das Verzeichnis, wie sie sämtlich auf einander folgen. 1) Anmerkungen über die Geschichte überhaupt. 2) Versuch über das

Jahrhundert Ludewigs XIV. Geheime Nachrichten von Ludwig XIV. 4) Cromwell. 5) Von dem Korane und dem Mahomet. 6) Geheime Nachrichten von dem Zar Peter dem Großen. 7) Zwei Briefe über die Herren Law, Melon und Dutot. 8) Abhandlung von dem Tode Heinrichs IV. 9) Kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche sich die Fabel der „Henriade" gründet. 10) Geschichte der Kreuzzüge. 11) Von Titeln. 12) Ueber die Widersprüche in dieser Welt. 13) Gedruckte Lügen. 14) Thorheiten auf beiden Seiten. 15) Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris. „Man hat," sagt der Uebersetzer, „keine Ordnung unter diesen Aufsätzen beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beigetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählt hat, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose. An verschiedenen Orten hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können, und wer weiß, ob man es ihm nicht übelnimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übelnehmen, wenn er seinem Exempel folgte." Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[131. Stück, vom 3. November.]

Paris. **Amusemens d'un Prisonnier.** Parve, nec invideo, sine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo! Ovid. En deux parties. 1751. In 12mo. Der erste Teil auf 124 Seiten, der zweite auf 104.

Das Andenken tugendhafter Thaten und unschuldig gelebter Jahre ist der angenehmste Zeitvertreib, allein nur für einen philosophischen Geist, welcher sich an dem eignen Beifalle, den er sich zuerkennnt, zu ergetzen gelernt hat. Das Andenken genossener Ergetzungen kann auch ein Zeitvertreib sein, der aber notwendig einem verwöhnten Geiste endlich zur Marter werden muß, wenn er sich in einem Stande sieht, der die Fortsetzung seiner Ergetzungen unterbricht. Gleichwohl hat ein Gefangener auf dem Schlosse von Amiens diesen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bei ihm nicht stattgefunden haben. Er erzählt also unter angeführtem Titel einem seiner Freunde, weil er ihm nichts Bessers von sich zu erzählen weiß, die kleinen verliebten Abenteuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beschäftiget haben. Sein Gefängnis ist auf drei Jahr festgesetzt. „Wahrhaftig," sagt er, „es wäre sehr närrisch, wenn ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren einer so kurzen Gefangenschaft wegen verzweifeln wollte!

Man muß sich in die Zeit schicken; ich habe das, was mir widerfährt, verdient; hier ist kein ander Mittel. Laßt uns die Bande meiner Gefangenschaft mit Blumen umwinden! Das Andenken meiner genossenen Ergetzlichkeiten" 2c. 2c. Wer hier einen armen Hahnrei, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen bestraften Näscher, dort einen barbarischen Eifersüchtigen sehen will, der wird in diesen Belustigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derselben hinzufügen, daß sie aufgeweckt geschrieben sind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermissen wird, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß die französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den angenehmsten Geschmack zu geben pflegten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[134. Stück, vom 9. November.]

Jena. Anweisung zur regelmäßigen **Abfassung teutscher Briefe,** und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. **Schaubert.** Bei Th. Wilh. Ernst Güth. 1751. In 8vo.

Die Briefsteller und Heldendichter sind itzt die Modeskribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu wissen, daß uns gute Briefe und Epopöen fehlen, um diesem Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüte geführt, so würde unser Vaterland itzo wenigstens so viel Briefsammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben so viel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer sein! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Geduld, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenelles, Tassos, Glovers, Miltons 2c., so werden Sie sich durch unsere G**, R**, St**, durch unsre B**, N** und von Sch** verdunkelt sehen! Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, den Herrn M. Schaubert unter diese Zahl zu setzen, wenn wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegensetzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der, wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist als nimmermehr kein Kompendium der Wolffischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bei einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberschriften: Erklärung, Heischesatz, Aufgabe, Auflösung, Zusatz 2c. beifügen zu lassen und in seinen eigenen Briefen, wenn er deren eine besondere Sammlung einmal herausgeben sollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derselben sind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz besondern Vorzug, diesen nämlich,

daß man gleich aus dem Titel das gründlichste Urteil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe schreiben lernen. O wahrhaftig, was wäre auch sonst schöner als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel gelesen haben. Eben weil uns die Lesung seiner Bogen Zeit gekostet hat und wir doch in nichts klüger daraus geworden sind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freiheit genommen, unsere Meinung zu sagen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[144. Stück, vom 2. Dezember.]

Stralsund. **Geheime Liebesgeschichte Heinrich's IV., Königs von Castilien mit dem Zunamen der Unvermögende.** Bei Joh. Jacob Weitbrecht. 1751. In 8vo. 10 Bogen.

Der Stoff dieser kleinen Schrift ist ein wahrer Fall, der sich in dem 15. Jahrhunderte in Spanien ereignete. Der Sohn des zweiten Johannes, Heinrich der Vierte, ließ sich von seiner ersten Gemahlin, der Blanca von Navarra, scheiden und vermählete sich nicht nur aufs neue mit der Johanna von Porta, sondern legte sich auch noch eine Mätresse zu, das Unvermögen bei seinem Volke zu verbergen, welches Unterthanen, die das Geschlechte ihres Königs lieben, allezeit schmerzlich ist. Seine Verstellung noch weiter zu treiben, trug er es seinem Lieblinge, dem Bertrandi de la Cueva, auf, seine Stelle bei seiner Gemahlin zu vertreten, und machte ihn für diesen Dienst zum Grafen von Ledesina und Großmeister des Ordens St. Jakobs. Die Sache war nicht heimlich genug geführet worden. Die Großen seines Reichs murreten und machten allerlei Bewegungen, Heinrichen vom Throne zu stoßen. Umsonst; er starb ruhig und erklärte die Tochter, welche sein Liebling für ihn der Welt geschenket hatte, zur Kronerbin. Sie würde es geblieben sein, wenn seine hinterlassene Schwester Isabella sie nicht mit Gewalt gezwungen hätte, der Krone zu entsagen, welche das Recht des Bluts freilich der Isabella mit mehr Grund zuerkannte. Dieses sind die Umstände, wie sie Mariana in seiner spanischen Geschichte erzählet, die aber in diesem kleinen historischen Roman, wie man leicht vermuten kann, verschiedene Veränderungen erlitten haben, um ihnen eine Verbindung zu geben, die den Leser aufmerksamer machte als die trockene Wahrheit. Liebhaber von wohlgeschilderten Charakteren und natürlichen Verwickelungen werden so viel Vergnügen bei dieser Liebesgeschichte finden, daß sie das Ende mit Verdruß erreichen, welches sonst an hundert ähnlichen Werken immer das Beste ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[145. Stück, vom 4. Dezember.]

Frankfurt und Leipzig. **Kleinigkeiten.** 1751. In 8vo. 6 Bogen.

Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste sein, diejenigen davon mit zu verdammen, die sie verdammt, sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es sogar, wenn er ihr anders vorgreifen darf, sie durch uns selbst anzuzeigen und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon, Die Sparsamkeit, Der Vetter und die Muhme, Die Ente, Der bescheidne Wunsch, Das Schäferleben, Der Schiffbruch und Die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiß weggeblieben sein, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drei Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es itzo vielleicht ist? Unterdessen wollen wir ein paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet. — Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist? Die Namen. Das Paradies. Das Gebet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[146. Stück, vom 7. Dezember.]

Ohne Benennung des Orts ist auf einem Bogen in 8vo. eine

Ode an Gott von dem Herrn Klopstock

abgedruckt worden. Der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Wir wollen folgende drei Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Silbenmaß ein Horazisches ist, welches den meisten unbekannt sein möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

„Mach, Gott, | dies Le | ben | , mach es zum | schnellen | Hauch,
Oder | gib | die | mir | , die du mir | gleich er | schufst,
Ach! gib | sie mir | dir leicht | zu ge | ben,
Gib sie dem | bebenden | bangen | Herzen,

„Dem heil'gen Schauer, der ihr entgegenwallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfließet!

„Gib sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab' ausgestreckt,
Wenn ich mit heißer Stimm' voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte!"

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[152. Stück, vom 21. Dezember.]

Amsterdam. Herrn Johann Christian **Cuno's**, der königl. großbritannischen deutschen Gesellschaft auf der Universität Göttingen Mitglieds, **Ode über seinen Garten Nachmals besser.** Zweite Auflage, durch ihn selbst nachgesehen und vermehret; nebst Zugaben angesehener und gelehrter Männer und Vorrede Herrn Friedrich Wagners, Pastoris zu St. Michael in Hamburg 2c. Bei J. C. Schoots van Cappelle. 1750. In 8vo. 20 Bogen.

Dieses Gedichte hat man schon vor einigen Jahren unter den poetischen Schriften des Herrn Verfassers gelesen, und damals schon hat man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn einen glücklichen Nachfolger des Herrn Brockes zu nennen. Es ist eine Ode von 388 Strophen, worinne man viel artige nach dem Leben gemachte Beschreibungen und noch mehr erbauliche Gedanken antreffen wird. Die zwei ersten Strophen werden den Ausdruck und den Schwung, welchen der Verfasser dabei zu nehmen pflegt, deutlich genug zeigen. Hier sind sie.

„Reizbegabtes Nachmals besser!
Meiner Hoffnung Losungsbild!
Trutz und Gleichgewicht der Schlösser,
Welche Geiz und Hochmut füllt.
Lehre, Nutzen und Vergnügen
Stürzt dein Horn voll Ueberfluß,

Daß ich meines Schicksals Fügen
Deinethalb auch danken muß.

„Schatz, den ich sehr teuer schätze,
Kapital, nicht zum Gewinn!
Sondern daß ich mich ergetze,
Wenn ich dir willkommen bin.
Wenn mich Haus und Stadt verdrießet,
Wo Gewühl und Lärm ertönt,
Wird mein Harm bei dir versüßet
Und die Gramschaft ausgesöhnt."

Außer der Vorrede des Herrn Pastor Wagners, welche von der Verbindlichkeit der Menschen handelt, die Werke des Herrn sowohl im Reiche der Natur als im Reiche der Gnaden zu seiner Verherrlichung zu betrachten, sind noch folgende Stücke bei dieser neuen Ausgabe hinzugekommen: 1) Herrn Joh. Achatius Felix Bielke Abhandlung von dem vernünftigen Gottesdienste, in sofern er sich auf die heilige Offenbarung der Christen gründet. 2) Herrn Densos Beweis der Gottheit aus dem Grase, in Versen. 3) D. S. A. Buttneri Enumeratio methodica plantarum carmine clarissimi Joannis Christiani Cuno recensitarum. 4) Herrn Samuel Joh. Albert von Beinon Erklärung der Kupferzieraten bei der Ode des Herrn Cuno. Dieser Kupferzieraten sind nicht wenige, und ihre Vollkommenheit kann man schon daraus einigermaßen abnehmen, da sie in Holland verfertiget sind, wo man sich so sorgfältig bemüht, den Büchern alle äußerliche Schönheiten zu geben, deren sie fähig sind. Das ganze Werk ist dem Herrn Rittmeister von der Gröben von dem Herrn Verfasser zugeeignet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

1752.

[141. Stück, vom 23. November.]

Lettres de Madame de Maintenon. En II Tomes. A Nancy chez Deilleau, Imprimeur du Roi. 1752. In 12mo. auf 19 Bogen.

Dem Leser einen Begriff von diesen Briefen zu machen, darf ich ihm nur nach Art der Mathematiker eine genetische Definition davon geben. Man stelle sich also einen verdorbenen Sprachmeister vor, welcher mit seinen Schülern bis auf das französische Briefschreiben gekommen ist. Voiture, Fontenelle, Bussy, Sévigné, Crébillon sind ihm zu schlecht, und nur was aus seiner Feder fließt, sind Meisterstücke. Von ohngefähr geht er die Geschichte durch, so

weit er sie von seiner Wärterin in der Jugend gelernt, und da fällt ihm das Leben der Madame Maintenon ein. „O,“ denkt er, „das ist vortrefflich, einen cursum epistolarem daraus zu machen!“ Gedacht, gethan; er sagt seinen Schülern den Inhalt von jedem Briefe; diese arbeiten ihn aus; er verbessert die Sprachfehler, trägt sie aufs Reine zusammen; er kommt durch; er läßt sie drucken. Man weiß wohl, daß die genetischen Definitions nichts Reelles hinter sich haben und nur deswegen gegeben werden, daß man die Eigenschaften der erklärten Sache leichter einsehen könne. Man darf also nicht glauben, als wenn ich den Verfasser wirklich zu einem Sprachmeister machte. Er ist es vielleicht nicht, und wer weiß, was er ist. Sein Name ist de la Beaumelle. So leichte er von seiner wenigen Geschicklichkeit hätte überzeuget sein können, so untersteht er sich doch mit einer Frechheit, die kaum an dem größten Geiste zu dulden sein würde, in der Vorrede zu sagen, man würde in Zukunft die Madame Maintenon notwendig unter die vortrefflichsten Schriftsteller der Regierung Ludewigs XIV. zählen müssen. Sonst hat er sich der Welt schon gezeigt, durch die Schrift nämlich „Mes pensées“, und droht, sich ihr nächstens noch mehr zu zeigen durch das Leben der Madame Maintenon, in welchem er seine Briefe in einen historischen Vortrag umschmelzen wird. Diese Briefe kosten in den Vossischen Buchläden 20 Gr., und diejenigen werden sie mit Nutzen brauchen können, welche die vorteilhafte Meinung von dem Witze der Maintenon, die sie vielleicht aus glaubwürdigen Geschichtschreibern geschöpft haben, vertilgen wollen. Wenigstens werden sie daraus die Erzählung, daß sich diese Dame zuerst durch verschiedene witzige Handbriefe, die sie im Namen der Montespan hat schreiben müssen, bei dem Könige bekannt gemacht habe, vor eine Lügen halten lernen. Unterdessen aber kann man nicht leugnen, daß nicht verschiedene Anekdoten, wenn sie anders wahr sind, einige Aufmerksamkeit verdienen sollten.

[142. Stück, vom 25. November.]

Die Harmonie, eine Rede. Aus dem Französischen des Herrn **Gresset's** übersetzt. Berlin bei Chr. Friedr. Voß. 1752. In 4to. auf 5½ Bogen.

Unter den schönen Geistern, welche noch itzt die Zierde Frankreichs sind, kann man mit Recht dem Herrn Gresset eine von den obern Stellen einräumen. In seinen kleinern scherzenden Gedichten hat er einen biegsamen und unschuldigen Witz und in seinen Eklogen eine tiefe Kenntnis der Alten nebst einem nach diesen ewigen Mustern gebildeten Geschmack bewiesen. In seinem „Sidney“ zeigt er sich als einen Meister, die verborgensten Falten des Herzens zu entwickeln und die geheimsten Springfedern desselben wirksam zu machen. In dieser Rede aber wird man in ihm einen Mann finden,

der alle Zaubereien der Beredsamkeit in seiner Gewalt hat. Er teilt sie in zwei Teile. In dem ersten handelt er von der Vortrefflichkeit der Harmonie, in dem zweiten von dem Nutzen derselben. Die Vortrefflichkeit beweiset er aus dem Altertume ihres Ursprungs, aus ihrer bewiesenen Macht und aus der Ehrerbietung der Völker. Den Nutzen der Harmonie betrachtet er nach der doppelten Seite, nach welcher man den Staat betrachten kann. Er zeigt also, daß die Harmonie zur Glückseligkeit des politischen Staats die Sitten reinige und verbessere, die Leidenschaften mäßige und läutere, die Gemüter der Bürger vereinige und verbinde, und daß sie zum Ruhme des gelehrten Staats die gelehrten Künste bereichre, befördre und aussziere. Hieher rechnet er sogar die Gassenhauer, welche wider schlechte Schriftsteller verfertiget würden; allein werden nicht eben so viel, ja noch weit mehr schimpfliche Lieder auch wider gute Schriftsteller in Frankreich verfertiget? — Man darf es überhaupt bei dieser Rede nicht lange erinnern, daß sie in vielen Stellen übertrieben sei, da sie eine Lobrede ist. Was die Uebersetzung anbelangt, so ist sie wohl geraten, und der Herr Verfasser verdient nicht nur von der Musik übenden Gesellschaft, der er seine Arbeit zugeschrieben hat, sondern auch von dem Publiko Dank. Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

[149. Stück, vom 12. Dezember.]

Satirische und lehrreiche **Erzählungen** des Michel de **Cervantes Saavedra,** Verfasser der Geschichte des Don Quixote's; nebst dem Leben dieses berühmten Schriftstellers, wegen ihrer besondern Annehmlichkeiten in das Teutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch- und Eßlingerischen Buchhandlung. In 8vo. 1 Alph. 13 Bogen.

Der Name des Verfassers wird dieses Werk mehr anpreisen, als wir es mit aller Beredsamkeit zu thun imstande wären. Es sind Erzählungen oder, wie sie Cervantes in seiner Sprache nennt, neue Beispiele, in deren keinem man weder seinen feinen Witz, noch seine lachende Satire vermissen wird. Wir wollten nur wünschen, daß diese Uebersetzung nach dem spanischen Originale wäre gemacht worden, anstatt daß man die ungetreue französische Uebersetzung übersetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieser gewesen, daß sich der Geist des Spaniers an unzähligen Orten in einer weit reizendern Stärke würde gezeigt haben, sondern vornehmlich auch dieser, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeschoben hätte, wie es gleich mit der ersten Erzählung, Ruiz Diaz und Quipaire, ergangen ist. Die übrigen, welche in diesem ersten Teile (ob man es gleich auf dem Titel nicht sagt,

daß es nur der erste Teil sei) enthalten sind, heißen: 2) Die berühmte Fregonne. 3) Der freigebige Liebhaber. 4) Die Aegypterin (das ist Französisch-Deutsch; es sollte Die Zigeunerin heißen). 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betriegliche Heirat. 7) Das Gespräch zweier Hunde. Diese letztern sechse sind ohne Widerspruch von dem Cervantes und des Verfassers des „Don Quixotes" vollkommen würdig. Kosten in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

[150. Stück, vom 14. Dezember.]

Amélie ou le Duc de Foix, Tragédie de Monsieur de **Voltaire,** Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France et Chambelan du Roi de Prusse. A Dresde. 1752. Chez G. C. Walther, Libraire du Roi. In groß Octav, auf 5 Bogen.

Einen Voltaire loben, ist eben so was Unnötiges, als einen Hanken tadeln. Ein großer Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.

„Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt."

Was für ein Dichter! welcher auch in seinem Alter das Feuer seiner Jugend beibehalten hat, so wie er in seiner Jugend die bedächtliche Kritik des Alters gleichsam sich im voraus weggenommen hatte. Man besorge nur nicht, daß er wohl noch das Schicksal des großen Corneille haben könne. Und gesetzt, was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngsten Stücken dieses Dichters tausend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Coligny wert ist? — Doch weit ist Amalie noch von diesem Falle entfernt, und wie gesichert ist sie, auch von dem parteilichsten Kunstrichter weder ein Helas noch ein Holla zu hören. Sie hat nicht nur schöne Stellen, sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urteil rechtfertigen. Der Stoff ist aus der Geschichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine sehr trockene und überflüssige Untersuchung werden, das Wahre und das Erdichtete davon zu bestimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erstere verschlänge? Noch thörichter würde es sein, wenn wir den Inhalt hier verraten wollten. Wir wollen den Lesern das Vergnügen, das aus dem Unerwarteten entsteht, ganz gönnen und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sei, daß das Tragische in etwas mehr als in der bloßen Vergießung des Bluts bestehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Lisois, was für ein Charakter! Es ist vielleicht verwegen, zu sagen, der Dichter habe sich selbst

darinne übertroffen. Doch es sei verwegen; gibt es nicht auch verwegene Wahrheiten? — Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[152. Stück, vom 19. Dezember.]

Begebenheiten Eduard Wallson's, eines Engländers, aus dem Englischen übersetzt. Erstes Buch. Anno 1752. In 8vo. 15 Bogen.

Wir können diese Begebenheiten einer mittlern Sorte von Lesern anpreisen, welche entweder zu träge oder zu unfähig sind, Clarissen zu empfinden, gleichwohl aber auch keinen Reisenden Schneidergesellen lesen wollen. Sie werden darinne das Leben eines Menschen von guter Geburt finden, welcher durch die häufigen Unglücksfälle seiner Mutter so weit zurückgekommen, daß er sein Brot in Herrendiensten suchen müssen. Die Abenteuer, die ihm darinne vorgestoßen, sind oft sehr traurig und oft sehr lustig und scheinen in soweit dem menschlichen Leben ganz ähnlich. Der Leser wird ihn zum Schlusse dieses Teils noch als Bedienten verlassen; er wird aber auch hoffentlich merken, daß der Autor Miene macht, ihn in der Fortsetzung eine größre Rolle spielen zu lassen. Etwas Besonders hat diese Uebersetzung, dieses nämlich, daß sie auf dem Titel weniger verspricht, als in dem Werk selbst geliefert wird. Es heißt erstes Buch, und gleichwohl wird man auch das zweite finden. Ohne Zweifel ist es ein Druckfehler und soll erster Teil anstatt erstes Buch heißen. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Idomeneus, ein Trauerspiel des Herrn **Crébillon.** Stralsund und Leipzig bei Joh. Jacob Weitbrecht. 1752.

Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Kothurn eines grausamen Crébillon nicht? Die Uebersetzung ist in reimlosen Zeilen mit abwechselnder Versart. Warum der Uebersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sei nur auf dem Schauplatze. Vortreffliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Szenen, jede Verkleidung der Schauspieler erinnert mich weit mehr als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin, indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich: „Ich hatte große Lust, dieses Trauerspiel zu

übersetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeschickt, die Schwierigkeiten des Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken), zu übersteigen, und habe also den Reim an Galgen heißen gehen?" — Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Uebersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr: Ihre Uebersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden, es müßte denn von einer Gesellschaft sein, die Sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bei dem Memorieren leiste. Sie werden alsdann aus seiner Antwort schließen können, ob Sie ihm durch Ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werfen Sie mir nicht höhnisch ein, er habe Ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kann er hier und da ein Wort ohne Nachteil der Stärke der Gedanken versetzen, welches er in Ihren Versen unterlassen muß, wenn sie anders Verse bleiben sollen. — Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

1753.

[8. Stück, vom 18. Januar.]

Berlin. Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntnis der Natur, scheint itzt in Deutschland ein allgemeiner Geschmack geworden zu sein. Hoffentlich wird das Publikum einen neuen Beweis mit so viel größerm Vergnügen lesen, je gewisser es ist, daß es selbst am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verschiedne vornehme, gelehrte und neugierige Personen, welche überzeugt sind, daß es in den amerikanischen Ländern an sorgfältigen Beobachtern der Natur um so viel mehr fehlen müsse, je seltener es geschehe, daß man die Begierde, sich zu bereichern, von welcher fast alle Europäer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde, seine und des menschlichen Geschlechts Einsichten zu erweitern, beisammen fände, haben sich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkosten eine physikalische Reise dahin thun zu lassen. Sie haben den **Hrn. Mylius**, Korrespondenten der königl. großbritannischen Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dazu ausersehen, an dessen Fähigkeit man so wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, seine Erfahrungen werden bei den Naturforschern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird also in wenig Wochen von hier nach Holland abreisen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen und sich in den dortigen Gegenden ohngefähr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina und besonders nach Georgien, auch, wann es die Zeit verstattet, nach Pennsylvanien gehen und auch in

diesen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boston wieder zurück nach den Antillischen Inseln segeln und sich auf Befehl und Unkosten Sr. königl. Majestät in Dänemark auf den beiden dänischen Inseln St. Thomas und Sta. Cruz gleichfalls beinahe ein Jahr aufhalten und von da über England und Dänemark nach Deutschland zurückkommen. Die Absicht dieser Reise, wie wir schon gesagt, ist physikalisch, nämlich Beobachtungen und Versuche anzustellen, welche hier nicht können angestellt werden; Nachrichten von diesem und jenem einzuziehen, was in unsern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufakturen, der Künste und Wissenschaften dienlich sein kann, und endlich denjenigen, welche die Unkosten dieser Reise tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln.

[9. Stück, vom 20. Januar.]

Berlin. Der Herr **von Voltaire** achtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Anteil an den Schriften habe, die seit kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der kleinsten Wirkung (la moindre action) als über andere Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr sein, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im geringsten die Sitten oder die Ehre eines andern, wer es auch sei, beleidigen könnte. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Anteil und beschäftiget sich mit einer Arbeit von ganz anderer Art, die alle seine Zeit erfordert, indem er an nichts weiter denket, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden, welcher er einzig und allein die wenigen Gaben, so er noch besitzet, gewidmet hat.

[12. Stück, vom 27. Januar.]

Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes. Stralsund, Greifswald und Leipzig bei J. J. Weitbrecht. 1753.

Dieses komische Heldengedicht besteht aus vier Gesängen, und es ist schon ein sehr gutes Vorurteil für den Verfasser, daß er niemand Geringerm als einem Pope nacheifert. Seine Poesie hat eine Schönheit, um die sich die wenigsten unserer itzigen deutschen Dichter bekümmern; sie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß sie von Gedanken leer ist. Malerei, Scherz und Satire herrscht in allen Zeilen, und wenn der Verfasser nicht mit dem Verfasser des „Renommisten“ und der „Verwandlungen“ eine Person ist, so wird er dem Leser das Urteil sehr schwer machen, welcher

von beiden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Kleanth, welcher von der Raserei vorzulesen besessen ist, mögen zur Probe dienen.

„O Schande! fuhr sie fort; in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth; ich such' ihm auszuweichen.
Er tritt mich schmeichelnd an, und, Himmel! was geschieht?
Nach einem Apropos! liest mir Kleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckicht nach der Mode;
Der Henker flieg' ihm nach! doch lob' ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeichelei, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreisendes Gehirne:
Und, schöne Lesbie, ich kenn' Ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh', er läuft mir nach und liest, indem er läuft.
Warum wird ein Poet nicht, eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!"

Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

[13. Stück, vom 30. Januar.]

Ein aberwitziger Franzose schrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel: „La double marotte ou L'antipathie couronnée par l'hymen." Ein Deutscher, welcher noch aberwitziger war, hat ihn sogleich in seine Muttersprache übersetzt.

Die doppelte Narrenkappe, oder die mit dem Brautkranze gekrönte Antipathie, als eine der seltensten und außerordentlichsten Liebesgeschichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueste, wie auch das Bittere süße werden kann; mit aufrichtiger Feder beschrieben und wegen ihres besondern Inhalts aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt. Delitzsch bei J. C. E. Vogelgesang. 1752. In 8vo. 11 Bogen.

Der Franzose beklagt sich in der Vorrede, daß man nicht mehr wisse, wie man Leute, die gerne etwas lesen möchten, zufriedenstellen solle; er glaubt, es gäbe nichts Neues mehr, es sei

alles abgenutzt außer der Neugierigkeit und dem Verlangen, beständig vergnügt zu sein. — Ein Schriftsteller, der eine solche Sprache führt, kann der sich Leser versprechen? Und was ist ungegründeter als eine solche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu sein schien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieser elenden Geschichte ist vom Verfasser; denn wer das Lustspiel des Herrn de l'Isle, „Timon", gelesen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts Unerwartetes sein; nur mit dem Unterschiede, daß diese Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet und hier auf eine recht grobe Art übertrieben ist. Was sollen wir von der Schreibart, von der eingestreuten Moral, von den Schilderungen sagen? Dieses, daß man weder Schreibart noch Moral noch Schilderungen darinne finden wird. Den Uebersetzer bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernet hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[18. Stück, vom 10. Februar.]

Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und deutsch. Die vier ersten Nächte. Göttingen bei Joh. Wilh. Schmidt. 1752.

Da uns schon der Herr Ebert eine schöne Uebersetzung dieses Meisterstücks eines der ehrbarsten Dichter geliefert hat, so wird man vielleicht sagen, daß eine neue Uebersetzung unnötig sei, besonders wenn es wahr sein sollte, daß diese in reimlosen schlecht skandierten Versen und jene in einer starken poetischen Prose wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja sagen, da wir dem neuen Hrn. Uebersetzer wenigstens in der Absicht vielen Dank schuldig sind, daß er das englische Original unter uns durch seine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen sollte, sie fortzusetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfasser D. Young, aus einem Schreiben des Hrn. von Tscharner an den Hrn. Hofrat von Haller. Die Umstände, welche zu Erläuterung seiner Nachtgedanken dienen können, sind folgende: „Lucia war seine Gemahlin und Narcissens Mutter, eine Schwester des Grafen von Litchfield, dem das fünfte Buch der Nachtgedanken zugeschrieben ist, und eine Großtochter König Karls des Zweiten von mütterlicher Seite. Narcisse heiratete Philandern, einen Sohn Mylord Palmerstons. Diese Ehe und die Familie der Lucia verband den D. Young mit einigen der vornehmsten Häuser des Königreichs. Philander und Narcisse starben beide auf einer Reise, die sie nach Frankreich unternommen hatten, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, und auf welcher sie von ihrem würdigen Vater waren begleitet worden. Bald nach jenes Tode folgte sie ihrem Ehegemahl: ein doppelter

Verlust, der Young in die tiefste Betrübnis versetzte. Dieser wurde überdem auf der Reise von Calais nach Douvre mit einem so starken Fieber befallen, daß er sich dem Tode nahe fand. Und dieses waren die traurigen Begebenheiten, die ihm die Gelegenheit und den Vorwurf zu den Nachtgedanken gegeben hatten." — Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[22. Stück, vom 20. Februar.]

Drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung. 1753. In groß Quart auf 1 Bogen.

Wann Worte und Redensarten, wobei gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, wiederholen, denken heißt; wann kurze und nicht zusammenhangende Perioden das einzige sind, worinne der lakonische Nachdruck bestehet; wann in der bunten Reihe häufiger? deklamatorischer! und geheimnisvoller — — das Erhabene steckt; wann verwegene Wendungen Feuer und undeutsche Wortfügungen Tiefsinnigkeit verraten; kurz, wann unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist: so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser vielleicht nicht gewußt hat, was beten heißet. Zuerst läßt er den Freigeist beten. Dieses Gebet schließt sich: „O, könnte ich mich aufmachen und eilen und mit diesen Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! Denn verflucht sei der Mann, der mich gezeugt, und das Weib, die mich geboren hat!" Heißt denn das auch beten, müssen wir fragen, verzweifelnde Gesinnungen gegen ein Wesen ausschütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Christen, welches der vorige nach einigen Jahren sein soll, würde dem Unsinne eines Inspirierten viel Ehre machen. Das erhabenste Gebet, welches uns Christus selbst hinterlassen hat, ist zugleich das einfältigste, und nach diesem Muster ist es wenigstens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs ist so schön, daß man darauf wetten sollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientalischer Salomon hat dagegen sehr kriechend gebetet. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr.

[26. Stück, vom 1. März.]

Zu der oben in dem Artikel von Berlin gemeldeten **Abreise des Herrn Mylius** hat der Herr D. Lehmann seinen Glückwunsch auf einen Bogen in 4to. drucken lassen. Er handelt darinne vorläufig de aere sub terra latente causa movente Vulcanorum vel montium ignivomorum und trägt Gedanken vor, die seiner physikalischen Einsicht und bekannten Kenntnis des innern Baues

der Erde Ehre machen. Herr Mylius selbst hat einen Abschied aus Europa drucken lassen, den ohne Zweifel alle seine Freunde schon gelesen und ihn mit Rührung gelesen haben. Eben da er Europa als ein Naturforscher verläßt, hat er sich noch erinnert, daß er ein eben so großer Dichter ist.

[28. Stück, vom 6. März.]

Drei Gebete eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers und eines guten Criticus. 1753. Auf einem Quartbogen.

Dieses ist eine Parodie der drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde sehr sinnreich sein, wenn sie nicht so leichte gewesen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopstock die Ungereimtheit seiner Nachahmer entgelten? Wie kann man auf den Einfall kommen, ihn selbst zum Verfasser der parodierten Gebete zu machen? Er ist aller Spöttereien und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet eben so gewiß ein großer Dichter, als der Verfasser dieser Parodie kein Satirikus ist. Kostet 1 Gr.

[32. Stück, vom 15. März.]

Erzählungen. Heilbronn bei F. J. Eckenbrecht. 1752. In klein Quart. 17 Bogen.

Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Haufen der Dichter sein will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworfen, sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu sein scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transscendentalischen Ideen, aus der destillierten Zärtlichkeit und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schließen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzu strenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburten eines flüchtigen Geschmacks verbindet, um des Beifalls sowohl der itzigen als folgenden Zeiten gewiß zu sein. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kann, ist diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Wert nach dem Werte der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: „Balsora", „Zemin und Gulhindy", „Die Unglücklichen", „Der Unzufriedne", „Melinde", „Selim". Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

[36. Stück, vom 24. März.]

Königsberg prangt itzo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürnberg ein großer Geist hätte sein können. Es ist derselbe **Herr Johann Friedrich Lauson**, wohlverdienter Kollege bei der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter der Presse schwitzenden

Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke,

auf welchem man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute G. Vorschuß annimmt. Dieser berühmte Mann hat bei dem am 24. Mai vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu im großen akademischen Auditorio von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate aus dem Stegreife über eine Stunde eine Rede (horresco referens!) in deutschen Versen gehalten. Eine so mirakulöse Geschicklichkeit ist vielen und endlich ihm selbst so unglaublich vorgekommen, daß er nötig befunden hat, sie mit einem Atteſtate des akademischen Senats bewähren zu lassen und dieses Atteſtat aus Liebe zur Wahrheit in der Welt herumzusenden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bei phrenetischen Zufällen in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein Gleiches frisch und gesund gethan hat? Notwendig müssen die verfolgten Reime bei itzigen bedrängten Zeiten ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergießen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Atteſtat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts und das hinzugefügte angesuchtermaßen wird bei Vernünftigen den akademischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freilich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu atteſtieren.

[41. Stück, vom 5. April.]

Braunschweig. Man sieht ein mit Beisetzung dieses Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel:

Professor Johann Christoph, oder **der Koch und der Geschmack,** ein episches Gedicht. Des Vorspiels zweiter Theil. 1753.

Da diese Schrift, in welcher die Personen mit Namen genennet sind, sehr beißend und spöttisch eingerichtet ist, so tragen wir billig Bedenken, mehr als den Titel davon anzuführen.

[44. Stück, vom 12. April.]

Staats- und Liebesgeschichte der durchlauchtigsten **Prinzessin Numerane von Aquitanien.** Aus dem Französischen übersetzt. Frankf. u. Leipzig. 1752. In 8vo. 15 Bogen.

Wer sollte nicht Lust haben, die Geschichte einer Prinzessin zu lesen, deren erstaunliche Schönheit allen denen Fesseln anlegte, welche die Augen auf sie warfen; einer Prinzessin, deren Blicke gewisse Pfeile in aller Herzen schossen, so daß sich Junge und Alte, Könige und Helden, Chilperich und Ramfroy, Froila und Miramalin in sie verlieben mußten; einer Prinzessin, in die sich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wenn ihr Geschichtschreiber mehr Mitbuhler zur Verwirrung seines Romans gebraucht hätte? Man trifft alles darinne an, was man nur in einer Staats- und Liebesgeschichte suchen darf: schreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, kostbare Gärten, Liebeserklärungen, Eifersucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder; nur keine gesunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geschriebnen Buche sehr entbehrlich ist. Dem Uebersetzer ist man ein sehr verbindliches Kompliment schuldig, daß er etwas nach dem Geschmacke seiner Landsleute zu sein geglaubt, wovor den Franzosen schon längst geekelt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Irene, oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe. Ein Trauerspiel, verfertiget von M. Johann Gottfried **Bernhold,** der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfischen hohen Schule Inspector und der Lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bei Stein und Raspe. 1752. In 8vo. 5 Bogen.

Der einzige, welcher Deutschland einen Corneille zu versprechen schien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er starb, eben da seine Landsleute auf ihn stolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man sich wohl schwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieses Verlustes wegen schadlos halten werde. Sein Trauerspiel wird zu wenig mehr als zu Vermehrung der Register des Herrn Prof. Gottscheds taugen. Nur sechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man sehen wird, daß es einer Reibehandischen Bühne vollkommen wert ist. Konstantinus, nachdem ihn seine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden soll, spricht:

„Nun gute Nacht, o Welt! Ich habe gnug gesehen,
Wie ungerecht es pflegt bei Menschen zuzugehen.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verrätern!
Die Fürsten mischen sich selbst mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört sich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter sind in Falschheit einerlei" 2c. 2c.

Kostet 2 Gr.

[59. Stück, vom 17. Mai.]

Felicia, oder Natur und Sitten in der Geschichte eines adlichen Frauenzimmers auf dem Lande. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle. 1753. In 8vo. 1 Alph. 14 Bogen.

Der Beifall ist allerdings ausnehmend gewesen, welchen „Pamela", „Clarisse" und „Amalia" auch unter uns gefunden haben. Sollte also eine Geschichte, welche mit jenen so viel Aehnliches hat und nach den schärfsten Regeln des Geschmacks und der Tugend entworfen ist, die gegenwärtige Geschichte der Felicia nämlich, nicht auch mit Recht eine gute Aufnahme von uns fordern können? Die Engländer sind uns schon darinne vorgegangen und haben dieses adliche Mädchen ungemein liebenswürdig gefunden. Was wird leichter sein, als ihnen hierinne zu folgen und an einem Werke einen Geschmack zu finden, welches für diese so schwer zu vergnügende Nation Reizungen genug gehabt hat? Die Hauptperson darinne ist Felicia, ein junges adliches Fräulein, welches sich bei ihren Verwandten auf dem Lande aufhält. Sie berichtet ihrer in London zurückgelassenen Freundin Charlotta in Briefen alles, was auf dem Lande und in ihrem Herzen vorgehet, nachdem sie mit einem jungen Edelmanne Lucius, der mehr Sitten als Landgüter besitzt, in Bekanntschaft geraten ist. Doch ist nicht immer die Liebe der Inhalt ihrer Briefe; alles, was ihr in der Familie, in der Haushaltung und in Gesellschaften beträchtlich vorkommt, überschreibt sie, mit ihren Anmerkungen darüber, ihrer Freundin. Sie charakterisiert, philosophiert und erzählt. Ueberall wird man rührende Beispiele der Erkenntlichkeit, der Liebe und des Gehorsams gegen die Eltern, der Verbindlichkeit und des Eifers gegen die Freunde, der willigen Persönlichkeit, des Erbarmens gegen die Notleidenden, der Zärtlichkeit in der ehelichen Verbindung, der Sorgfalt für die Jugend und der vernünftigen Häuslichkeit 2c 2c. antreffen. Auch sind bei allen diesen Beispielen stets die rechten Züge gewählt, welche die Tugend und Sitten angenehm machen und die Laster lächerlich und hassenswürdig darstellen. Kostet 14 Gr.

An impartial Foreigner's Remarks upon the present Dispute between England and Prussia, in a letter from a Gentleman at the Hague to his Friend in London. D. i. **Anmerkungen** eines unparteiischen Fremden **über die gegenwärtige Streitigkeit zwischen England und Preußen**; in einem Briefe eines Edelmanns in dem Haag an seinen Freund in London. 1753. In 4to. 3 Bogen.

Es wird in diesem Schreiben, von welchem, wenn man aus der Schreibart urteilen darf, wohl schwerlich jemand anders als ein Engländer Verfasser sein kann, die Sache Sr. Majestät des Königs von Preußen wider die jüngst dem preußischen Minister von dem englischen Hofe erteilte Antwort verteidiget, und kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr. Eben dieses Schreiben mit einer französischen Uebersetzung ist gleichfalls daselbst für 3 Gr. zu bekommen.

[60. Stück, vom 19. Mai.]

Michael's Herrn von **Montaigne Versuche**, nebst des Verfassers Leben nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Erster Teil. Leipzig bei Fr. Lankischens Erben. 1753. In groß Octav. 2 Alph. 8 Bogen.

Die Versuche des Montaigne sind eines von den ältesten und schönsten Werken der Franzosen. Noch bis itzt hat sich keiner von unsern Uebersetzern daran machen wollen, vielleicht weil man eine zweite französische Sprache lernen muß, sie zu verstehen. Daß es lauter moralische Abhandlungen sind, die zu den Zeiten des Montaigne sehr viele neue und besondere Gedanken enthielten, und daß die nachfolgenden Sittenlehrer ihm das Schönste mit eben der Freiheit abgeborgt haben, mit welcher er die Alten plünderte, ist bekannt. Er mischt sich überall in seine Sittenlehren mit ein und vergleicht sich selbst in diesem Stücke mit dem Sokrates, welcher seine Schüler von nichts öfter unterhielt als von seiner eignen Person. Er hat sich selbst darinne schildern wollen, und man muß gestehen, daß er es ziemlich aufrichtig gethan hat, welche Aufrichtigkeit ihn auch wohl noch ferner als den einzigen Schriftsteller in seiner Art erhalten wird. Er ist von zu vielen gelobt worden, als daß auch wir uns noch diese unnötige Mühe machen dürften. Wir wollen vielmehr die Uebersetzung anpreisen, durch welche auch denjenigen, die ihn zur Not in seiner Sprache lesen könnten, kein geringer Gefalle geschehen ist. Die guten französischen Ausgaben sind zu kostbar und die schlechten allzu ekel und mühsam zu lesen. Die Lebensbeschreibung des Verfassers, welche man anfangs diesem ersten Teile beifügen wollen, soll dem dritten und letzten Teile vorgesetzt werden. Dieser erste kostet 1 Rthl. 8 Gr.

[61. Stück, vom 22. Mai.]

Spottreden eines Mitgliedes der deutschen Gesellschaft in Jena, herausgegeben von einem Mitgliede der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen. Leipzig und Rostock bei Joh. Chr. Koppe. 1753. In 8vo. 12 Bogen.

Es sind dieser Spottreden viere, deren Titel schon eine Menge satirischer Gedanken versprechen. Die erste enthält das Lob der gelehrten Zänker. Die zweite die Vortrefflichkeit der Neujahrswünsche. Die dritte handelt von dem Amourmachen, als dem sichersten Wege zu den Vorteilen, die man auf Akademien sucht. Die vierte beweiset den Satz: das beste Mittel, in der Welt sein Glück zu machen, ist dieses, daß man auf Akademien lerne dumm sein. Man wird in diesen Aufsätzen Witz und eine reine Schreibart nicht vermissen; und wenn es wahr ist, was der Herausgeber versichert (und wie sollte wohl ein Herausgeber die Unwahrheit reden können?), daß sie schon vor zehn Jahren und darüber verfertiget worden, so kann man es dem Verfasser gewiß nicht nachsagen, daß er einen Rabener nicht erreicht habe. Er ist ein Weltweiser, der die ernsthaftesten sittlichen Betrachtungen in lauter Scherz zu verkleiden weiß; der das Laster lächerlich und häßlich macht, um die Tugend desto liebenswürdiger schildern zu können; der die Menschen aus dem Umgange und nicht aus bloßen Büchern kennt; dessen Stachel, wann er verwundet, wie Wernicke sagt, nur einen Abriß von einer Wunde macht;

„Der Thränen nur allein den Lachenden auspreßt
Und dem, der's nötig hat, zur Ader kitzelnd läßt."

Ob wir dieses von dem Verfasser dieser Spottreden oder von dem Herrn Rabener sagen, wollen wir dem Leser erraten lassen. Sie kosten in den Vossischen Buchhandlungen 5 Gr.

[62. Stück, vom 24. Mai.]

Cenie, oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau **von Graffigny,** und **Cato,** ein Trauerspiel des Herrn **Addison's,** übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedin. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf. 1753. In 8vo. 12 Bogen.

Cenie ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden, was sie wollen, das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit verteidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden eben so geschickt zu erwecken wissen als die Frau von Graffigny. Sie hat an der Frau Gottschedin die

würdigste Uebersetzerin gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Uebersetzung war in Wien sehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es ist ein Glück, daß die Fr. Professorin böse werden kann, sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Uebersetzung des Cato beigefügt, weil man sie nicht mehr haben können. Kostet in den Vossischen Buchläden 5 Gr.

[63. Stück, vom 26. Mai.]

Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig bei Lankischens Erben. 1753. In 8vo. 6 Bogen.

Dieses ist der Anfang einer neuen periodischen Schrift, worinne die prosaischen Aufsätze mit den poetischen, die ernsthaften mit den anmutigen abwechseln sollen. Es werden keine Uebersetzungen, wohl aber, doch nur selten, Nachahmungen darinne vorkommen, in welchem Stücke die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger einschlagen. Und in der That, kann sich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen, ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? Und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung? Wir wollen den Inhalt dieses ersten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor: 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von siebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nötig, kurz, erhaben und malerisch zu sein. 2. Der Geiz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurteln der alten Deutschen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erste Strophe ist eben so schön, als die andern mittelmäßig sind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendschreiben an den Herrn X., Buchhändlern in L., ob ein altes Buch unter verändertem Titel als neu zu verkaufen sei. 7. Das Bessere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfasser versichert uns, daß er mit den Schriften dieses englischen Dichters bekannter sei als mit seinem Namen. 9. Die verschlagne Frau, eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Offizier. 15. Verzeichnis einiger Schriften, welche künftige Messe in allen Buchläden zu haben sein werden, sobald sich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergernis zu vermeiden, werden diejenigen, welche sich jedes Stück dieser Erweiterungen etwa besonders heften lassen, wohl thun, wenn sie diese letzte Seite an den Umschlag kleistern lassen. Das zweite Stück von diesen Erweiterungen ist diese Messe auch erschienen, worinne eine gleiche Abwechselung, doch mit etwas mehr guten Stücken, herrscht. Jedes Stück kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[66. Stück, vom 2. Juni.]

Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Erstes Stück. Hamburg bei Chr. Wilh. Brandt. 1753. In 8vo. 16 Bogen.

Man hat aus Hamburg schon allzu viel Schönes erhalten, als daß uns nicht gleich der Titel dieser neuen periodischen Schrift, welche zur Ausbreitung des Geschmacks an den schönen Wissenschaften bestimmt ist, das Recht geben sollte, etwas mehr als Mittelmäßiges zu erwarten. Die Verfasser scheinen auch in der That keine Leute zu sein, welche diese Erwartung einen großen Abfall wollen leiden lassen. Von der Einrichtung ihrer Schrift sagen sie in der Vorrede dieses, daß sie alle Leipziger Messen auf die Art, wie sie angefangen haben, fortfahren und jeden Band mit dem dritten Stücke schließen werden. Streitschriften soll man nicht darinne finden, noch weniger solche Gedichte, die der Leser nur deswegen bewundert, weil er sie nicht versteht. Dieses erste Stück enthält sowohl übersetzte als eigne Aufsätze. Unter den erstern wird man das Gedicht „Amintor und Theodora" aus dem Englischen des Herrn Mallet und des Herzogs von Nivernois Anmerkungen über das Genie des Horaz, Despréaux und Rousseau mit Vergnügen lesen. Unter den andern nehmen sich von den Gedichten das „Lob der Schöpfung" und die „Wahl der Geschäfte", von den prosaischen Abhandlungen aber die „Gedanken über die Kunst zu schweigen" vorzüglich aus. Wir wollen eines von den kleinen Gedichten ganz einrücken.

Gründe der Betrübnis.

Als Xerxes einst sein Heer monarchisch übersah,
Da weinten Held und Mensch. Es ging dem Perser nah,
Daß die, so Griechenland itzt überwinden wollten,
Nach hundert Jahren nicht mehr leben sollten.

Wenn oft mein gier'ger Blick, der voll Empfindung glüht,
Ein blühend junges Volk von Schönen übersieht,
Wie kränkt mich's, daß dereinst die Lippen, die itzt brennen,
Nach funfzig Jahren nicht mehr küssen können!

Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[77. Stück, vom 28. Juni.]

Vie de Madame de Maintenon. Tome premier. A Nancy chez H. Brinneau. 1753. In 12mo. 10 Bogen.

Eben der Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Teil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu liefern. Bisher ist seine

Heldin nur unter den Zügen der Satire erschienen, und man hat sie nach ihrem Tode eben so sehr verleumdet, als sie bei Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unparteilichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und der Welt den fast allgemeinen Irrtum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres großen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Altertume zu thun pflegte: sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu außerordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte sein verdrängt worden. Doch der Herr de la Beaumelle sucht Leser; und die anzulocken, ist jenes besser als dieses. Er sitzt itzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der französischen witzigen Köpfe. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr. und eine deutsche Uebersetzung dieses ersten Teils 4 Gr.

[80. Stück, vom 5. Juli.]

Lettres choisies de Pope sur différens sujets de Morale et de Littérature, traduites de l'Anglois par Mr. Genet. En II Parties. A Paris chez R. Davidts. 1753. In 8vo. 1 Alph.

Was schon den Namen Pope führt, ist der Aufmerksamkeit aller Leser von Geschmack würdig. Wenn man ihn aus seinen Gedichten als einen Geist kennt, welcher auch bei der mäßigsten Anstrengung unsre Bewunderung erweckt, so wird man in seinen Briefen eben diesen Geist, obgleich öfters in einer gelassenern Wirkung, mit Vergnügen wiederfinden. In seinen Gedichten ist er der verschönerte Pope und in seinen Briefen der wahre. Kritik, Moral und Freundschaft sind es, welche darinne herrschen, und die Namen eines Wycherley, eines Walsh, eines Hamilton, eines Steele, eines Buckingham, eines Swift, an welche Pope entweder schreibt, oder von welchen er Antworten empfängt, stehen uns dafür, daß es keine falsche Kritik, keine abgedroschene Moral und keine Scheinfreundschaft sein werde. Der französische Uebersetzer hat verschiedene der Popischen Briefe übergangen, es sind aber teils solche, welche Pope selbst verworfen hat, teils solche, worinne seine Gesinnungen gegen die katholische Religion nicht allzu wohl entwickelt waren. Durch Auslassung der letztern hat er wollen den strafbaren Auslegungen derjenigen vorbeugen, welche gerne alle große Geister zu Feinden der Religion machen wollen. Pope war nichts weniger

als dieses, und sein Brief an den jüngern Racine ist Bekenntnisses genug, daß er alle freigeisterische Sätze, welche man in seinem System finden wollte, verabscheuete. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[81. Stück, vom 7. Juli.]

Oeuvres mêlées de Mr. l'Abbé de Bernis, en prose et en vers. Nouvelle Edition augmentée. A Genève chez Antoine Philibert. 1753. In 8vo. 14 Bogen.

Der Abt von Bernis ist einer von den liebenswürdigsten Dichtern Frankreichs. Seine Werke, welche hier in einer neuen und vermehrten Ausgabe erscheinen, bestehen aus poetischen und prosaischen Stücken. In seinen Gedichten ist er weise ohne Zwang, schimmernd ohne falschen Glanz. Seine Verse sind Kinder der Natur, welche in der edelsten Einfalt dahinfließen. Nichts ist darinne gezwungen; alle Schönheiten, sogar die Regeln der Kunst scheinen sich von ohngefähr hineingeflochten zu haben. Wie wahr ist es, daß die Natur das Siegel des Genies, die Stütze des Geschmacks und die Seele der Harmonie ist! Die Gegenstände seiner Poesie sind der Geschmack, die Sitten, die Unabhängigkeit, der Ehrgeiz, die Liebe zum Vaterlande, die Tugend, die Wollust 2c. Die prosaischen Aufsätze handeln von den Leidenschaften, von der Metromanie, von der Neugierigkeit, von dem Geschmacke am Landleben. Nichts ist mehr zu beklagen, als daß das Lehrgedichte über die verschiedenen Grundsätze des Unglaubens, woran er verschiedene Jahre gearbeitet, nicht zustande gebracht worden. Die Probe, welche er dem Vorberichte über die Poesie einverleibet hat, ist ein Meisterstück und zeigt, wie wohl er es verstanden habe, die abstraktesten Lehren der Physik und Metaphysik durch reizende Bilder zu verschönern. Er würde darinnen kein geringerer Meister als Virgil in seinen „Georgicis" gewesen sein, unter dessen Händen die allertrockenste Materie aufblühet. Die Probe selbst enthält das Lehrgebäude des Spinoza, nach welchem Gott alles und alles Gott ist. So unschicklich dieser ungeheure Satz für die Dichtkunst zu sein scheinet, so geschickt hat er ihn dazu durch eine Schilderung zu machen gewußt, welche alles ist, was ein Poete leisten kann. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[83. Stück, vom 12. Juli.]

Geschichte eines Candidaten, oder die Sitten und Schicksale junger Gelehrten, in zween Teilen, von T. Frankfurt und Leipzig bei Chr. P. Monath. 1753. In 8vo. 2 Alph. 5 Bogen.

Das Feld der Romanen ist von unsern witzigen Köpfen noch am wenigsten bebauet worden. Der „Herkules", der „Arminius",

die „Oktavia", die „Banise" und einige andere von Gliedern der fruchtbringenden Gesellschaft sind lange Zeit unsere besten Originale in dieser Art witziger Schriften gewesen. Die „Schwedische Gräfin" schien einen neuen und bessern Zeitpunkt derselben anzufangen, allein zum Unglücke hat sich die deutsche Nacheiferung hierinnen am allersaumseligsten finden lassen. Diese Geschichte eines Kandidaten ist seitdem wieder die erste, deren wir uns nicht zu schämen haben. Der Verfasser muß ein eben so schöner als gründlicher Geist sein; er erzählt, er schildert, er moralisiert, so daß er Lesern von Geschmack gefallen wird. Studierende und Kandidaten werden sehr viel Nützliches aus seiner Geschichte lernen können. Er warnt sie für den Thorheiten des akademischen Lebens und zeigt ihnen, wie man auf Akademien eine wahre Freiheit und ein glückseliges Leben haben könne. Auch die eingestreueten Begriffe vom Studieren sind so beschaffen, daß sie nicht ohne Nutzen sein werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[87. Stück, vom 21. Juli.]

Vernunftmäßige **Beurtheilung zweier Schreiben,** die wider das Schreiben an Herrn K** in Z**, **die Leipziger Schaubühne betreffend,** herausgekommen, aus den Gründen der Vernunftlehre und der Natur der Sache erwiesen. Leipzig, gedruckt bei Joh. G. Büschel. 1753. In 8vo. 9 Bogen.

Wir wissen nicht, ob das Publikum außer Leipzig weiß, oder ob es nicht weiß, daß seit einiger Zeit der Geschmack, welcher itzt auf der dasigen Bühne zu herrschen scheint, eine Menge kleiner Streitschriften verursacht hat. Das Lustspiel des Hrn. Coffey, Der Teufel ist los, welches daselbst ziemlich ofte mit Zulauf aufgeführet ward, gab die erste Gelegenheit. Ein Gelehrter, dem die deutsche Bühne so viel zu danken hat und dem sie immer so schlecht gedankt hat, der Hr. Prof. Gottsched, war der erste, welcher die Zuschauer für diese Aftergeburt des englischen Witzes warnte, als ob sie zu nichts, als den Geschmack der Leipziger zu verderben, dienen könne. Herr Schulze wagte hierauf eine umständlichere Kritik in einem Schreiben an Hrn. K** in Z**. Dieses Schreiben hatte das Glück, ein paar seichte Gegner zu finden, durch welche der Verfasser dieser vernunftmäßigen Beurteilung, als der Verteidiger des Schulzischen Schreibens, gewonnen Spiel bekömmt. Sollte man ihn aber nicht wieder ein wenig in die Enge treiben können, wenn man ihm vorstellte: daß überhaupt keine englische Stücke eine ernstliche Beurteilung nach den strengen Regeln der theatralischen Dichtkunst auszuhalten fähig sind; daß es eine falsche Kritik sei, wenn man verlangt, daß jedes komische Stück eine allgemeine Moral enthalten müsse;

daß man das Lustspiel des Hrn. Coffey als eine groteske Malerei betrachten könne, an welcher auch das Auge eines Kenners dann und wann Vergnügen findet; daß es vielleicht nicht allzu wohl gethan sei, wenn wir unsre Bühne, die noch in der Bildung ist, auf das Einfache des französischen Geschmacks einschränken wollen; daß das angeführte englische Stück bei allen seinen Fehlern noch immer von einem großen komischen Genie zeige, welchem es gefallen hat, die Natur aus dem Gesichtspunkte eines holländischen Malers nachzuahmen; daß die anstößigen Stellen ihm so wesentlich nicht sind, daß man sie nicht ausmerzen und es selbst doch beibehalten könne 2c. 2c.? Was man aber an der Leipziger Bühne, außer diesem Stücke Der Teufel ist los, aussetzt, scheint uns weit gegründeter zu sein; besonders ist die Vermischung der niedrigsten welschen Possenspiele mit der erhabensten Tragödie unverantwortlich. Eine Erinnerung wollen wir noch wegen einer Stelle auf der 12. Seite machen. Despréaux hat die Verse: „Dans ce sac ridicule“ etc. etc. erst nach dem Tode des Molière gemacht. Die Frage also, die man daselbst thut: Beantwortete sich wohl Molière mit Schmähschriften oder mit Grobheiten, oder verklagte er den Herrn Despréaux? wird den Gegnern etwas zu lachen machen, die der Verfasser hier und da wegen ähnlicher Vergehungen auslacht. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[88. Stück, vom 24. Juli.]

Die Geschichte des Frauenzimmer-Pantoffels. Dresden. 1753. In 8vo. 2 Bogen, und: **Die Geschichte des Frauenzimmer-Schuhes.** Ebendaselbst, auf $2^1/_2$ Bogen.

Salomon soll die Sprache der Tiere verstanden haben. Der Verfasser dieser Geschichten verstehet noch mehr als Salomon; denn ihm ist sogar die Sprache solcher Dinge, die nicht einmal einen Laut haben, bekannt. Er war auf der Reise, und unvermutet zerbrach ihm ein ganz neues Rad an dem Wagen. Er mußte also in einem schlechten Wirtshause einige Stunden auf dessen Ausbesserung warten. Es war bereits Nacht. Er setzte sich auf einen Großvaterstuhl, die Ruhe zu genießen; allein er konnte nicht. Ein Gemurmel unter dem Stuhle machte ihn aufmerksam, und er hörte endlich, daß die Schuhe und Pantoffel ein Gespräch mit einander hielten. Sie erzählten einander ihre Begebenheiten, so wie die Hunde des Cervantes, Scipio und Berganza, einander die ihrigen erzählen. Die Leser mögen urteilen, ob es der Verfasser diesem spanischen Muster an lebhaften Einfällen und an feiner Satire gleich gethan hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[90. Stück, vom 28. Juli.]

Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig. 1753. In 8vo. 8 Bogen.

Diese Sammlung enthält sehr viel schöne, wenig mittelmäßige und durchaus keine schlechten Stücke, welches in der That für ein Werk von solcher Art kein gemeines Lob ist. Der Verfasser ist ein Schwabe und kein geschworner Anhänger von einer der zwei großen Faktionen, die itzt in dem Reiche der deutschen Dichtkunst zu herrschen scheinen. Er hat zwischen beiden einen Mittelweg getroffen, von welchem wir wünschen, daß ihn alle unsere witzigen Köpfe wählen möchten. Die Briefe sind satirisch und moralisch und handeln von der Thorheit und Schädlichkeit des Enthusiasmus; von der stolzen Einbildung auf Ahnen und Geschlechter; von der Kaufmannschaft, daß sie dem Adel nicht unanständig sei; von einem alten Siegsliede an den fränkischen König Ludwig; von Burchard von Waldis 2c. Die Gedichte bestehen aus Oden, Liedern, Erzählungen und Lehrgedichten, unter welchen sich das von der Zufriedenheit besonders ausnimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[94. Stück, vom 7. August.]

Le soldat parvenu ou **Mémoires et Avantures de Mr. de Verval** dit Bellerose, par Mr. de M**. Enrichi de figures en taille-douce. En II Tomes. A Dresde chez G. C. Walther. 1753. In 8vo. 1 Alph. 15 Bogen.

Der Herr von Marivaux schrieb einen Roman unter dem Titel Der glücklich gewordene Bauer. Er fand Beifall, weil er schön war, noch mehr aber, weil die letztern Teile desselben wegen verschiedener darinne enthaltnen Persönlichkeiten das Glück hatten, in Paris verboten oder gar, wie man sagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein nachäffender Geist, setzte bald darauf eine Glücklich gewordene Bäuerin zusammen, ein Buch, welches einem Langeweile machen kann, wenn man keine hat. Wir haben eine deutsche Uebersetzung davon, und auf dem Titel derselben wird, entweder aus einer albern Unwissenheit oder aus einem sträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfasser angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem Glücklich gewordenen Soldaten beschenkt, sich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel seiner Leser zu einer gleichen Vermengung verführen möge, so muß man gestehen, daß dieser Kunstgriff ein wenig zu grob ist. Wenn er noch eben den ursprünglichen Witz, eben die Kenntnis der Welt, eben die Einsicht in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und eben die Geschicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte, so möchte es hingehen; allein wir besorgen, daß Leser von

Geschmack ihn eben so weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux ist. Er gibt seine Geschichte für eine solche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt ist in der That so gemein, daß man seinem Vorgeben nicht sehr widersprechen wird. Sein Held schwinget sich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geschlechte bis zur Stelle eines Obersten unter den Ingenieurs, und dieses durch seine Verdienste. Er gelangt zu einem ansehnlichen Vermögen, und dieses durch seine gute Gestalt und seine Liebeshändel. Beides ist ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu sein scheint. Doch wenn auch; es gibt eine Art, auch die gemeinsten Umstände auf eine gewisse Art dem Leser so wichtig und so reizend zu machen, daß er bei den außerordentlichsten Zufällen nicht aufmerksamer sein würde. Aber zum Unglücke weiß der Verfasser von dieser Art gar nichts, wenigstens nichts mehr, als ohngefähr genug ist, die allermüßigsten Leute mit Müh' und Not um ein paar lange Stunden zu bringen. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Thlr. 8 Gr.

[99. Stück, vom 18. August.]

Die Fässer an den König von Preußen, von dem Herrn von **Voltaire.** In 8vo. 1/2 Bogen.

Dieses Gedichte selbst ist in seiner Grundsprache bekannt. Der Uebersetzer, welcher sich R. Rhode nennt, sagt, er habe sich bemüht, des Herrn von Voltaire französische Verse in eben so viel deutsche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegriff, worauf der Dichter einigen besondern Wert gelegt hat, zu verlieren. Daß er sich darum bemüht habe, müssen wir ihm glauben; allein daß es ihm nicht gelungen ist, wird er so gut sein und uns glauben. Der Anfang lautet bei ihm folgendergestalt:

„Pascal, der fromme Thor, Heraklit unsrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr stets verhaßter,
Meint, alles sei darin nur Elend oder Laster.
Mit Trauern sagt er uns: Ach, es ist ohne Streit
Ein König, dem man dient, selbst einer, den man liebt,
Sobald derselbe einsam ist
Und ihn der Höfling nicht umgibt,
Ist Mitleids wert und findt, daß nichts sein Unglück mißt.
Er ist der Glücklichste, wofern er schafft und denket.
Dies zeigt dein Beispiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht gnug verbarg,
Durchforschst du, wenn dein Blick sich in die Tiefe senket,
Wohin wir kraftlos sehn, verborgner Dinge Grund" ꝛc. ꝛc.

Wir können es kühnlich wagen, diesen Zeilen eine andere Uebersetzung entgegenzusetzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man sich gleich aus dieser Sklaverei kein Verdienst macht.

„Ja, Blaise Pascal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Misanthrop, der tiefe Heraklit,
Der hier auf Erden nichts als Not und Laster sieht,
Behauptet kühn in schwermutsvollen Lehren:
‚Ein König, den man zu ergetzen strebt,
Ja, gar ein König, den man liebet,
Sei, wenn ihn, fern vom Prunk, kein Höfling mehr umgibet,
Elender tausendmal, als der im Staube lebt.'
Er ist der Glücklichste, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigest du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weisen Eule gleich, das Kabinett umschränkt,
Von da dein Adlerblick sich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden sich der Weisheit Licht gesenkt" ꝛc.

Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr.

[104. Stück, vom 30. August.]

Geschichte einiger Veränderungen des menschlichen Lebens in dem Schicksale des Hrn. Ma***, mit einer Vorrede von dem Nutzen der Schauspielsregeln bei den Romanen. Leipzig, verlegts Jacob Posch. 1753. In 8vo. 1 Alph.

Der Verfasser dieser Geschichte muß ohne Zweifel ein Romanenschreiber von Profession sein, indem nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die „Geschichte eines Kandidaten" und der sogenannte „Fränkische Robinson" aus seiner Feder geflossen sind. Wir haben schon bei jenem einmal zu erinnern Gelegenheit gehabt, daß ihm nicht alle Geschicklichkeit abzusprechen ist; er zeigt sich hin und wieder als einen Menschen, welcher mit den schönen Wissenschaften nicht unbekannt ist; seine Schreibart ist nicht die schlechteste, ob sie schon ein wenig sein Vaterland verrät; seine Moral ist wenigstens ganz vernünftig, wann sie schon nicht eben neu und reizend ist. Allein der Witz scheint ihm zu fehlen, und selten wird er uns mit etwas mehr als mit sehr alltäglichen Zufällen, mit sehr gemeinen und nichtswürdigen Charaktern unterhalten, so daß diese ganze Geschichte des Herrn Ma*** meist nichts als ein unnützer Zusammenhang ausschweifender Studentenstreiche ist, wenn man anders einen Zusammenhang darinne antreffen kann. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[106. Stück, vom 4. September.]

Der teutsche Don Quixote, oder die Begebenheiten des **Markgrafen von Bellamonte**, komisch und satirisch beschrieben; aus dem Französischen übersetzt. Vier Teile.

Breslau und Leipzig bei C. Gott. Meyer. 1753. In 8vo. 21 Bogen.

Unter allen spanischen Werken des Witzes ist bei Ausländern keines bekannter geworden als der Don Quixote des unnachahmlichen Cervantes, und beinahe wird es keine Uebertreibung sein, wenn St. Evremont verlangt, daß man bloß dieses Buchs wegen die spanische Sprache lernen müsse. Der unzähligen Nachahmungen ungeachtet, die es wie jedes Original verursacht hat, ist es noch immer das vortrefflichste in seiner Art geblieben und wird gewiß nicht eher aufhören, gelesen zu werden, als bis niemand in der Welt mehr Lust haben wird zu lachen. Die gegenwärtige Nachahmung ist keine von den schlechtesten; der Verfasser hat einen sehr komischen Witz und eine Einbildungskraft, die an drollichten Bildern ungemein reich ist. Allein das Kunststück, unter denselben die ernsthafteste Moral zu verstecken, scheint er nicht in seiner Gewalt zu haben. Es ist daher ein unfruchtbares Lachen, welches er erweckt, und sehr geschickt, einem Menschen, der nicht gerne umsonst lachen will, nicht selten ekelhaft zu werden. Sein Don Quixote ist ein deutscher Kaufmannsdiener, dessen Einbildung die Lesung der französischen Romane verrückt hat, so daß er nichts geringer als ein Graf zu sein glaubt und nichts begieriger sucht als Abenteuer, die ihm seine Tapferkeit und seine edeln Gesinnungen zu zeigen Gelegenheit geben. Sein Sancho Pansa ist ein Diener, der die Einfalt selbst ist und dem sein Herr den romanenhaften Namen du Bois gegeben hat. Seine Dulcinea ist ein gutes Dorffräulein, deren Verstand an einem gleichen Fieber krank liegt und die sich eine Gräfin von Villa-Franca zu sein einbildet. Diese nebst einigen andern nötigen Personen in einem Geschwätze von Abenteuern mit Räubern, von nächtlichen Schrecken, von Siegen der zärtlichen Empfindungen 2c. 2c. gebracht, fein unter einander gerüttelt, mit einer angenehmen Schreibart versetzt und dem Leser kapitelweise eingeträufelt, geben vier Teile komischer und satirischer Begebenheiten, die man in den Vossischen Buchläden für 8 Gr. bekommen kann.

[110. Stück, vom 13. September.]

Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Sechstes Stück. Frankfurt und Leipzig bei F. Lankischens Erben. 1753.

Die Verfasser schließen mit diesem Stücke den ersten Band, und wir nehmen uns bei dieser Gelegenheit die Freiheit, ihnen zu sagen, daß sie noch nicht einmal der Schatten von den Belustigern sind. Ihre prosaische Stücke sind mittelmäßig, und das ist es alles, was wir auch von denen sagen können, die, wir wissen nicht, was für ein gelehrtes Ansehen haben wollen. Ihre poetischen Auf-

sätze aber sind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialsten Gedanken, wenn es anders Gedanken sind. Von Gott sagt einer von ihren Dichtern S. 489:

„O nein, sein Ohr ist nicht zu dick,
Sein Arm ist nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er schafft sein Glück
Und wendet seinen Sturz."

Von dem Joseph sagt ebendieser:

„Die Brüder, seine Peiniger,
Die ihn aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher,
Als sie vorher geglaubt."

Ein andrer singt:

„Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böses Weib stört meine Ruh."

Bei Beschreibung seines Gartens sagt er:

„Kein Jupiter schwingt seine Blitze,
Den hier des Künstlers Hand geätzt.
Was ist ein solcher Gott mir nütze,
Den erst sein Unterthan gesetzt?"

Als wenn man Bildsäulen deswegen in die Gärten setzte, um sie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Prose nach gereimten Zeilen abteilen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[114. Stück, vom 22. September.]

Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart. Tübingen bei Johann Georg Cotta. 1753.

Diese Sammlung schreibt sich von einer Gesellschaft junger Gelehrten in Tübingen her, welche sich wöchentlich daselbst bei dem Hrn. Professor Faber versammeln und einander prosaische und poetische Stücken vorlesen. Dergleichen Gesellschaften pflegen sich sonst Deutsche Gesellschaften zu nennen, und diese Tübingsche, sollten wir meinen, hätte sich diesen Titel so gut als irgend eine andere geben können, die man nicht weiter als aus den ausgeteilten Diplomatibus kennt. Doch der Herr Prof. Faber sagt es in der Vorrede ausdrücklich, daß sie allesamt keine Freunde von dem äußerlichen Gepränge wären und sich ohne dasselbe des Rechts, von ihren Bemühungen Rechenschaft ablegen zu dürfen, bedienen wollten. Die Stücke, die sie uns diesesmal mit-

teilen, sind von verschiedner Art und auch, wie es bei solchen Umständen nicht anders sein kann, von verschiedner Güte. Unter den Gedichten sind verschiedne Oden, welche Feuer haben, verschiedne Scherzgedichte, die ganz artig sind, und verschiedne Erzählungen, die sich lesen lassen. Unter diesen letztern ist die Erzählung Manon ganz und gar verunstaltet worden, weil der Erzähler nichts weniger als das Naive in seiner Gewalt hat. Einige von ihnen dichten auch ohne Reime, und wir würden hinzusetzen, auch ohne Plan, ohne Geschmack und ohne Sprachrichtigkeit, wenn nicht die Mode wollte, daß man alles dieses schon unter dem Ausdrucke ohne Reime verstehen müsse. Unter den prosaischen Abhandlungen hat uns die Beantwortung der Frage, ob ein Staat ohne Religion bestehen könne, gefallen; wir glauben aber nicht, daß sie eine Widerlegung, dergleichen in der Vorrede versprochen wird, nötig hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[116. Stück, vom 27. September.]

Heinrich und Emma. Ein Gedicht, aus dem Englischen des Hrn. **Prior** übersetzt. Stralsund und Leipzig bei Johann Jacob Weitbrecht. 1753. In 8vo. 2 Bogen.

Prior ist einer von den liebenswürdigsten englischen Dichtern, dem es unter allen seinen Landsleuten am besten gelungen ist, angenehme Gegenstände zu schildern und die Sprache der Empfindung zu reden. Deutsche Leser werden ihn schon einigermaßen aus verschiednen Nachahmungen des vortrefflichen Hagedorns kennen und ihn aus gegenwärtigem Gedichte noch besser kennen lernen. Er besingt darinne die Treue eines nußbraunen Mädchens, um vielleicht durch eine Erdichtung zu zeigen, wie weit die Liebe einer Schönen gehen könne, aber noch nicht gegangen sei. Der Uebersetzer muß selbst ein sehr schöner Dichter sein, dem es vielleicht nur am Willen fehlt, uns eben so vortreffliche Originalstücke zu liefern. Kostet 1 Gr. 6 Pf.

[119. Stück, vom 4. Oktober.]

Don Quixote im Reifrocke, oder die abenteuerlichen Begebenheiten der Romanenheldin Arabella. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg und Leipzig bei G. C. Grund und A. H. Holle. 1754. In 8vo. 1 Alph. 18 Bogen.

Nachdem Cervantes die ungeheuern Ritterbücher durch seinen Don Quixote mit vielem Glücke lächerlich gemacht hatte, fiel man, besonders in Frankreich, auf eine andre Art von Romanen. Man schrieb große Bände, worinne man die Helden des Altertums auftreten ließ, und gar bald war fast kein Name eines alten Königs

oder einer andern sonst berühmten Person mehr zu finden, welcher nicht von einer arbeitsamen Scudery oder einem erhabnen Calprenède wäre gemißhandelt worden. Der Geschmack an diesen Werken erhielt sich, der Spöttereien des Boileau und der sinnreichen Parodie „La fausse Clélie“ ungeachtet, ziemlich lange, bis ihn endlich einige glückliche Geister verdrängten, welche mit der schönen Natur besser bekannt waren und uns in ihren wahrhaften Romanen nicht unsinnige Hirngeburten, sondern Menschen schilderten. Marivaux und seine noch glücklichern Nachfolger Richardson und Fielding sind es, welche itzo mit Recht in dieser Sphäre des Witzes herrschen, und es ist zu wünschen, daß sie die einzigen wären, welche gelesen würden, wenn man einmal Romanen lesen will. Ohne Zweifel wird auch dieser weibliche Don Quixote das Seinige zur völligen Verbannung jener abenteuerlichen Galanterien beitragen, welche für das eitle und empfindliche Herz einer jungen Schöne nur allzu einnehmend und verführerisch sind. Die Verfasserin desselben ist ein Frauenzimmer, welchem man echten Witz und alles, was zu Verfertigung einer anmutigen Schrift gehöret, nicht absprechen kann. Die Heldin ihres Romans betrachtet die Welt aus keinem andern Gesichtspunkte, als woraus Scudery sie ihr vorstellt, und bildet sich ein, daß die Liebe die Hauptleidenschaft der Menschen und die Triebfeder aller ihrer Handlungen sei. Nach diesen phantastischen Begriffen handelt sie, ohne jemals ihren Charakter zu verleugnen oder unwahrscheinlich zu werden. Alle ihre Thorheiten hängen an einander, und jedes Abenteuer ist mit der größten Wahrheit der Romanen geschrieben. Ihre Vertraute, die Lucia, spielt zwar keine so schimmernde Rolle als Sancho Pansa; sie tritt nicht so oft auf als dieser Waffenträger; wann sie aber erscheint, so findet man in ihren Reden eben die natürliche Einfalt, wodurch jene gefällt, ob sie gleich auf eine andre Art und nicht in Sprichwörtern ausgedrückt ist. Langweilige Zwischenerzählungen, womit der spanische Roman angefüllt ist, wird man nicht darinne finden, so daß überhaupt das Urteil, welches der beste Romanenschreiber unserer Zeit davon gefällt hat, nicht unverdient scheinen wird, daß nämlich dieser weibliche Don Quixote einem jeden klugen Leser einen vernünftigen und ergetzenden Zeitvertreib machen könne, in welchem er Unterricht und Vergnügen antreffen werde. Kostet in den Vossischen Buchläden 14. Gr.

[120. Stück, vom 6. Oktober.]

Des Hrn. **Scarron's fortgesetzter komischer Roman,** oder dritter Teil. Hamburg und Leipzig bei Heinsii Erben. 1753. In 8vo. 12 Bogen.

Unter allen Werken dieses französischen Satirenschreibers ist sein komischer Roman das einzige, welches noch bis auf die itzigen Zeiten gelesen wird. Die zwei ersten Teile desselben hat

man auch in deutscher Sprache mit Vergnügen aufgenommen. Doch da er eben beschäftiget war, die Geschichte des Herrn Schicksals und Leanders, desgleichen der Frau Höhle zu vollenden, machte ihm der Tod durch seinen Anschlag einen Strich. Ein andrer also, welcher glaubte, daß Scarrons Geist auf ihm zwiefältig ruhete, unterstand sich, dasjenige auszuführen, was nur jener vielleicht würdig hätte ausführen können. Er machte einen dritten Teil, welcher mancherlei Kritik hat ausstehen müssen. Der deutsche Uebersetzer hat sich Mühe gegeben, diese Kritiken nichtig zu machen, indem er alle Nachlässigkeiten im Ausdrucke verbessert und vieles auf eine der Scarronischen Denkungsart gemäßere Weise eingerichtet hat. Die Leser mögen selbst davon urteilen und können diesen dritten Teil in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. bekommen.

[127. Stück, vom 23. Oktober.]

Euphormio, eine satirische Geschichte aus dem Französischen in drei Büchern. Schleiz, verlegts Joh. Martin Treuner. In 8vo. 22 Bogen.

Der Hr. Verfasser dieser Uebersetzung gibt sich in seiner Vorrede alle mögliche Mühe, die elenden Uebersetzer lächerlich zu machen, und spannt seinen Witz darüber auf eine recht schreckliche Folter. Die vornehmste Absicht war ohne Zweifel die, uns mit aller möglichen Bescheidenheit eines Schriftstellers zu verstehen zu geben, wie wenig er selbst zu dieser Klasse zu rechnen sei. Wir wollen ihn in seiner Einbildung nicht stören, sondern bloß dem Leser einen richtigen Begriff von seiner Urschrift zu machen suchen. Es ist bekannt, daß der jüngere Barclajus in seinem 21. Jahre einen satirischen Roman unter dem Titel Euphormio in lateinischer Sprache schrieb. So groß der Beifall war, den er besonders in England und Italien damit fand, so scharf ward er auch von verschiednen Gelehrten, insonderheit dem Joseph Scaliger, beurteilt, die seine Schreibart barbarisch scholten und das Werk selbst als die Arbeit eines Schülers ansahen, welcher flügge zu werden anfängt. Unterdessen ward es doch in das Französische übersetzt, und zwar von dem Johann Berault, der sich unter die Anfangsbuchstaben versteckte, die dem Hrn. Uebersetzer so undurchdringlich scheinen. Nun weiß man, wie die Franzosen sind: alles soll aus ihren Händen verschönert kommen. Berault also gab dem ganzen Euphormio eine andre Form, er änderte, er setzte hinzu, er ließ weg; kurz, er ging damit um, als ob es seine eigne Erfindung wäre. Vor allen Dingen vergaß er nicht, daß er ein Franzose sei, und verdrehte alles, wo man etwa diesen oder jenen Großen des französischen Hofes hätte abgeschildert finden können. Nach dieser Umschmelzung ist diese deutsche Uebersetzung besorgt worden, und nun urteile man, ob ihr Verfasser nicht unter die allergemeinsten Uebersetzer französischer Romane gehöret.

Ganz anders aber würde er sich haben zeigen können, wenn er sich an die lateinische Urschrift selbst gemacht und uns zugleich das vierte Buch derselben, welches das bekannte Icon animorum ist, in einer schönen Kopie geliefert hätte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[128. Stück, vom 25. Oktober.]

Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweites Stück. Hamburg bei Ch. W. Brandt. 1753.

Wie glücklich diese periodische Schrift angefangen worden, werden sich die Leser des ersten Stücks mit Vergnügen erinnern; und wie glücklich die Verfasser ihre Bahn verfolgen, werden sie aus diesem zweiten Stücke mit noch größerm Vergnügen erkennen, weil der Inhalt desselben beinahe noch abwechselnder und der Wert der Stücke noch beträchtlicher geworden ist. Unter den Gedichten nehmen sich der Anfang einer neuen Epopöe, „Moses", welche den Hrn. Prof. Michaelis zum Verfasser hat, und eine Menge kleiner Scherzgedichte vorzüglich aus. Unter den prosaischen Aufsätzen wird man die Gedanken über die Scheinheiligen und die Verteidigung des Geizes mit Vergnügen lesen. Was übrigens ganz besonders wohl gefallen wird, ist die gute Wahl, die man bei den übersetzten Stücken angewendet hat, indem sie auf keine Geringere als einen St. Mard und Hume gefallen ist. Aus jenem wird man einige philosophische Briefe nebst einigen Totengesprächen, und aus dieses moralischen und politischen Versuchen zwei sehr schöne Stücke übersetzt zu finden sich freuen. Von den kleinen Scherzgedichten wollen wir eines zur Probe beifügen.

Die Verteidigung.

Er ist nun einmal so, der kleine Mirsilis,
Geschwätzig, gaukelnd, unbesonnen;
Der Liebe macht dies keine Hindernis,
Und er hat manches Herz gewonnen.

„Vielleicht gab die Natur ihm auch nicht viel Verstand."
O, die Natur war wohl dein Urteil nicht gewärtig!
Sie ist nicht schuld. Er sprang zu früh aus ihrer Hand;
Denn zum Gehirn war erst der Kasten fertig.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[133. Stück, vom 6. November.]

Sammlung vieler auserlesener und seltener Geschichten und merkwürdiger Begebenheiten, welche sich mit erscheinenden Gespenstern, werfenden und rumorenden Poltergeistern, Vorboten der Todesfälle, Hexen, Zauberern u. dgl. an vielen Orten zugetragen haben. Nebst gründlichem Beweis, daß es wirklich Gespenster gebe. Nürnberg, verlegts Enterische Consorten. 1752. In 8vo.

Da die langen Winterabende nunmehr ziemlich wieder herbeigekommen sind, so wird es hoffentlich recht gut gethan sein, eine gewisse Art Leser an dieses Buch zu erinnern. Es ist eine wahre Handbibliothek für alle Tabagien und Rockenstuben und sonderlich für diejenigen, welche das Wort darinne führen wollen. Sie können unerschöpfliche Erzähler daraus werden, die man mit aufgesperrten Mäulern anzuhören nie satt werden wird. Der Titel sagt nicht den zehnten Teil von dem, was sie darinnen finden werden. Vom Alpe, von Bergmännerchen, von Besessenen, von schwarzen Böcken, welche Kriegsobersten geholt, aber nicht fortgebracht, und Buhler aus dem Bette ihrer Schönen gerissen und auf das Dach des Hauses gesetzt haben, von fluchenden Spielern, die der Teufel zerrissen, von Koboldеn, von Kristallguckern, von Pygmäen, von Riesen, von Schatzgräbern, von Teufeln, die Eier gestohlen und sich zu den Mädchen ins Bette gelegt, von Teufelinnen, die mit Einsiedlern und Edelknaben gebuhlt, von Werwölfen, von Träumern, von weißen Frauen, von Wechselbälgen, von wütenden Heeren und von tausend andern solchen Dingen wird man die allerausgesuchtesten Märchen darinne finden und sie auf eine Art wieder vortragen lernen, die wirklich herzbrechend ist. Der Beweis übrigens, daß die Gespenster nicht bloß in der Einbildung bestehen, ist in der Vorrede so abgehandelt worden, wie es sich zu dem Buche selbst schickt, von welchem wir nur noch dieses erinnern wollen, daß es mit des Francisci Höllischem Proteus ein Buch sei, welcher Umstand hoffentlich aber mehr eine Anpreisung als eine Verachtung sein wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[134. Stück, vom 8. November.]

Zwei Weiber auf einen Tag, eine Geschichte von einem Mitgliede der Deutschen Gesellschaft in Göttingen. Frankfurt und Leipzig. 1754. In 8vo.

Man wird die Anlage dieses romanhaften Versuches mit der bekannten Geschichte des Grafens von Gleichen nicht leicht verwechseln, sobald man weiß, daß die Hauptperson desselben ein

Spanischer von Adel ist, dessen seltsamer Charakter sich von Unzähligen seiner Art ungemein kenntlich unterscheidet. Vermutlich hat der Verfasser die Klugheit gehabt, durch seine wohlgeratene Uebersetzung der sinnreichen Erzählungen des Cervantes sich hierzu gewissermaßen vorzubereiten. Außerdem besäße die ihm eigene Erfindung nicht die Hälfte ihrer Anmut und Stärke, wenn er nicht seinen Geschmack auf diese Art zu bilden und zugleich eine gewisse Naivetät des Ausdrucks zu erreichen gewußt hätte. Unter die merklichsten Züge dieser Nachahmung gehöret die Biegsamkeit des Witzes, vermöge der die besondern und unerwartetsten Umstände einer Sache angebracht worden, welche sie in ihr völliges Licht zu setzen geschickt sind. Eines andern Vorteils bedienet sich der Hr. Verfasser in Ansehung derjenigen Kunst, mit welcher er den Ekel für diejenigen Sittenlehren vermeidet, die in gemeinen Romanen ganze Seiten und Blätter mit Pedantereien anfüllen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[136. Stück, vom 13. November.]

G. E. Lessing's Schriften. Erster und zweiter Teil. Berlin bei Christ. Fr. Voß. 1753. In 12mo. 1 Alph. 3 Bogen.

Der erste Teil dieser Schriften enthält zwei Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese letztern hat der Verfasser seinen Lesern nicht ganz mitteilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er, um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweite Teil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kann. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken den Beifall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben, so kann man vielleicht vermuten, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider sein wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[137. Stück, vom 15. November.]

Januarius und Maja. Aus dem Englischen des Herrn **Pope** übersetzt. Leipzig und Stralsund. 1754. In 8vo. 2½ Bogen.

Dieses Stück ist einer von den ersten Versuchen des englischen Dichters, die Frucht eines Alters, in welchem man noch nicht wußte, daß er sich bis an die Seite des Homers schwingen und in schweren Harmonien die Wege Gottes gegen den Menschen rechtfertigen werde.

Es ist eine Erzählung, wie man sie ungefähr in dem „Decamerone" des Boccaccio oder bei einem Fontaine zu suchen pflegt; mit einem Worte, ein Hahnreihistörchen. Und wer weiß den Ton von diesen Histörchen nicht? Ein alter Mann heiratet ein junges Weib; das junge Weib betriegt den alten Mann; der alte Mann ertappt das junge Weib, und auch ertappt, behält das junge Weib noch Recht. So ein Stoff würde von jedem andern Dichter weit schlüpfriger, aber nimmermehr poetischer sein bearbeitet worden. Pope war an Bildern, an Charakteren, an Moral, an allen Reizen des Ausdrucks so reich, daß er von diesen allen auch das Schönste an dem kleinsten Gegenstande verschwenden konnte. Sogar an Maschinen läßt er es nicht fehlen, und er erhebt seine Kleinigkeiten auf die Stelzen des Heldengedichts, so wie man einem Zwerge den Anzug eines Riesen gibt, um ihn desto lächerlicher zu machen. — Der deutsche Uebersetzer hat viel Geschicklichkeit gewiesen, und es ist eben so gut, daß er die Zeilen in einem hat fortlaufen lassen. Es will jetzt eine wunderbare Mode einreißen, daß man die Prosa nach einem gewissen Längemaße abteilet, und wir nehmen uns die Freiheit, die Leser dafür zu warnen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr. 6 Pf.

[138. Stück, vom 17. November.]

Oden mit Melodien. Erster Teil. Berlin bei F. W. Birnstiel. Auf 32 Seiten in 4to.

Es hat uns eben niemals ganz und gar an kleinen Liedern zur Ergetzung des Gemüts gefehlt, und man hat so wenig bei uns als bei den Ausländern das Glas oder den Strauß der Phyllis zu besingen vergessen. Sie waren aber meistens alle bis auf die Zeit, da uns Halle durch die Gräfischen Bemühungen zuerst etwas Gutes lieferte, sowohl in Ansehung der Dichtkunst als der Melodie so beschaffen, daß sie von den artigen Personen, die Witz und Geschmack verbinden, nicht ohne Ekel angestimmet werden konnten. Gegenwärtige Sammlung gehört unter diejenigen, die sowohl der artigen Lebensart neuerer Zeit als dem Witze und dem Geschmack in beiden Künsten Ehre machen. Die meisten Oden darinnen sind von schon bekannten und berühmten Tonkünstlern und die andern von nicht unglücklichen Nachahmern derselben gesetzet. Es haben es diese Meister ihrem Ansehen nicht für nachteilig gehalten, sich mit dieser kleinen Art der musikalischen Beschäftigung abzugeben und die Oden dadurch von dem lächerlichen Vorwurfe zu befreien, als ob solche nichts anders als Früchte schlechter Köpfe sein könnten. Ist denn ein kurzer schöner Einfall eines guten Dichters nicht öfters mehr als mancher ungeheurer Foliante eines Schmierers wert, und sollte in der Musik eine Anzahl von sechzehn schön gesetzten Takten nicht so gut von der Fähigkeit seines Verfassers zeigen können als

eine drei Finger breite Partitur? Jedes musikalische Stück, deucht uns, verdienet in seiner Gattung Beifall, wenn es den Regeln der Kunst gemäß und mit Geschmack geschrieben ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[139. Stück, vom 20. November.]

Michael's Herrn von **Montaigne Versuche,** nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Zweiter Teil. Leipzig bei Lankischens Erben. 1754. In groß Octav. 2 Alph. 16 Bogen.

Man hat sich zu freuen, daß diese schöne Uebersetzung eines der vornehmsten französischen Schriftsteller, welchen weder der veränderliche Geschmack seiner Landsleute, noch das veralterte Ansehen, das ihm seine mehr gallische als französische Mundart gibt, von seinem wahren Werte herabgesetzt hat, so glücklich fortgehet. Dieser zweite Teil fängt mit dem zwölften Hauptstücke des zweiten Buchs an und geht bis auf das sechste Hauptstück des dritten Buchs. Nur denen, welche den Montaigne gar nicht kennen, hat man es nötig zu sagen, wie viel Kühnes und Lesenswürdiges sie darinne finden können. Allein, werden sie sich wohl durch die Aufschriften reizen lassen, wenn sie der Ruhm des Verfassers nicht reizen kann? Man kann nach dem strengsten Wortverstande behaupten, daß man nichts Schönes von einem Franzosen gelesen hat, ohne den Montaigne gelesen zu haben; und es würde eine Schande für unsre Landsleute sein, wenn sie den und jenen neuen Moralisten, der doch vielleicht nichts als ein Kopiste oder wohl gar ein unverschämter Ausschreiber dieses ursprünglichen Schriftstellers war, mit Vergnügen gelesen und wohl gar bewundert haben sollten und gegen den Vater derselben unempfindlich blieben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

[147. Stück, vom 8. Dezember.]

Elvire. Poeme par Mr. **d'Arnaud,** Conseiller d'Ambassade de Sa Majesté le Roi de Pologne etc. et Membre de l'Académie de Prusse. A Amsterdam. 1753. Chez Mortier. In 8vo. 6 Bogen.

Der Stoff zu diesem Gedichte ist eine Episode aus dem fünften Gesange der „Lusiade" des unsterblichen portugiesischen Dichters Camoens; die Geschichte nämlich des Don Manuel de Souze, welcher mit seiner Frau Elvire an den Klippen des Vorgebirges der guten

Hoffnung Schiffbruch leidet und auf eine wüste Insel geworfen wird, wo sie dem Hunger eine erschreckliche Beute werden. Was Herr Arnaud für ein Dichter sei, weiß man schon. Die Reinigkeit der Sprache, das Wohlklingende der Versifikation und hier und da ein Meisterzug, den er aber, wie es scheint, mehr seinem Gedächtnisse als seinem Genie zu danken hat: dieses sind seine Schönheiten, hinlängliche Schönheiten, eine an sich selbst sehr rührende Geschichte so vorzutragen, daß sie ihren Eindruck nicht verlieret. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[150. Stück, vom 15. Dezember.]

Frauenzimmerbelustigungen, oder Sammlung verschiedener Begebenheiten, welche von den besten Schriftstellern abgefaßt worden. Vierter und letzter Teil. Aus dem Französischen übersetzt von einem Frauenzimmer. Frankfurt und Leipz. 1754. In 8vo. 1 Alph. 10 Bogen.

Die Einrichtung dieses Werks wird man aus den ersten Teilen schon kennen. Denjenigen, die sie gekauft haben, wissen wir weiter nichts zu sagen, als daß ein inkomplettes Buch ein Uebelstand in einer Bibliothek ist. Diese Anpreisung aber noch wirksamer zu machen, wollen wir hinzufügen, daß die kleinen Romane, die dieser letzte Teil enthält, für einen letzten Teil, welcher nach mehrern keine Begierde erwecken muß, recht ausgesucht zu sein scheinen. Es sind deren viere, welche „Abra Mule“, „Die Wirkung der Eifersucht“, „Geschichte Ines' von Cordua“ und „Venda, Königin von Polen“ zur Ueberschrift haben. Sie sind alle, die zweite ausgenommen, aus den Zeiten des Zwittergeschmacks, da man Erdichtung und wahre Historie so kunstreich zu vermengen wußte, daß man zugleich beides und zugleich keines las. Keine schöne Königin, kein abgesetzter Sultan war für Anekdotenschreibern sicher; eben so wenig als itzt ein biblischer Name für ein ungereimtes Heldengedichte. Wo sind sie aber itzt, die sogenannten Novellen, die damals so viel Aufsehen machten? Sie würden da sein, wo die Ritterbücher sind, wenn sie nicht ein deutscher Uebersetzer dann und wann wieder an das Licht brächte. Sie glänzen in seiner Hand einen Augenblick wieder auf, um auf ewig zu verlöschen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[152. Stück, vom 20. Dezember.]

Betrugslexicon, worinne die meisten Betriegereien in allen Ständen nebst den darwider guten Teils dienenden Mitteln entdeckt worden, von **G. Paul Hönn,** D. F. S. G.

Rath und Amtmann in Coburg. Neue und verbesserte Auflage. Coburg. 1755.

Die erste Ausgabe dieses Werks erschien 1720. Zehn Jahre darauf erfolgte eine zweite, welche der Verfasser mit einer Fortsetzung vermehrte. Nach dieser ist die gegenwärtige abgedruckt worden, doch so, daß man die Vermehrungen an gehörigem Orte eingeschaltet hat. Wir können zu ihrem Ruhme nichts sagen als das, was man vielleicht gleich anfangs zu dem Werke selbst gesagt hat, daß es denen, welche betriegen wollen, eben so nützliche Dienste leisten könne als denen, welche sich nicht wollen betriegen lassen. Daß ihr sel. Verfasser die alphabetische Ordnung erwählte, daran that er sehr wohl, weil es gewiß sehr schlecht würde gelassen haben, wenn er Geistliche und Komödianten, Aerzte und Totengräber, Nonnen und Ammen, Nouvellisten und Rattenfänger, Nachtwächter und Musikanten, Bücherschreiber und Drescher, alles unter einander geworfen hätte. Es ist bekannt, daß er auch den Poeten einen Artikel gewidmet hat, wovon die Punkte Nummer 4 und 6 in neuern Zeiten bekräftigt worden und seit 1740 mit folgenden zu vermehren sind: „12) Auch betriegen die Poeten, wann sie den Reim weglassen und gewaltig auf ihn schimpfen, um für Dichter angesehen zu werden, welche denken. 13) Wann sie sich mit lateinischen Lettern drucken lassen und ein lateinisches Silbenmaß nachstümpern, um die Leute zu überreden, als wenn sie den Virgil und Horaz skandieren gelernt hätten. 14) Wann sie sich in Banden zusammenthun, damit, wie der höfliche Grieche sagt, eine Hand die andre wasche oder, mit dem groben Deutschen zu reden, ein Esel den andern kratze. 15) Wann sie den Pegasus, welchen ein Merkur mit Mühe und Not halten kann, anstatt des Bacchus Reitpferd, das ein Silen mit Skorpionen treiben möchte, auf ihre Titel stechen lassen ꝛc." Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[153. Stück, vom 22. Dezember.]

Untersuchung, **ob Milton sein Verlornes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben hat.** Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lawderischen Buchs von Milton's Nachahmung der neuern Schriftsteller. Frankfurt und Leipzig. 1753. In 8vo. 6 Bogen.

Wer in der neuern englischen Litteratur nur nicht gar ein Fremdling ist, dem wird ein gewisser Lawder bekannt sein, welcher durch eine der niederträchtigsten Verleumdungen den Namen des großen Miltons zu Schanden machen wollte. Er stellte ihn als einen gelehrten Dieb zur Schau, der seine prächtigsten Gedanken aus andern mit mehr Mühe zusammengestoppelt habe, als man sie

selbst zu erfinden nötig hat. Niemand kitzelte sich so leicht mehr über diese vorgegebene Entdeckung als ein gewisser deutscher Kunstrichter, welcher den Tempel des Geschmacks nur mit seinen Schülern füllen will. Er kramte sie bald darauf in dem „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" aus, ohne sich daran zu kehren, daß man in England die Betriegereien des Miltonschen Momus schon entdeckt habe, so daß er es zweifelhaft machte, ob er oder Lawder weniger rechtschaffen gehandelt habe. Alles dieses wird ihm in dieser Untersuchung unwidersprechlich vor Augen gelegt, und wenn er nicht er wäre, so könnte es leicht eintreffen, daß er sich, um den Einfall eines andern zu brauchen, mehr darüber schämte als ein Quartaner, welcher ut mit dem Indikativo konstruiert hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Oden und Lieder von Heinrich Aug. **Ossenfelder**, der Deutschen Gesellschaft in Jena Mitglied. Dresden bei Harpetern. 1753. In 8vo. 10 Bogen.

Herr Ossenfelder hat sich durch den Beifall, welchen vor einiger Zeit seine Lieder für eines Freundes Hochzeitgäste erhielten, aufmuntern lassen, diese größere Sammlung, in welche jene mit eingerückt sind, herauszugeben. Man wird ihr ihren Wert nicht absprechen können, sondern gestehen müssen, daß man Witz und Kunst darinne findet. Wenn einige Stücke aber weniger gefallen sollten, so wird man es aus den übrigen schließen können, daß es dem Verfasser nicht sowohl an Genie als an Fleiße und Ausbesserung fehle; ein Mangel, welchen man bei manchem sonst schönen Geiste findet, und dem wir es zuschreiben müssen, wenn ihre Arbeiten nur oft als die Entwürfe guter Dichter aussehen. Wir wollen einige Stücke namhaft machen, welche sich besonders ausnehmen, doch ohne zu behaupten, daß es die einzigen sind: „Das Denken", „Der Jüngling", „Die Küsse", „Der Selbstbetrug", „Dorinde", „Fritze", „Die Neugier", „Das Elend" 2c. Kostet in den Vossischen Buchläden 7 Gr.

[154. Stück, vom 25. Dezember.]

Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zyrich bei Orell. MDCCLIII. In 4to. 16 Bogen.

Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hrn. Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beinahe ein Vorurteil wider ihren innern Wert sein

könnte, wenn ihm der Gott der Kritik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum! immer bei gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Toten sind, sieht man aus dem Titel, und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Hrn. Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Jugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darinne das Feinste der feinsten Empfindungen, und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgeteilt werden, sind neu und kurieus. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben itziger Zeit sehr rar sind und man also den Mangel des öftern Schreibens durch das Vielschreiben ersetzen muß. Sonst aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine scharfe Untersuchung angestellt, die wahren Namen dieser Korrespondenten, ein Junius, einer Lucinde, eines Theanors, und wie sie alle heißen, zu entdecken, um es ihnen ernstlichen zu verweisen, daß sie sich unterstanden haben, wider das Sie haben Mosen und die Propheten ꝛc. zu handeln. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[155. Stück, vom 27. Dezember.]

Gleich itzo erhalte ich zwei Bogen in Oktav, welche in Halle bei Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind:

Samuel Gotthold **Langens Schreiben** an den Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178sten und 179sten Stücke eingedruckten **Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz.**

Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Kritik zu antworten, und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können, und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kann. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermutet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermutung nicht das erste Mal übertrifft. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bei grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er gibt mir auf der 25. Seite einen recht abscheulichen Anstrich;

er macht mich zu einem kritischen Bretteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausforderung abkaufen sollen. Ich weiß hierauf nichts zu antworten als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegenteil zu erhärten eine Kleinigkeit, und zwar durch das schriftliche Zeugnis eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemutete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener. Gotthold Ephraim Lessing.

[156. Stück, vom 29. Dezember.]

Zu dem instehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich sein, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigstens in einen Scherz verwandeln kann. Es sind

Satirische und moralische Neujahrswünsche,

an der Zahl vier Dutzend, zwei für Mannspersonen und zwei für Frauenzimmer. Sie sind in Form einer Spielkarte, aus der man sich ein Blatt nach Belieben zieht und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als eine Warnung des Himmels ansehen kann. Wir müssen gestehen, daß dieser fast durchaus eine ziemlich artige Sinnschrift ist, deren Verfasser ohne Zweifel auch etwas Besseres machen können als Neujahrswünsche. Zwei kleine Proben mögen es zeigen:

Für eine Mannsperson.

Dir wünsch' ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erscheint.
Denn, wie die kluge Frau gemeint,
So möchtest du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille,
Das nächste Jahr geb' euch in jedem Spiel Spadille!
Und stellt sich sonst kein Freier ein,
So mag's ein Kartenmaler sein.

Ein jedes Spiel, welches sein besonderes Futteral hat, kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

1754.

[4. Stück, vom 8. Januar.]

Noch können wir von Königsberg melden, daß die Deutsche Gesellschaft daselbst den 21. Nov. vorigen Jahres ihren Stiftungstag gefeiert und bei dieser Gelegenheit der Herr M. **Pantke** der erneuerten Gedächtnisfeier der 1741 geschehenen schlesischen Erblandeshuldigung eine Ode gewidmet hat. Sie besteht aus 40 zehnzeiligen daktylischen Strophen und ist auf 2 Bogen in 4to gedruckt. Horaz macht seine längsten Oden noch nicht von hundert Zeilen, und es scheinet uns wenigstens ein Pindar dazu zu gehören, das wahre Odenfeuer länger auszuhalten. Das Lob des Königs ist der eigentliche Gegenstand des Herrn Pantke. Auf eine andere Art lobt ein Panegyrist, auf eine andere Art der Dichter. Jener erzählt und begnügt sich, seine Erzählung mit den Blumen einer staatsklugen Moral auszuschmücken. Dieser erzählt gar nicht; desto häufiger aber bedient er sich der Anspielungen auf Begebenheiten, er lobt selten gerade heraus, er schmeichelt nur im Vorbeigehen; er hält sich nicht sklavisch an seinen Gegenstand, er scheint ihn oft aus den Augen zu verlieren und hat ihn, ehe man sich's vermutet, wieder vor sich. — So viel ist gewiß, daß wenige sein werden, welche die Ode des Hrn. Pantke nicht mit Vergnügen lesen sollten.

[5. Stück, vom 10. Januar.]

Die Schicksale der Seelen nach dem Tode. Ein philosophisches Lehrgedicht von Michael Conrad **Curtius.** Hannover bei Richter. 1754. Auf 3 Bogen in 8vo.

Herr Curtius hat sich schon durch seine Abhandlung von der Metapher und durch seine Uebersetzung der Aristotelischen „Dichtkunst" als einen Mann gezeigt, der die Regeln der schönen und witzigen Denkungsart kritisch zu beurteilen fähig ist. Hier aber zeigt er sich als einen solchen, dem es auch nicht schwer fällt, sie auszuüben. Der Vorwurf seiner Muse ist der poetischen Ausschmückungen ungemein fähig. Er ist das rechte Feld der Einbildung, der Mutmaßungen und Phantasie. Wer hier trocken bleibt, wird es überall bleiben. Sein Lehrgedichte bestehet aus drei Büchern, welche zusammen 520 Verse betragen. In dem ersten Buche beweiset er nach den gewöhnlichen Eingängen der Anrufung und des Inhalts, daß die Seele nicht materiell sei, und daß ihre Schöpfung nicht bloß auf Erden und in der Zeit ihr Ziel erreiche. Im Vorbeigehen berührt er die drei bekannten Systeme der Verbindung des Leibes und der Seele, wo wir aber bei Gelegenheit des Leibnizischen ein anderes Gleichnis als das von den Uhren gewünscht hätten,

weil dieses unmöglich mehr neu und also auch nicht poetisch schön sein kann. Das zweite Buch lehret, daß die Seele nach der Trennung von ihrem Leibe weder in einen Schlaf verfalle, wie Heyn behauptet, noch nach den Träumereien des Pythagoras durch Körper der Tiere walle, bis sie endlich in einen menschlichen wieder zurückkomme, sondern daß sie mit dem völligen Bewußtsein ihres gegenwärtigen und vorigen Zustandes unsterblich bleibe und vielleicht in einen glücklichern Planeten zu wohnen komme, wo sie die Werke Gottes tiefer und also ihn selbst näher werde kennen lernen. Das dritte Buch beschäftiget sich mit den Seelen der Tiere, welche nach seiner Meinung eine Erhöhung zu der denkenden Vernunft zu gewarten haben,

„Gewiß ist: Gott läßt kein Geschöpf auf niedern Stufen ewig stehn!
Erhöhung ist der Zweck der Schöpfung; Gott schuf das Tier und wird's erhöhn.
Gott, dem der Christen Herz sich weiht, dem sich das Knie der Heiden beuget,
Den auch der Tiere Mund erhebt, dem sich der Wurm anbetend neiget,
Wie herrlich wird dein Lob einst werden, wann es von so viel Lippen klingt
Und jeder Geist und jede Seele nur dich und deine Wunder singt!"

Wie man sieht, so hat der Dichter ein ziemlich langes Silbenmaß erwählt, und dieses hat zwar die Bequemlichkeit, daß es weniger bindet, zugleich aber auch die Unbequemlichkeit, daß es oft Gelegenheit gibt, die Gedanken allzu sehr zu dehnen, die in einem Lehrgedichte nicht gepreßt genug sein können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[8. Stück, vom 17. Januar.]

Ein Vademecum für den Herrn Sam. Gotth. **Lange,** Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von G. E. **Lessing.** Berlin. 1754. Auf 4 Bogen in 12mo.

Wenn es wahr ist, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geschmacks sind und daß man nur aus seinen Oden, was Oden sind, lernen kann; wenn es wahr ist, daß man gegen die deutschen Uebersetzungen aller klassischen Schriftsteller überhaupt nicht scharf genug sein kann, weil sie die vornehmsten Verführer sind, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen läßt; wenn es wahr ist, daß die Fehler solcher Männer, die ohne eine tiefe kritische Kenntnis der alten Dichter würdige Nachahmer derselben heißen wollen, ansteckender als andrer sind: so wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hrn.

Pastor Lange wegen seines verdeutschten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringschätzigsten, sondern wenigstens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausspruche des Horaz ernsthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts Unglücklichers für sich thun können, als daß er auf die Lessingsche Kritik mit so vielem Lärmen geantwortet hat. Wenn er sich dieselbe in der Stille zu nutze gemacht hätte, so würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben sein, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus diesen Gedanken aber werden hoffentlich auch seine geschworensten Freunde durch dieses Vademecum gebracht werden, welches seinen Namen aus der abgeschmackten Langeschen Spötterei über das unschuldige Format der Lessingschen Schriften erhalten hat. Der Verfasser zeigt ihm darinne unwidersprechlich, daß er weder Kenntnis der Sprache noch Kritik, weder Altertümer noch Geschichtskunde, weder Wissenschaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenschaften besitze, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beinahe zu viel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[9. Stück, vom 19. Januar.]

Physikalische Belustigungen. Einundzwanzigstes Stück. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1753.

Mit diesem Stücke nimmt also der dritte Band glücklich seinen Anfang. Da ihr wahrer Herausgeber, der Herr Mylius, itzt auf seiner bekannten physikalischen Reise begriffen ist, so hat der Herr Prof. Kästner es über sich genommen, in einer kurzen Vorrede die Leser zu versichern, daß man sich bemühen werde, diese periodische Schrift in einer ununterbrochenen Fortsetzung und bei dem Werte zu erhalten, den sie vom Anfange an gehabt hat. Er gibt zugleich die Versicherung, daß Herr Mylius bei dieser Arbeit nicht ganz verschwunden sein, sondern bisweilen Aufsätze, die keine andre Verbindlichkeit zurücke hält, einsenden werde, wie denn schon das gegenwärtige Stück einige dergleichen aufweiset. Es ist darinne enthalten 1) des Herrn Wallerius Abhandlung von den Ursachen, welche bei dem Wachstume der Pflanzen bemerkt werden, aus dem Lateinischen mit Anmerkungen übersetzt von D. L. 2) Die natürliche Historie des Thees, aus dem Englischen des Universal Magazine. 3) Thermometrische Beobachtungen auf und in dem Meere, angestellt von dem Hrn. Mylius bei seiner Ueberfahrt nach England. 4) Nachricht von einer Ameisenschlacht aus dem Gentleman's Magazine. Auch die gedachte Vorrede des Herrn Prof. Kästners ist mehr als eine Vorrede, welches man von einem Manne leicht vermuten kann, von

dem man nichts als neue und gründliche Betrachtungen gewohnt ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[13. Stück, vom 29. Januar.]

Das Glück. Eine kritisch-satirische Geschichte. Frankfurt und Leipzig. 1754. Auf 6 Bogen in 8vo.

Dem Titel nach sollte man diese Schrift für ein deutsches Original ansehen und für den Versuch eines Geistes, der sich in eine Sphäre wagen wollen, welche die feinern Geister unter uns vielleicht aus Furcht, vielleicht aus Verachtung leer lassen. Doch gleich die ersten Seiten widerlegen diese Vermutung; die Denkungsart ist die leichte Denkungsart eines Franzosen, die Schreibart desgleichen; Moral und Satire ist nach dem Horizonte seines Landes eingerichtet, und wenigstens hätte der Uebersetzer die Generalpachter und die Anspielungen auf die Klöster unterdrücken müssen, wenn er für etwas mehr als für einen Uebersetzer hätte wollen angesehen sein. Die Erdichtung ist ungefähr diese: Fortuna, aus Verdruß über die Klagen der Menschen, bittet den Jupiter um die Erlaubnis, auf die Erde herabsteigen zu dürfen; sie erhält sie und tritt mit dem Merkur ihre Reise an. Sie wenden sich beide nach Athen; sie besuchen daselbst Glückliche und Unglückliche, Staatsleute und Philosophen, Priesterinnen der Venus und Nonnen des heiligen Feuers; kurz, ihre Neugier führet sie an alle Orte, und an allen Orten finden sie fast nichts als Anlaß zum Unwillen. Sie steigen also wieder in den Himmel, und der Bericht, den das Glück bei dem Jupiter abstattet, ist dieser: „Was für ein verworfnes Geschlecht sind die Menschen! Es reuet mich, die Reise unternommen zu haben! Ich habe kaum zwei bis drei Vernünftige gefunden, die mit ihrem Schicksale zufrieden waren. Die meisten sind Thoren, welche wünschen und nicht wissen, was sie wünschen; sie machen Entwürfe über Entwürfe und laufen nach lauter Grillen! Andre sind im Genusse, ohne zu genießen, niederträchtig, kriechend, Freunde der Schmeichler und Feinde derer, die sich unterstehen, die Wahrheit zu sagen. Sie alle leben ohne Ueberlegung; sie sterben, ohne daß sie empfunden, daß sie gelebt haben. — Was nützen solche Wesen in der Welt?“ Der Verfasser hat hier und da verschiedene wichtige philosophische Wahrheiten, die sich auf das Ganze beziehen, mit einflechten und richtigere Begriffe von Glück und Unglück und von dem Bösen, wie es in den Plan der besten Welt gehöre, einstreuen wollen. Allein es mißlingt ihm oft, und er wird schulmäßig, wo er gründlich sein will. Er läßt zum Exempel den Jupiter auf den Bericht der Fortuna so antworten, als ob er bei einem von den neuern Weltweisen in die Schule gegangen sei, und ihn von dem Möglichen, von der Existenz, von der Vollkommenheit ziemlich methodisch sprechen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[14. Stück, vom 31. Januar.]

Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Drittes Stück. Hamburg. 1753.

Hiermit schließen die Verfasser ihren ersten Band, dem wir seines innern Werts wegen noch manche folgende wünschen wollen. Die Liebhaber dramatischer Gedichte werden dieses dritte Stück besonders mit Vergnügen lesen, indem sie nicht allein eine wohlgeratene Uebersetzung der „Nanine" des Herrn von Voltaire, sondern auch ein Vorspiel in Versen, „Das Glück der Komödie", in welchem sehr viel witzige und feine Züge sind, und ein prosaisches Trauerspiel in einer Handlung darinne finden. Dieses letztere führet den Titel Emirene und ist der Anlage nach aus einer Oper des Abts Metastasio genommen. Es hat so viel Schönheiten, daß es in der That der „Zelaide" des Herrn von Saintfoix entgegengestellt zu werden verdient. Wenn es unsre deutschen Schauspieler über das Herz bringen können, ihre Zuschauer nicht immer durch Verse und fünf Aufzüge zum Weinen zu bewegen, so versprechen wir ihm sehr vielen Beifall. Von den kleinen Gedichten wollen wir eine Probe anführen.

Bittre Klage.

Mein Mädchen, Pferd und Weib, die alle sind verloren?
Ach! — Doch bedenk' ich's recht, wozu der Mensch geboren,
Wie froh bin ich, daß mir nichts Aergers widerfährt!
Mein Weib war zänkisch, grob und häßlich von Gestalt,
Mein Mädchen mager und fast alt —
Wie dauret mich mein Pferd!

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[15. Stück, vom 2. Februar.]

Berlin. Aus der Birnstielschen Druckerei ist seit der Mitte des vorigen Monats ein sittliches Wochenblatt unter der Aufschrift

Der Vernünftler

erschienen. Die drei ersten Stücke zeigen uns die Verfasser auf sehr guten Wegen; es sind Leute, welche denken und Beredsamkeit und Dichtkunst damit verbinden. Das erste Stück schildert gebräuchlichermaßen den angenommenen Charakter, welcher sich auch gleich in dem zweiten Stücke sehr vorzüglich äußert. Sie wollen ihre Blätter nicht gern in die Klasse der gewöhnlichen hebdomadarischen Moralen gesetzt wissen und beweisen also, daß es gar keine Moral gibt. Wir wünschen ihnen Leser, welche Ernst und Scherz zu unterscheiden wissen. Das dritte Stück enthält eine sehr feurige Ode und zwei kleine Strafbriefe. Jene hat der Verfasser, welcher

sich mit einem N. unterzeichnet, auf seine Genesung gemacht. Statt alles Lobes wollen wir einige Strophen einrücken, die notwendig gefallen müssen. Das Lob Gottes ist des Dichters Gegenstand.

„Du hörst, ja, du erhörst die Bitten
Des Armen, dessen reinre Sitten
Der reiche Thor verschmähen kann.
Du lachst der göttlichen Gebärden
Der Unterkönige der Erden
Und liebst den weggeworfnen Mann.

„Mein Unfall wird zu sanftern Bürden;
Scheingüter, die mich morden würden,
Versagst du mir, weil du mich liebst.
Ein fähig Herz, dir zu gefallen,
Gib mir, wenn du den Schwelgern allen
Dumm machend Erz zur Strafe gibst" ꝛc.

Jedes Stück, welches aus einem Bogen in 8vo. besteht, kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[19. Stück, vom 12. Februar.]

Ueber die **falschen Begriffe von der Gottheit.** Berlin. 1754. In 4to. auf einem Bogen.

Dieses ist der Titel eines kurzen Lehrgedichts, welches über diejenigen eifert, die sich Gott als einen Tyrannen vorstellen, der nur an Rach' und Qual seine Freude habe; die es vergessen, daß er lauter Huld ist, und sich also selbst den besten Trost, von einem Gott regiert zu werden, rauben. Der Dichter sagt hiervon sehr viel Schönes und hat die Vorsicht gebraucht, einigen in den Versen unbestimmtern Ausdrücken in kleinen Anmerkungen den wahren Verstand zu geben. Sein Anfang ist dieser:

„In Gott ist lauter Huld! So froh schließt von der Welt
Der Weise, der sich Gott im Weltbau vorgestellt.
Die Wahrheit läßt er sich nicht von dem Aberglauben,
Von keiner Leidenschaft, auch nicht vom Priester rauben.
Er glaubt, was er erforscht, und er erforscht entzückt
Das, was sein Herz gefühlt: wie Gott die Welt beglückt.
Er geht mit Lust den Pfad, der ihn zum Denken führet,
Der ihm den Schöpfer zeigt, und zeigt, wie er regieret" ꝛc.

So richtig nun dieses und auch das übrige ist, wenn es gehörig verstanden wird, so wenig wollen wir dem Verfasser zutrauen, daß er ganz und gar keine Begriffe von Strafe und Gerechtigkeit bei Gott wolle stattfinden lassen. Sonst würde es leicht sein, ihm in seinem eignen Tone mit Zurückgebung aller seiner Reime zu antworten:

Ja, Freund, Gott ist die Huld! Aus Huld dacht' er die Welt,
Und der Gedank' stand da, den noch die Huld erhält.
Lieb' ihn, des Guten Quell! Doch laß zu süßen Glauben
Dir nicht von seiner Huld das wahre Wesen rauben.
Ein Gott, der nichts als liebt, ein solcher Gott entzückt;
Nur lerne, daß sich auch zur Liebe Strafe schickt;
Daß blöde Nachsicht bloß kein Reich zum Wohl regieret
Und daß den Ewigen so Recht als Gnade zieret rc.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[24. Stück, vom 23. Februar.]

Der **Russische Avanturier**, oder sonderbare Begebenheiten des edeln Russen, **Demetrius Magonsky** genannt. Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Frankf. und Leipzig. 1753. In 8vo. 1 Alph. 5 Bogen.

Dieser Roman muß sich notwendig von einem ehrlichen Deutschen herschreiben, dem der Ruhm seiner Nation am Herzen liegt. Da er sahe, daß sie auf seinen Witz unmöglich würde stolz thun können, so wollte er ihr wenigstens den Verdruß, sich seiner zu schämen, ersparen und setzte also diese Hirngeburt auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem „Don Quixote" ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünschen, daß alle elende Schriftsteller ihm diesen Kunstgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben so viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als sie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfassers von diesen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, so sind sie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu sehen ist; sie sind ferner ein Journal, das zum unvergeßlichen Andenken ausgestandener Fatorum aufgesetzt worden, unter welchen eine dreifache Heirat so etwas Wunderbares ist, daß man ihre Seltsamkeit kaum glauben wird. Hierbei will ihr Geschichtschreiber den Leser nichts mehr als dieses gebeten haben, daß er sich entweder spöttischer Tadelsucht enthalte, oder lieber das Werk, als seines Lesens unwürdig, liegen lasse. Wir sind billig und lassen seine Bitte stattfinden und sagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt und mit Elend beschließen sich endet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[25. Stück, vom 26. Februar.]

Die Advocaten, ein Lustspiel. Hamburg. 1753. In 8vo. 4 Bogen.

Nichts kann unbilliger sein als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satire, so zu reden, von der öffentlichen Straße nehmen müssen und sonst nichts Lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir „Die Geistlichen auf dem Lande", „Die Aerzte" und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, „Die Advokaten", sehr viel Gleiches hat. Es ist eben so giftig und eben so unregelmäßig; der Verfasser hat eben so wenig die wahren Schranken der Satire gekannt und das Komische eben so wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuten, in unserm Tadel diesesmal bestimmter zu gehen und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[27. Stück, vom 2. März.]

Früchte einer Vernunft und Belustigung geweihten Stille; gesammelt von einem ächten Verehrer der Wissenschaften. Breslau, verlegts Carl Gottfried Meyer. 1754. In 8vo. 8 Bogen.

Ein furchtsamer Leser könnte sich leicht unter diesem Titel den Anfang einer neuen Monatschrift vorstellen, wenn wir ihm nicht sogleich sagten, daß man nirgends mit einer etwanigen Fortsetzung gedroht finde. Dieser Umstand gibt den darinne enthaltenen Aufsätzen, welche teils prosaisch, teils metrisch sind, einen eignen Wert, und wir dürfen sie nur nennen, um einen jeden selbst urteilen zu lassen, ob er sich viel davon versprechen könne. Sie sind folgende: 1) Ob die Regel, man solle nicht glauben, daß andre Leute so dächten als wir, erheblich sei. 2) Poetische Frühlingsgedanken. 3) Ob das Nativitätstellen verwerflich sei. 4) Ein poetisches Sendschreiben. 5) Ob es einem Jünglinge unanständig sei, an den Ehestand zu gedenken. 6) Poetisches Schreiben an die Wahrheit. 7) Ob man die Tugend mehr bei den Gelehrten als bei dem Pöbel suchen müsse. 8) Poetisches Schreiben an die Musen. 9) Die mit wichtigen Vorteilen verknüpfte Kenntnis der Sprachen. 10) Poetische Gedanken über den Gebrauch der fünf

Sinne. 11) Die Niederträchtigkeit der Spötter. 12) Die bestrittene Unwahrheit, daß man, ohne zu sündigen, das schöne Geschlecht nicht lieben könne. 13) Das Angenehme in einer gewissen Unverschwiegenheit. 14) Ein Gedicht. 15) Ob die Entfernung die Freundschaft edler machen könne. 16) Gedicht über die Schönheit. 17) Die Niederträchtigkeit, Niedre zu verachten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[29. Stück, vom 7. März.]

London. Herr **Mylius**, welcher, wie bekannt, aus Deutschland übergesendet worden, eine physikalische Reise nach Amerika zu thun, ist zwar noch hier, man hat aber Ursache, zu hoffen, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt viel dazu beitragen wird, seine Reise desto besser nach dem Wunsche derer, welche teil daran nehmen, ausschlagen zu lassen. Er ist dabei so wenig müßig, daß er sich bereits durch verschiedne Schriften unter den englischen Gelehrten bekannt gemacht hat. Außer der Beschreibung einer neuen grönländischen Tierpflanze in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er „A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new tragedy Boadicia" herausgegeben und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths „Analysis of beauty" besorgt. Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabei, indem sowohl im Sommer als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.

[30. Stück, vom 9. März.]

Leben des Molière, aus dem Französischen des Herrn **von Voltaire** übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbstverfertigten Poesien. Leipzig bei Fr. Lankischens Erben. 1754. In 8vo. auf 12 Bogen.

Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bei einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darinne finden, mit dem Zusatze, daß es nicht die erste Schrift sei, die er ableugne. Wenigstens wird man auf der 100. Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit eben denselben Worten in das „Jahrhundert Ludwigs des XIV." gekommen ist, und dieses könnte also eine Vermutung wider ihn mehr sein. Unterdessen mag der Verfasser sein, wer er will, so ist

sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl wert gewesen, besonders itzt, da Molière durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt sein kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm sein würden, wenn sie auch noch weniger wichtig wären; und wenn die Kritik der Molièrischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muß sie doch von einem Manne sein, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hrn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzählungen, Sinnschriften und einem scherzhaften Heldengedichte, „Das Quadrille", in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[32. Stück, vom 14. März.]

Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monsieur **de Voltaire** sur l'édition de ses Ouvrages à Dresde. A Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1754. In 12mo. auf 240 Seiten.

Der Herr Graf Cataneo in Venedig hat sich schon durch seinen wahren Geist der Gesetze, welchen auch die Engländer einer Uebersetzung wert geschätzt haben, so vorteilhaft bekannt gemacht, daß auch nur sein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungelesen zu lassen, die er an einen von den berühmtesten Schriftstellern unsrer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verschiedne Zweifel, die ihm bei Lesung der Voltairischen Schriften eingefallen sind, und die er mit weniger Bescheidenheit größtenteils starke Einwürfe hätte nennen können. Der erste Brief ist statt der Einleitung und enthält einige Komplimente, wie sie die Fechter zu machen pflegen, ehe sie einander wund zu stoßen anfangen. Der zweite Brief betrifft die Historie, worinne der Herr Graf besonders den Unglauben des Dichters in Ansehung der alten Geschichte untersucht und sonst einige Widersprüche aufdeckt, die bei einem Verfasser, der überall witzig sein will, nichts Seltnes sein können. Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphysik, sowie der vierte von seinen Irrtümern in der Naturlehre. Diese beiden Briefe müssen auch schon deswegen sehr angenehm zu lesen sein, weil es einen sehr artigen Anblick gibt, wenn zwei Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederholt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben so wenig als in den Beryberischen Briefen verstehen. Der fünfte Brief ist der

Moral, der sechste der Religion und der siebente der Poesie bestimmt. Es wundert uns dabei, daß gleich der sechste der kürzeste geworden ist, da er doch der längste hätte werden können, wenn es anders wahr ist, daß bei einem witzigen Kopfe die Religion immer das Problematischste ist. Ueberall, wo der Herr Graf Cataneo seinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueste Dresdner Ausgabe von seinen Werken angeführt, ohne Zweifel, weil diese der Herr von Voltaire für echt erkannt und sich also außer stand gesetzt hat, seine Gedanken für verändert und verstümmelt anzugeben, welches er wohl sonst zu thun soll gewohnt sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[36. Stück, vom 23. März.]

Lankischens Erben in Leipzig haben drucken lassen:

L'Electricité, son origine et ses progrès; poëme en deux livres par Mr. George Matthias **Bose,** Prof. publ. ordin. en physique à Wittenbergue, traduit de l'Allemand par Mr. l'Abbé Joseph Antoine de C***. In 8vo. auf 6 Bogen.

Die Verdienste des Herrn Prof. Bosens um die Elektrizität sind zu bekannt, als daß wir viel davon zu sagen nötig haben sollten. Auch sein Gedicht, welches er über diesen neuen physikalischen Gegenstand vor einigen Jahren gemacht hat, kann nicht unbekannt sein, eben so wenig als der Beifall, mit welchem es aufgenommen worden. Wir zweifeln nicht, daß diese französische Uebersetzung von Kennern nicht eben diesen Beifall erhalten werde, wenn sie es auch schon etwa merken sollten, daß der Herr Abt Joseph Anton von C*** ein guter ehrlicher Deutscher sein müsse, der sich einige kleine Freiheiten in der Sprache und Prosodie nicht übelnimmt. Es sind verschiedne Anmerkungen zu dieser französischen Uebersetzung hinzugekommen, und auf dem Rande hat man die Seiten der deutschen Ausgabe hinzuzusetzen für gut befunden, vielleicht damit man gleich sehen könne, wo der Uebersetzer geblieben ist. Die Zueignungsschrift ist von einem gewissen Langbein an die Gräfin von Rex gerichtet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[37. Stück, vom 26. März.]

Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beschäftigungen des Hrn. **Mylius** in England und der weitern Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir itzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm und dem Publiko selbst, welches sich noch manches von seinem Fleiße ver-

sprach, nicht gleichgültig sein wird. Er ist nämlich am 6. dieses Monats in London an einer Peripneumonie gestorben. Es ist nicht genug zu bedauern, daß die Kräfte seines Körpers nicht seinem Eifer und seiner Begierde, etwas Vorzügliches zu thun, gleich gewesen sind. Sein fester Entschluß, sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unablässige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen ebenso schönen als gründlichen Geist gekannt hat. Es ist bereits schon über ein Jahr, daß er seine physikalische Reise von hier aus antrat, und nur seine Lust, sich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, ist schuld, daß er nicht weiter damit gekommen ist. Auf Verlangen einiger vornehmen Teilhaber an seiner Reise machte er nicht nur gleich anfangs auf dem Harze verschiedne Versuche mit dem Thermometer und Barometer, sowohl unter der Erde in den tiefsten Schachten als hernach auf den Spitzen der höchsten Berge, sondern stellte auch gleiche Versuche bei seiner Ueberfahrt von Holland nach England über und unter dem Wasser mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens seine erste Reise auf englische Kolonien in Amerika gehen sollte, so sahe er gar bald in England die unvermeidliche Notwendigkeit, sich die englische Sprache, die er schon zum Teil verstand, noch mehr bekannt zu machen und sonst verschiedne Erkundigungen einzuziehen, die seine Untersuchungen in den dasigen Gegenden erleichtern könnten. Diese und noch andere Ursachen, wozu besonders seine Unpäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus seinen Gönnern, um sie nicht abzuschrecken, ein Geheimnis machen wollte, nötigten ihn, länger in England zu bleiben, als er jemals daselbst zu bleiben geglaubt hatte. Noch viel weniger aber werden weder er noch seine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort sein sollte, wo die Vorsicht seiner mühsamen irdischen Wißbegierde auf immer stillezustehen befehlen sollte, um sie in einer bessern Welt zu sättigen.

[56. Stück, vom 9. Mai.]

Geschichte des Herrn Carl Grandison, in einer Folge von Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. I. und II. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung. 1754. In 8vo. Zusammen 3 Alph.

Dieser Titel enthält alles, was man zur Anpreisung eines neuen Romans sagen kann, der nichts weniger als eine bloße Ergetzung zu seiner vornehmsten Absicht hat. Ein viel edlerer Zweck ist von je her der Gegenstand des unterrichtenden Richardson

gewesen, dessen schönem Geiste man es zu danken hat, daß man die schärffste Moral in seinen Schriften mit so viel reizenden Blumen ausgeschmückt findet. Die erste Sammlung seiner erzählenden Briefe, Pamela betitelt, zeigte die Schönheit und das vorzüglich Erhabene der Tugend in einem unschuldigen und unausgeputzten Gemüte, nebst der Belohnung, welche die schützende Vorsicht derselben oft auch in diesem Leben widerfahren läßt. Die zweite Sammlung, deren Aufschrift Clarissa heißt, enthält betrübtre Vorfälle. Ein junges Frauenzimmer von höherm Stande und zu größern Hoffnungen berechtiget, wird in eine Mannigfaltigkeit tiefer Unglücksfälle verwickelt, die sie zu einem frühzeitigen Tod führen. Gegenwärtige dritte Sammlung endlich legt der Welt die Abschilderung und die Begebenheiten eines wahrhaftig redlichen Mannes vor, welcher in vielen und mancherlei prüfenden Umständen stets übereinstimmend und wohl handelt, weil alle sein Thun von einem einzigen unveränderlichen Grundsatze regieret wird; es ist ein Mann, der Religion und Tugend hat, Lebhaftigkeit und Feuer besitzt, der vollkommen und angenehm, für sich glücklich ist und andere glücklich macht. Das ist der Hauptinhalt dieser ersten zwei und der nachfolgenden Bände, der aber durch die verschiedenen Korrespondenten, welches meistenteils junge Frauenzimmer von guter Erziehung und muntrer Gemütsart sind, so mannigfaltig und angenehm gemacht wird, daß der Leser überall fortgerissen wird und sich für nichts als dem Beschluß fürchtet, den man in tausend andern Romanen schon auf der ersten Seite zu wünschen anfängt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[57. Stück, vom 11. Mai.]

Le **Procès sans fin** ou l'Histoire de John Bull, publiée sur un manuscrit trouvé dans le cabinet du fameux Sire Humfroy **Polesworth** en l'année 1712, par le Docteur **Swift.** A Londres chez Nourse. 1754. In 8vo. 17 Bogen.

Die Geschichte des Johann Bulls ist eine allegorische Kritik des eben so langen als blutigen Krieges von 1702, in welchem die mächtigsten Monarchen Europens alle ihre Kräfte erschöpften. Der Verfasser davon ist Swift, welcher auch unter uns nunmehr bekannt genug ist. Er stellet den Krieg unter dem Bilde eines großen Prozesses vor; die Schlachten sind die Klageschriften und die Siege die Urtel; die Könige werden in Kaufleute verwandelt, die Generals in Prokurators und die Soldaten in Häscher und Büttel. Der Stoff des Prozesses ist eine reiche Erbschaft. Ein großer Herr sahe sich ohne Nachkommenschaft. Er hatte zwei Vettern; der eine hieß Philipp Baboon und war der Enkel eines reichen Kaufmannes; der andere hieß der Ritter South und war aus einer guten Familie

entsprossen, die aber in Verfall geraten war. Der gute Alte machte ein Testament und setzte den erstern zu seinem Universalerben ein. Der Ritter geriet darüber in Verzweiflung und fing mit seinem Vetter einen Prozeß an, um ihm die Gültigkeit des Testaments streitig zu machen. Er würde aber gar bald haben unterliegen müssen, wenn nicht alle Kaufleute in der Provinz sich seiner angenommen hätten. Die vornehmsten davon waren John Bull, ein Tuchhändler, und Nikolaus Fog, ein Leinwandhändler. Der einzige Lewis Baboon erklärte sich für den Philipp und hielt allen andern Mitbuhlern einzig und allein das Gegengewicht. Der Ausgang dieses Prozesses war der gewöhnliche Ausgang vieler andern Prozesse: die Unkosten ruinierten die Parteien, und endlich mußten sie es zu einem Vergleiche kommen lassen. Man wird hoffentlich bei einer mäßigen Kenntnis der neuern Geschichte diese Anspielung sehr leicht verstehen, welche in dem Werke selbst durch verschiedene Episoden noch um vieles angenehmer gemacht wird. Swift war ein kühner Philosoph, der keine Verstellungen brauchte; ein strenger Richter, bei dem kein Ansehen der Person galt, und endlich ein englischer witziger Kopf, welcher oft das Lächerliche übertrieb, um es desto glücklicher zu bestreiten. Aus allem diesem wird man auf den Ton dieser satirischen Geschichte schließen können, von welcher es uns wundert, daß sie die Franzosen nicht eher in ihre Sprache übersetzt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[61. Stück, vom 21. Mai.]

G. E. Lessing's Schriften. Dritter und vierter Teil. Berlin bei Chr. Fr. Voß. In 12mo. 1 Alph. 2 Bogen.

Wir wollen den Inhalt dieser Teile mit den eigenen Worten des Verfassers anführen. „Den dritten Teil," sagt er, „habe ich mit einem Mischmasche von Kritik und Litteratur angefüllt, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle Rettungen überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden." — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere: 1) Rettungen des Horaz, 2) Rettung des Cardanus, 3) Rettung des Inepti religiosi und seines ungenannten Verfassers, 4) Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit. Die bloßen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Teil enthält zwei Lustspiele, wovon das eine Der junge Gelehrte und das andere Die Juden heißt.

Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze nicht ohne Beifall aufgeführet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[62. Stück, vom 23. Mai.]

Le **Théâtre** de Monsieur **de Marivaux** de l'Académie Françoise. Nouvelle édition. En IV Tomes. A Amsterdam et Leipzig chez Arkstée et Merkus. 1754. In 12mo. Jeder Teil von 18 Bogen.

Diese Ausgabe der theatralischen Werke des Hrn. von Marivaux ist schon vor einigen Jahren angekündiget worden. Sie ist eigentlich nichts als ein sehr saubrer und korrekter Nachdruck der Parisischen, welche aus sieben Bänden besteht und mehr als noch einmal so viel kostet. Marivaux behauptet unter den neuern schönen Geistern der Franzosen eine sehr vorzügliche Stelle. Es werden es ihm wenige an Witze und Fruchtbarkeit zuvorthun; Romanen, Lustspiele, moralische Blätter sind mit Haufen aus seiner Feder geflossen und haben alle eine sehr glänzende Aufnahme genossen. Man lobt an ihm besonders seine Kenntnis des menschlichen Herzens und die Kunst seiner kritischen Schilderungen; man nennt ihn einen zweiten La Bruyère, welcher ehedem so vielen Personen die Larve abriß und ihre Eitelkeit beschämte. Nicht weniger rühmt man an ihm die blühende Schreibart, welche voll kühner Metaphern und unerwarteter Wendungen ist. Allein man tadelt auch an eben derselben die allzu große Kühnheit und die zu übertriebene Begierde, überall seinen Witz schimmern zu lassen. Hiermit verbindet man noch einen andern Tadel, welcher bei strengen Freunden der Tugend weit wichtiger ist. Er soll das Laster und besonders die Wollust oft mit so lebhaften und so feinen Farben schildern, daß sie auf den Leser einen ganz andern Eindruck machen, als sich ein tugendhafter Schriftsteller zu machen vorsetzen darf; seine Beschreibungen sollen verführen, weil sie allzu natürlich sind. Von allem diesem wird man sich auch schon aus der Lesung seiner Lustspiele überzeugen können, deren Titel wir nur noch anführen wollen, weil sie ohnedem fast alle schon durch Uebersetzung bei uns bekannt sind. Der erste Teil bestehet aus vier Stücken: „Der durch die Liebe artig gewordene Harlekin"; „Die Ueberraschung der Liebe"; „Die gedoppelte Unbeständigkeit" und „Der verkleidete Prinz". Der zweite Teil enthält acht Stücke: „Der Bauer mit der reichen Erbschaft"; „Das Spiel der Liebe und des Glücks"; „Der Triumph der Liebe"; „Die Probe"; „Die unvermutete Freude"; „Der Streit"; „Das besiegte Vorurteil" und „Die Aufrichtigen". Die Stücke des dritten Teiles heißen: „Hannibal, ein Trauerspiel"; „Die unvermutete Entwicklung"; „Die Insel der Vernunft"; „Die zweite Ueberraschung der Liebe"; „Die Aussöhnung

der Liebesgötter"; „Die unbedachtsamen Eidschwüre" und „Das Vermächtnis". Der vierte Teil endlich schließt in sich: den „Gebesserten Stutzer; „Die falschen Vertrauten"; „Die vertraute Mutter"; den „Irrtum"; „Die glückliche List"; „Die Schule der Mütter" und den „Triumph des Plutus". Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 2 Rthlr. 12 Gr.

[71. Stück, vom 13. Juni.]

Der Schwärmer, oder Herumstreifer. Eine Sittenschrift aus dem Englischen. Erster und zweiter Band. Stralsund und Leipzig auf Kosten J. J. Weitbrecht's. 1754. In groß Oktav. Jeder Band von 22 Bogen.

Diese Wochenschrift ist in England unter dem Titel: „The Rambler" vor einigen Jahren ans Licht getreten. Dieses Wort bedeutet eigentlich einen Landläufer, der nirgends eine bleibende Stätte hat; hier aber soll ein Schriftsteller darunter verstanden werden, der sich weder an eine gewisse Ordnung, noch an eine gewisse Materie bindet, sondern seinen Betrachtungen freien Lauf läßt, so daß er die Worte des Horaz zu seinem Sinnspruche machen kann:

Nullius addictus jurare in verba magistri,
Quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.

Das eigentliche Feld, worinne er herumschweift, ist die Moral; ein Feld, durch welches schon so mancher Autor seine Leser geführet und geschleppet hat. Gleichwohl ist noch genug darinne zu entdecken, wenn man nur das Glücke hat, in die Hände eines Mannes zu fallen, dem es weder an Einsicht noch an Geschmack fehlt, wo nicht immer ein neues Licht auf unsere Seele strahlen zu lassen und unserm Blicke neue Aussichten zu eröffnen, wenigstens die Stellung und den Anputz gemeiner Gegenstände so abzuändern, daß er ihnen neue Anmut und kräftigere Reize mitteilet. Die letztere Geschicklichkeit besitzet der S c h w ä r m e r vorzüglich, und er weiß immer über die Gefilde, durch welche der Verstand bereits fortgerückt ist, Blumen zu streuen, welche ihn antreiben können, zurückzukehren und Dinge, bei denen er zu eilfertig vorübergegangen war oder die er nur obenhin betrachtet hatte, zum zweitenmale eines Anblicks zu würdigen. Auch in der Einkleidung ist er ungemein reich. Bald ist es eine Allegorie, bald eine Geschichte, bald eine Fabel, bald ein Traum, bald ein Charakter, in die er den Ernst seiner Betrachtungen hüllet, die überall eben so heiter als gründlich sind. Dann und wann wagt er auch einige Streifereien in das Reich des Geschmacks und der Kritik, wohin in dem ersten Bande besonders die Abhandlung von dem Schäfergedichte und in dem zweiten die Untersuchung der Versifikation des Miltons gehören. Wir müssen bekennen, daß es ihm nirgends mißlingt, und daß wir uns im voraus auf den dritten

und vierten Band freuen, deren Uebersetzung auf künftige Michaelmesse gewiß folgen soll. Die Arbeit, welche die Uebersetzer daran gewandt haben, ist sehr glücklich ausgefallen; nur schade, daß sie dann und wann durch ziemliche Druckfehler verstellet wird. So finden wir z. E., daß auf der 217. Seite des zweiten Bandes eine Anmerkung des Uebersetzers mit in den Text gekommen ist, welches manchem vielleicht eine unangenehme Verwirrung machen wird. Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 1 Rthlr. 18 Gr.

[80. Stück, vom 4. Juli.]

Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig. 1754. In 8vo. 1 Alph. 10 Bogen.

Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriete, so dürften wir nur sagen, daß es ungefähr eine Nachahmung der bekannten Felsenburg sein solle. Sie ist, welches wir zugestehen müssen, unendlich elender als das Original, aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir sagen, ist leicht zu begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige ist, und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewissen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es sich schwerlich schlechter einbilden kann, eine Art von Belustigung bei sich führt. Man fängt nämlich alsdann an, sich an der Armut des Schriftstellers, an den Martern, die er seiner Einbildungskraft hat anthun müssen, an den gestohlnen Blümchen und an dem Wirrwarre seines Ausdrucks zu ergetzen; man urteilt, wie sehr er selbst seine Einfälle möge bewundert haben; man ist im Geiste bei ihm und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringste Spur eines gesunden Verstandes zu finden, und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erstaunen, welches in Satire und Galle ausbrechen würde, wenn sich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel schlüge. Aus diesen Gründen also wagen wir es, auch Lesern von Geschmack die Donna Charmante anzupreisen; sie kostet ein weniges und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas Besserm. In den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[85. Stück, vom 16. Juli.]

Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweiter Band, erstes Stück. Hamb. bei Ch. W. Brandt.

Wir haben diese periodische Schrift schon zu verschiedenen Malen angepriesen. Auch von diesem Anfange des zweiten Bandes müssen

wir sagen, daß er mit schönen und lesenswürdigen Stücken angefüllt ist. Besonders wird es jeder Vernünftige ihren Verfassern danken, daß sie in Ermanglung guter Originalstücke sich nicht schämen, das Beste den Ausländern abzuborgen; nur Erweitrer können glauben, daß sie zum Uebersetzen zu groß sind. Außer verschiedenen Briefen des St. Mard und einigen Stücken aus den Versuchen des Hrn. Hume wird man eine poetische Uebersetzung einer von den Youngischen „Nächten", des Rückfalls, finden. Sie hat den sel. Herrn Oeder zum Verfasser, den man allezeit als einen starken Dichter gekannt hat. Das Angenehmste in diesem Stücke aber werden ohne Zweifel die kleinen Gedichte des Herrn Gray sein, die gewiß in ihrer Art vollkommen sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Gedanken mit einer **Uebersetzung des Hymne über die vier Jahrszeiten**, aus dem Englischen des **Thomson's**. Frankfurt und Leipzig bei J. Ch. Kleyb. 1754. In 12mo. auf 2 Bogen.

Die Art, durch einzelne abgesonderte Gedanken ein Schriftsteller zu werden, scheinet leichter zu sein, als sie in der That ist. Da sie sich der Mühe der Einkleidung überhebt, so gibt sie uns ein Recht, in dem Wesentlichen dessen, was vorgetragen wird, einen desto größern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müssen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein sein, weil alte und gemeine Gedanken nur bei dem Ausfüllen und bei Verfolgung einer Materie erträglich sind. Ja, diese neue Gedanken müssen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden und eine gewisse sinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß sie dem Leser zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken gesagt haben, hätten wir auch in besondern von den angeführten zwei Bogen sagen können, wenn sie unser Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Ursache von einem Deutschen überdacht zu werden verdienet. „Die meisten," heißt es auf der 24. Seite, „sind gewohnt, sich im Urteilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen und nachzutadeln. Wäre dieses nicht, so hätte man längst unter den Deutschen kühn gesagt: Wolff sei größer als Newton. Newton schrieb eine bessere Optik und Astronomie als sein Lehrer Kepler. Wolff aber übersah zuerst in einem System alle physische und moralische Wissenschaften. Er schrieb zuerst eine Kosmologie, eine Aerometrie, ein zusammenhängendes Recht der Natur und eine Moral. Hätte Newton in der Metaphysik, wie der Herr von Voltaire sich ausdrückt, den Ball gut genug schlagen können, so würde er über die Offenbarung Johannis nicht närrisch geworden sein. Newton hatte aber in den

Wissenschaften nur einen Geschmack. Die Deutschen, die nur allein zu philosophieren gewußt, haben sich zu verwundern Ursache, daß die Engländer sich berechtigt zu sein geglaubt, einer neuen Optik und Astronomie des Newtons den vielbedeutenden Namen der Philosophie desselben zu geben." — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[90. Stück, vom 27. Juli.]

Freundschaftliche Briefe von J. S. **Patzke.** Frankfurt und Leipzig bei Joh. Chr. Kleyb. 1754. In 8vo. 11 Bogen.

Man kennet den Herrn Patzke schon längst als einen sehr guten Dichter und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht schwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Uebersetzer des Terenz und kann sich leicht einbilden, daß er diesem Muster die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich sein, daß er kein schöner Verfasser freundschaftlicher Briefe sein könnte? Da man ihn also auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, so ist man ihm um so viel mehr Dank schuldig, daß er seine Exempel zu einer Anweisung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe schreiben wollen. Er gesteht zwar, daß sie nicht durchgängig von ihm sind; allein da sie sich wenigstens von seinen Freunden herschreiben, so kann man wegen ihrer Güte hinlänglich gesichert sein. Der Titel zeigt es schon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es ist die Sprache der Freundschaft, wie man sie unter schönen Geistern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen sein, denen sie dunkel oder schwärmerisch vorkommen sollte. Schönheiten, die für das Herz bestimmt sind, sind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freilich unbegreiflich; sie hören aber deswegen nicht auf, Schönheiten zu sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[91. Stück, vom 30. Juli.]

Mocquerien, aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage. Cöln. 1754. In 8vo. 16 Bogen.

Unter diesem Titel setzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es sollen Schilderungen verschiedner lächerlichen oder lasterhaften Gemütsarten sein, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt sind, wodurch wir in der Ungewißheit gelassen werden, ob die Prose oder die Poesie elender ist. Die Gegenstände der Schilderungen sind trivial; die Seiten, von welchen sie uns gezeigt werden, sind die häßlichsten und nichtswürdigsten, die Züge sind grob, die Farben sind aufgekleckt; kurz, alles verrät die Hand eines

Stümpers, welcher eher Gurken als Porträts hätte malen sollen. Gleichwohl soll diese Hirngeburt aus dem Französischen übersetzt sein? — — Beinahe aber sollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angespielt wird, fast alle englisch sind, und da sonst verschiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche auf gut britisch mehr nachdrücklich als ehrbar sind, so kann man, glauben wir, das Original eher für eine englische Mißgeburt halten. Sie besteht aus zwei Teilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere malen. Hier ist das Verzeichnis der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichnis der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1) „Das scheinheilige Frauenzimmer". 2) „Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke". 3) Den „Weiblichen Satyr". 4) „Die verschmitzte Hure". 5) „Die Gräfin von Branntewein". 6) „Das eifersüchtige Frauenzimmer". 7) „Das spielsüchtige Frauenzimmer". 8) Den „Weiblichen geheimen Rat". 9) „Die geadelte Bauerdirne". 10) „Das hochgeborne Frauenzimmer". 11) „Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue". 12) „Die ehrbare Hure". 13) „Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren". 14) „Das alamodische Frauenzimmer", und endlich 15) „Die gastfreie Dame". Eine schöne Mandel! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[98. Stück, vom 15. August.]

Die ganze **Aesthetik in einer Nuß**, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst. 1754. In 8vo. 1 Alph. 10 Bogen.

Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begriff von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen „Dictionnaire Néologique" nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hoffnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit etwan folgendermaßen angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot unter uns aufgestanden, welcher den deutschen Sprachverderbern den Text gelesen und zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle diejenigen Ochsen sein müssen, welche

an Hallern, Bodmern und Klopstocken einen Geschmack finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen Eifer, meine ‚Sprachkunst‘ den Dichtern als das einzige anzupreisen, wider welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein grammatikalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längst gesagt habe, daß sie einzig und allein auf die richtigen, fließenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster sein können. Mit dem Geiste der Satire ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet: er schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, welches ich alles denjenigen kraft meiner Diktatur erlaube, die sich meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sei Dank, noch Hoffnung, daß unser Herrmann über den Messias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwers Fabeln über Gellerts, meine ‚Atalanta‘ über Rosts ‚Schäfergedichte‘, und alle Geburten meiner getreuen Schüler über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsche dieses herzlich zur Ehre des gesamten Vaterlandes und will in guter Hoffnung auch diese Monatschrift mit einigen Artikeln aus angezognem Buche bereichern.“ — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet und in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

[100. Stück, vom 20. August.]

Grundriß einer **Beschreibung des Kaiserthums Marocco,** nebst einem Versuch einer Vergleichung der Maroccaner und der Deutschen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Fez und Mekines. Frankf. und Leipzig. 1754. In 8vo.

Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: Eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kaisertum Marocco. Die Korrespondenz ging bis auf das 20. Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefsteller das Schreiben oder das Publikum das Lesen satt geworden sein, kurz, die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber schob die Schuld noch listig genug auf die Post, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch listiger und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt sich lesen; außerdem aber wissen wir nichts zu dessen Anpreisung zu sagen. Viel Sittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geschichte und Geographie gehört, von einem Augen-

zeugen sein sollte, so ist es doch darum nichts besser, als man es schon in andern Reisebeschreibungen findet. In dem Vorberichte versichert man uns, daß der Verfasser der Briefe gewissermaßen eine Person sei, wie Herr Mylius gewesen ist, welcher auf Kosten eines Vornehmen nach Marocco gereiset sei, so wie dieser nach Amerika reisen sollen. Man weiß, daß dieser gestorben ist, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls gestorben wäre, ehe er Marocco gesehen hätte, so wäre der Schade ohne Zweifel bei weitem nicht so groß gewesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[101. Stück, vom 22. August.]

Vermischte Aufsätze zum Nutzen und Vergnügen der menschlichen Gesellschaft von T... Frankfurt und Leipzig. 1754. In 8vo. 7 Bogen.

Dieses ist eine neue Sammlung vermischter moralischer Aufsätze, wovon eine Fortsetzung versprochen wird, wenn diese Probe Leser und Beifall finden sollte. Es kommen vier Stücke darinne vor; das erste handelt von den Mitteln zur Zufriedenheit; das zweite ist ein Gespräch vom artigen Wesen; das dritte ist eine Abbildung des Herrn Gutsinns, und das vierte ist ein Lob der Schnupftabaksdosen. Man wird viel artige Gedanken und eine ziemlich muntre Schreibart darinne antreffen. Der Verfasser versichert von sich, daß er keine geringe Liebe zur Tugend besitze und nach Maßgebung derselben auf eine Vermehrung derjenigen bedacht sei, die mit ihm sich derselben ergeben sollen. Dieses nennt er den Hauptgrund, woraus er seine Bemühungen herleitet, und aus dieser Absicht verspricht er sich Mühe zu geben, die Natur und den Zustand des Menschen genauer zu betrachten und daraus Folgen zu ziehen, die in ihre Glückseligkeit einen notwendigen Einfluß haben sollen. Wer zweifelt daran, daß ein solcher Vorsatz, wenn er von einem aufgeklärten Verstande und von einem einnehmenden Witze ausgeführet wird, nicht die vortrefflichsten Wirkungen haben könnte? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[104. Stück, vom 29. August.]

Berlin. Von der sittlichen Wochenschrift, welche wöchentlich allhier unter dem Titel:

Der Vernünftler

aus der Birnstielschen Druckerei erscheinet, ist nunmehr auch der zweite Band mit dem zweiunddreißigsten Stücke beschlossen worden. Man wird ihrem Verfasser das Lob eines nützlichen Sittenlehrers, welchen der Ernst eben so wohl als die Satire kleidet, nicht absprechen

können. Auch die eingestreueten poetischen Stücke können nicht anders als aus einer geübten Feder geflossen sein. Feuer und Empfindung sind ihre unterscheidenden Merkmale.

[108. Stück, vom 7. September.]

Amilec ou la Graine d'Hommes qui sert à peupler les Planètes par l'A. d. P. Troisième édition, augmentée très-considérablement. A Lunéville aux dépens de Chr. Hugène, à l'enseigne de Fontenelle. In 12mo. 15 Bogen.

Wie soll man diese französische Neuigkeit nennen? Einen Traum? Eine Reisebeschreibung in andre Welten? Eine Satire? Einen philosophischen Roman? Sie ist alles zusammen. Der Verfasser oder die Verfasserin hatte einsmals sieben ganze Stunden über einem Buche, welches von der Erzeugung handelt, nachdenkend zugebracht und seine Lebensgeister so angestrengt, daß er endlich eingeschlafen war. Er schlief also, und im Traume erschien ihm Amilek, der Genius, welcher der Vermehrung des menschlichen Geschlechts vorgesetzt ist. Der gute Geist war mitleidig und entdeckte ihm, daß die Menschen sich auf eben die Art fortpflanzten als die Bäume, nämlich vermittelst ganz kleiner Samenkörner, die sie unmerklich von sich streueten, und zu deren Aufsammlung ein ganzes Heer Geister bestimmet sei. Er erklärte ihm weitläuftig alle kleine Umstände und nahm ihn endlich mit, ihm die Magazine dieser Samenkörner zu zeigen. Mehr braucht man, sollten wir glauben, nicht zu wissen, um alle die andern Einfälle von selbst dazudenken zu können. Sie scheinen viel zu gedehnt zu sein, als daß sie nicht ekel werden sollten, ob es ihnen schon sonst an Witz und Satire nicht fehlt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[110. Stück, vom 12. September.]

Leipzig. In der Lankischschen Handlung ist herausgekommen:

Begebenheiten des Mylord Kingston, von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. 1755. In klein Oktav. 9 Bogen.

Mylord Kingston eröffnet den Schauplatz seiner Begebenheiten auf eine sehr tragische Weise. Er muß einen ungetreuen Liebhaber der Gräfin Beauchamp im Duell erlegen, ehe er sich auf ihr Herz einige Rechnung machen darf. Allein nachdem er die That vollführet, so schwöret die Gräfin ihm statt der Liebe einen ewigen

Haß. Sie will ihn nicht sehen und verweiset ihn auf lebenslang von sich. Er wird hierauf nach einiger Zeit an eine adeliche Dame verheiratet, deren Gemahl unglücklicherweise im Zweikampfe umgekommen war. Er lebet mit derselben eine Zeit lang sehr vergnügt, bis der Bruder seiner Gemahlin entdeckt, daß Kingston der Mörder des ehemaligen Gemahls seiner Schwester sei. Der Schrecken ist bei der Frau von Hervey (dieses ist der Name des Ermordeten) eben so groß, als er bei dem Kingston ist, der selbst nicht einmal weiß, wen er im Zweikampf erleget hatte. Denn die Gräfin von Beauchamp hatte es ihm alles Nachforschens ungeachtet geheim gehalten. Die Frau von Hervey verabscheuet also unsern Mylord, und er selbst gerät in so große Verzweiflung, daß er nach Frankreich gehet. Hier wird er bald in neue Begebenheiten verwickelt. Er sieht allenthalben die Thorheiten über seine Vernunft siegen und gerät nicht eher aus dem Labyrinthe seines Schicksals, bis er durch einige seltene und unglückliche Zufälle seinem Verstande wiederum die Herrschaft einräumet. Die Begebenheiten enthalten überall eine gute Moral, der Knoten ist an einander hängend und die Auflösung unerwartet und lehrreich. Die schöne Schreibart gibt der Schrift auch im Deutschen einen Vorzug. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[111. Stück, vom 14. September.]

Nouvelle et parfaite **Méthode pour apprendre le François et l'Allemand** sans le secours d'un Maître. Das ist, neue und vollkommne Sprachkunst, die französische und deutsche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeisters zu erlernen, durch Pierre **Surleau.** A Francf. sur le Main chez Jean Fréd. Fleischer. 1754. In 8vo. 2 Alph. 3 Bogen.

Dieser Titel verspricht so viel Gutes, daß wir uns kaum unterstehen, von der Ausführung etwas Schlechtes zu sagen. Eine vollkommene Anweisung, zwei Sprachen auf einmal zu lernen, ist mehr, als man verlangen und wünschen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutsche ansehen, um nicht die beste Meinung davon zu bekommen. Der Verfasser ist in unserer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas deutsch können, die Asiatische Banise und die Begebenheiten der Seefahrer als gute deutsche Schriften zu lesen anrät. (Après quoi ils pourront prendre un paragraphe d'un bon auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beiden Extremis keine bessere Muster nennen können! Das eine ist so schwülstig geschrieben, als

kriechend das andere. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beigefügten Uebungen auch verschiedene Briefe des Herrn Gellerts nebst der Ueberſetzung des Herrn Surleau vorkommen. Wir würden sagen, daß der Herr Sprachmeister seinem Namen gemäß den Herrn Gellert vortrefflich gewässert habe, wenn wir nicht besorgen müßten, er möchte böse werden und dieses einen deutschen Einfall nennen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[112. Stück, vom 17. September.]

Leipzig. Allda sind vor kurzem drei Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel:

Possen im Taschenformate

gedruckt worden. Ihr Verfasser oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende Rezension davon zuzuschicken. „Wir sind für das Feine und für das Muntere in der Satire viel zu stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht sollten widerfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine Possen in lauter kleine Kapitel geteilet, in deren jedem er ein gewisses Etwas abhandelt. Als z. E. etwas Moralisches, etwas Poetisches, etwas Historisches, etwas Kritisches u. s. w. Die Herren Kunstrichter bekommen hier eben so wohl ihren Teil als die strengen Philosophen, die jede sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstrieren wollen. Der Verfasser hat dem Frauenzimmer eben so lachend die Wahrheit gesagt als den finstern Altertumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderliche Eigenschaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses eben so gut lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien ist sehr lehrreich, und die verschiedenen Arten der Waffen sind voller Witz; kurz, diese drei Bogen enthalten so viel als manche Satire von drei Alphabeten." —— Daß wir diese Lobsprüche unverändert mitteilen, kann man aus dem 142. Blatte der Hallischen Zeitung erkennen, wo man eben dasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat." Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur gerade heraussagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satire auf das Format und die zufällige Einrichtung der Lessingschen Schriften allem Ansehen nach sein sollten. Sie kosten drei Groschen; aber auch drei Groschen gibt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nämlich nachdrucken lassen und ist entschlossen, sie für ihren innerlichen Wert zu verkaufen, das ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste.

[117. Stück, vom 28. September.]

Philosophisch-moralische und medicinische **Betrachtungen über mancherlei zur Hoffart und Schönheit hervorgesuchte, schädliche Zwangmittel** junger und erwachsener Leute beiderlei Geschlechts; nebst dem schädlichen Mißbrauche der Schnürbrüste und Planchette oder sogenannten Blankscheite der Frauenzimmer; bei ruhigen Abendstunden wohlmeinend entworfen von Gottlob **Oelßnern**, Med. Doct. und Stadtphysico in Ohlau. Breslau und Leipzig, verlegts D. Pietsch. 1754. In 8vo. auf 5 Bogen.

Es ist kein Zweifel, daß der Herr Dr. Gottlieb Oelßner nicht recht wohl gethan habe, indem er seine ruhigen Abendstunden lieber zum Schreiben als zum Schlafen hat anwenden wollen. Er zeigt sich auf allen Seiten als einen ehrlichen Mann, welchem das Wohl seines Nächsten, mehr als einem Mediko vielleicht zuträglich ist, am Herzen liegt. Er gehet seine Zwangmittel nach Ordnung der Glieder des menschlichen Leibes bei beiden Geschlechtern durch und macht hier und da gute Anmerkungen, die ihre Richtigkeit haben können, besonders wenn sie den Mißbrauch einer sonst ganz unschuldigen Sache betreffen. Seine Vorrede ist in Versen abgefaßt; seine Einleitung möchte lieber gar alle Schönheit zu einer Einbildung machen; seine eingestreuete Gelehrsamkeit ist kurieus, und seine Schreibart kann ein Muster sein. Von dieser und seiner Poesie wollen wir eine kleine Probe geben. Er spricht zum Exempel: „Es gibt Frauenzimmer, denen die Natur ihre Gütigkeit entzogen und bei dem Polo Arctico ihres Busens entweder die Elevation desselben vergessen oder diesen Luftgranaten in Ansehung ihrer Größe, Figur, Qualität und Bewegung einen ziemlichen Teil ihrer Schönheit und ihres Feuers zurückgehalten hat, und diese bemühen sich, denselben mit aller Gewalt aufzuhelfen.“ — — Doch durch lange noch nicht so außerordentliche Mittel, als der Herr Doktor seiner Schreibart aufhilft. Zur Probe seiner Poesie wollen wir die Sinnschrift anführen, die ein lustiger Kopf, wie er sagt, auf

das Planchett gemacht. Wir glauben, daß der Herr Oelßner selbst dieser lustige Kopf ist, wenigstens könnte er es, als ein schöner Geist, der Stoppen einen angenehmen und mit lustigen Einfällen recht gefütterten Poeten nennt, ganz wohl sein. Die Sinnschrift lautet so:

„Du artiges Planchett! Wem soll ich dich vergleichen?
Dir muß die beste Uhr an Kunst und Tugend weichen.
Sie weist nur eine Zahl; du zeigest beiderlei:
Von oben ab auf Eins, von unten auf auf Zwei."

So ein lehrreiches Büchelchen kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam nur 2 Gr.

[119. Stück, vom 3. Oktober.]

Geschichte des Fräuleins Elisabeth Thoughtleß, von dem Verfasser der Begebenheiten des Thomas Jones beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Teile. Leipzig in Gleditschens Handlung. 1754. In 8vo. 3 Alph.

Ein Roman des berühmten Fieldings wird weder unübersetzt noch ungelesen bleiben. Dieser Schriftsteller scheint an Erfindungen, an Schilderungen und Einfällen unerschöpflich zu sein. Immer in einer Sphäre und dennoch immer neu zu bleiben, ist nur das Vorrecht eines sehr großen Genies. In der gegenwärtigen Geschichte der Fräulein Thoughtleß hat er vornehmlich zeigen wollen, daß nicht so viel Frauenzimmer durch Liebe als durch Eitelkeit unglücklich werden, und daß die Fehler, deren sich das schöne Geschlecht bisweilen schuldig macht, größtenteils mehr aus Unbedachtsamkeit als aus einer lasterhaften Neigung herrühren. Er bringt daher seine Heldin in solche Umstände, die diese Moral auf die faßlichste Art erläutern, und hat schon in ihrem Namen ihren ganzen Charakter, den er auf allen möglichen Seiten zeiget, ausgedrücket. Er nennt sie nämlich Thoughtleß, welches eine Gedankenlose bedeutet und von dem französischen Uebersetzer (denn auch die Franzosen sind auf die englischen Romanen jetzt eben so erpicht als wir) durch l'Etourdie ist gegeben worden. Wir wollen zur Anpreisung dieses sehr angenehmen Werks weiter nichts hinzuthun als dieses, daß die deutsche Uebersetzung mit aller Treue und Beobachtung der Reinigkeit unserer Sprache gemacht ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[121. Stück, vom 8. Oktober.]

Geschichte des Herrn Carl Grandison. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa.

Aus dem Englischen übersetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung. 1754. In 8vo. 1 Alph. 16 Bogen.

Man muß die ersten Teile dieser Geschichte nicht gelesen haben, wenn man auf die Fortsetzung derselben nicht äußerst begierig ist. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Streich sein, den man der deutschen Neugierde spielt, daß sie itzt nur einen Teil davon erhält, anstatt auf zwei gehofft zu haben. Das Meisterstück des Richardson sollte billig allen andern Büchern dieser Art die Leser entziehen, und wir hoffen auch, daß es geschehen werde, wenn anders die in allen ihren Reizungen geschilderte Tugend noch fähig ist, die Menschen für sich einzunehmen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[122. Stück, vom 10. Oktober.]

Seneca, ein Trauerspiel. Frankfurt am Main bei Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen.

Ein sterbender Philosoph ist kein gemeines Schauspiel, und das Unternehmen eines deutschen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Gesetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenste ausfiele, so wird jener doch immer noch rühren und dieses doch noch immer lobenswürdig sein. — — Ein schmeichelhafter Hauptturteil könnten wir von dem angeführten Originalstücke leicht fällen, aber ein gerechters schwerlich. Der Verfasser ist ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleiße desto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch selbst kein Geheimnis, sondern wundert sich vielmehr, wie Racine zwei Jahr an seiner „Phädra" habe arbeiten können, und wie es möglich sei, daß ein Gedicht, welches so viel Schweiß und Zeit gekostet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht und würden uns vielmehr wundern, wenn das seine ohne diese mühsame Ausarbeitung gefallen sollte. Man merkt es seinem Plane allzu wohl an, daß er in der Eil' gemacht ist, die ihm nicht einmal vergönnt hat, gewisse mechanische Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel niemals eine Ursache angeben, warum bei ihm die Aufzüge sich schließen; er läßt die Personen aufhören zu reden; sie gehen weg und wissen selbst nicht, weswegen. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge ist sogar nicht einmal ein Unterschied, es müßte denn das Stöckchen sein, welches der Buchdrucker dazwischen gesetzt hat. Seneca spricht nämlich zum Schlusse des vierten Aufzuges:

„Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einsam denke;
Pauline, gönne mir im traurigsten Geschick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick!"

Und mit diesen einsamen Gedanken des Seneca fängt sogleich der fünfte Aufzug an, so daß, wenn Seneca ja erst weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um sich seine lange Monologe noch vorher hinter der Szene zu überhören. Zum Beweise aber, daß es diesem Trauerspiele wirklich nicht an schönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihresgleichen hat:

„— — — — Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst dem Himmel Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unserm Aug' verborgen
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen
In gleicher Ruhe sieht und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde;
Das, was gewesen ist und sein wird und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht" rc.

Es befinden sich auch bei diesem Trauerspiele noch einige prosaische Gedanken über das Trauerspiel überhaupt, die aber weiter nichts Besonders haben, als daß sie das Sinnreiche in der Tragödie, besonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug verteidigen. Druck und Papier sind sehr prächtig, welches den Preis zum Teil rechtfertigen wird. Es kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[124. Stück, vom 15. Oktober.]

Gedichte und Reden. Hamburg bei Joh. Carl Bohn. 1754. In 8vo. 21 Bogen.

Diese Sammlung hat den Herrn Alardus, itzigen geheimen Legationsrat Sr. Hochfürstl. Durchl. des Bischofs von Lübeck zum Verfasser. Bereits 1747 sind verschiedene Stücke derselben gedruckt worden und haben den Beifall gefunden, welchen sie verdienen. Sie erscheint mit aller der Pracht, welche wir denjenigen Dichtern wünschen, die alsdenn, wenn sie eine Zierde des Buchladens sind, auch eine Ehre der Nation sein können. Unter den Gedichten des Herrn Alardus findet man Hochzeitcarmina, Serenaten, Kantaten. Fabeln, Erzählungen, Lieder, Trauergedichte und Sinngedichte. Die Reden bestehen aus einer Freimäurerrede, aus einer Strohkranzrede und aus einer Leichenrede. Von den folgenden Sinnschriften, welche wir zur Probe anführen wollen, können wir sie versichern, daß wir nach Gewissen gewählt haben.

Matz.

Matz stimmt den Herrenhutern bei,
Sonst lebt er stets im Rausch.
Nicht daß er jetzo besser sei,
Er traf nur einen Tausch.

Die ruhige Ehe.

Hans schläft bei Märtens Frau, und Märten tritt ins Haus.
Er sieht's und lacht und sagt: „Das sieht possierlich aus."
Hans ruft ihm gähnend zu: „Du hast ein braves Weib!
Mich trieb die Neubegierd' nach deinem Zeitvertreib."
„Nicht wahr?" fragt Märten ihn, „ist's nicht ein braves Weib?"

Die gute Ehefrau.

Heut ist Xantippe gut. Sie räumt dem Ehherrn ein,
Auf einen halben Tag sein eigner Herr zu sein.

Der Handwerksneid.

Was doch der Handwerksneid in allen Ländern thut!
Dem Alcibiades war keine Griechin gut.

Zween Ungleiche.

Woher ist der geschickt? und jener ist verkehrt?
Der erste hat Verstand, der andre ist gelehrt.

Zween unbarmherzige Richter.

Sobald ein Kritikus und Priester Urteil fällt,
So lebt kein Autor hier, kein Christ in jener Welt.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[125. Stück, vom 17. Oktober.]

Gotthold Ephraim **Lessing's Theatralische Bibliothek.** Erstes Stück. Berlin bei Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19 Bogen.

Man wird sich der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener „Beiträge" nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie soll nämlich kein Werk ohn' Ende und kein bloßer theatralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen und folgende Aufschriften haben.

1) Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Verteidigung derselben und aus des Verfassers eignen Gedanken ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[126. Stück, vom 19. Oktober.]

Rêveries Poétiques sur des sujets différens, par l'Auteur des Epitres diverses. A Amsterdam chez Fr. Changuion. 1754. In 8vo. 19 Bogen.

Dieses neue Werk ist als der dritte Teil der Vermischten Briefe über verschiedene Gegenstände des Herrn von Bar anzusehen. Man weiß, mit was für besonderm Glück sich dieser Deutsche auf den französischen Parnaß gewagt hat; man weiß, was für eine Stelle die Franzosen selbst, aus Billigkeit viel mehr als aus einer eiteln und ruhmsüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demselben eingeräumt haben. Wenn es unserm Vaterlande angenehm sein muß, die höhnische Beschuldigung seiner nur allein witzig sein wollenden Nachbarn ohn' Umschweif durch ihn widerlegen zu können, so kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm sein, dieser unnötigen Widerlegung wegen eine so besondere Zierde unter den Dichtern in seiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetische Grillen — — (aber wie viel besser, wird man sagen, klingt rêveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinsten Geschmacke und der schönsten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt ist, zwei kleine Proben anzuführen, so soll die erste eine Sinnschrift sein, welche der Verfasser auf das Edikt Sr. Königl. Majestät in Preußen, die Ehescheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnschrift, auf die Erfindung des Pulvers.

Sur un édit du roi de Prusse.

Quand l'Hymen étonné reçut l'édit royal
Où la discorde rompt le lieu conjugal,
L'Hymen dit aux chefs de ses prêtres:
Alexandre, en soldat, coupa le noeud Gordien,
Et Frédéric, en sage, a délié le mien.
Quel est le plus grand de ces maîtres?

Sur l'invention de la poudre à canon.

Satan étant honteux, dit on,
De lâcher sa poudre à canon,
Pour mieux peupler son patrimoine;

Il chargea de ce soin maudit
Un vil chymiste, un noir esprit,
Un sot, un Allemand, un moine.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[128. Stück, vom 24. Oktober.]

Das Publikum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit, ein paar Bogen Makulatur unter der Aufschrift:

Possen

in den Vossischen Buchläden abzuholen, aber doch nicht so häufig, als man wohl wünschen mögen; denn so wohlfeil der Verleger auch diese seine Auflage gemacht hatte, so wäre sie ihm doch wenigstens zur Hälfte auf dem Halse geblieben, wenn er sich nicht kurz und gut entschlossen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu schicken, um sie den Lesern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranstaltet, und was das Sonderbarste dabei ist, so verspricht man sich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man sie los zu werden hoffe, ohne sie gratis auszugeben. Diese Hoffnung kann sich unmöglich auf etwas anders als auf die dazugekommenen Vermehrungen gründen, welche wir notwendig anzeigen müssen, damit die Liebhaber selbst urteilen können, ob sie wichtig genug sind, um dasjenige noch einmal für 3 Groschen zu kaufen, was sie bereits umsonst bekommen haben. Die erste Vermehrung also ist ein sauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es stellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerte bewaffnet ist und neben sich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund oder eine Katze oder gar einen Bär stehen hat. Wen dieses Bildchen vorstelle, wollen wir gleich sagen. Der Verfasser der Possen, oder kürzer der Possenreißer, wollte sich anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beifall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er sieht, daß dieser Beifall so außerordentlich gewesen ist, so ist sein Ehrgeiz auf einmal aufgewacht. Er fängt an, aus dem Verborgnen hervorzutreten, und schickt deswegen sein Bildnis voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus, itzt ist er ein Pseudonymus; denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Tölpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraussehen können, daß er ihn gar zu deutlich verraten würde. Die zweite Vermehrung besteht in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert sein können, habe lächerlich machen wollen. — —

Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Titelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rat werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten für eben den Preis als die zweite machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subskribieren, damit man ganz gewiß sein könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvor beschriebene Bildnis des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe, gleichfalls in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben itzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name, wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

[129. Stück, vom 26. Oktober.]

Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweiter Band, zweites Stück. Hamburg bei Ch. Wilh. Brandt. 1754.

Die Verfasser dieser periodischen Schrift bestreben sich noch immer, die gute Meinung, die man gleich anfangs von ihrer Geschicklichkeit gefaßt, zu erhalten und sowohl in ihren witzigen als lehrreichen Aufsätzen sich durchgängig gleich zu bleiben. In diesem Stück kömmt unter den Uebersetzungen besonders ein kleiner Roman des Herrn von St. Mard vor, welcher sich, wie alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers geflossen ist, sehr wohl lesen läßt. Als eine Probe der kleinen Poesien wollen wir folgende Erzählung hersetzen:

Die kluge Vorsicht.

Franz starb, nachdem er zwanzig Jahr
Ein Heuchler, Bösewicht und Mönch gewesen war.
Den dritten Tag nach seinem Sterben
Folgt' ihm ein andrer Mönch, der alte Bruder Jost.
Sein Beicht'ger schrie ihm zu: „Herr, sterben Sie getrost!
Zehn Messen helfen schon das Himmelreich erwerben.
Verlangen Sie zugleich, daß Brudern Franz und Sie
Der Tod nicht trennen soll? Ich will es schon verfügen,
Daß Sie in einem Sarg an Franzens Seite liegen."
„Nein," schrie der Sterbende: „nein, das gestatt' ich nie!
O, trennen Sie uns ja! Ich muß es frei gestehn:
Ließ' ich nach meinem Tod ein wahres Wunder sehn,
So spräch' der Bösewicht, es sei von ihm geschehn."

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Physikalische Belustigungen. Dreiundzwanzigstes Stück. Berlin bei Chr. Fr. Voß.

Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stocken geraten ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1) Gedächtnisschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde, dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt etc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[131. Stück, vom 31. Oktober.]

Das Chantilly'sche Mägdchen, oder die Geschichte eines Parisischen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Französischen übersetzt. Breslau und Leipzig, verlegts Daniel Pietsch. 1755. In 8vo. 1 Alph.

Man behauptet in der Vorrede, daß diese Geschichte aus einem französischen Manuskripte, welches in seiner Sprache noch nicht gedruckt worden, übersetzt sei. Vielleicht aber ist dieses Manuskript eine Erdichtung, und man hat ein deutsches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine oder das andre wahr sein, so ist doch so viel gewiß, daß weder der deutsche noch der französische Witz sich auf diese Geburt viel einbilden darf. Die Heldin ist die Tochter eines Gastwirts in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es ist nicht sowohl ihr Leben, welches man uns beschreibt, als das Leben eines ihrer Anbeter, welcher sie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt und sich mit Mühe und Not von ihren Fesseln loswickeln kann. Der Briefsteller ist dieser Liebhaber selbst, und er läßt uns seine Göttin eben so wenig kennen lernen, als er sie selbst gekannt hat. Das Wichtigste von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leser muß nur raten, aber er wird müde, immer einerlei zu raten. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieses Alphabet durchlesen will. Unterdessen wollen wir ihm ein Mittel, es so weit zu bringen, nicht verbergen. Der weise Setzer hat die Namen der Personen durch das ganze Buch mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt. Durch Hilfe dieser Buchstaben also, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfasser bis zum Gähnen

reichlich eingestreuet hat, überhüpfen und sich beständig an den Faden der Geschichte halten, welcher kurz genug ist. Man darf nur acht geben, wenn eine neue Person dazukömmt, von dieser ein paar Worte mit auffangen und immer fortlesen, so lange man noch ungefähr weiß, was geschieht. Man wird auf diese Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch sein, die man sonst in sechs Stunden und, wenn man den Ekel, den sie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgelesen haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[133. Stück, vom 5. November.]

Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Erster Teil. Hamburg bei Chr. Wilh. Brandt. 1755.

Es wäre zu viel Nachsicht, wenn man das Vorurteil, welches die englischen Romane für sich haben, auch diesen Begebenheiten wollte zu gute kommen lassen. Ihr Verfasser ist weder ein Richardson noch ein Fielding, er ist ein Schriftsteller, wie man sie bei den Deutschen und Franzosen in der Menge antrifft. Er gesteht, daß er sich besonders den Herrn Le Sage zum Muster gewählt habe, dessen „Gil Blas" wohl ein Meisterstück des komischen Romans bleiben wird. Aber wie weit ist er unter ihm geblieben! Es müßte sehr wunderbar zugehen, wenn deutsche Leser von Geschmack an den Schulstreichen, an den Bordellhistörchen, an den Balgereien und an den Schiffsabenteuern eben so viel Wohlgefallen finden sollten, als der englische Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drei Ausgaben davon unter sich geteilet hat. Am Ende dieses Teils findet man den Held in sehr mißlichen Umständen, so daß er den verzweifelten Entschluß faßt, zu sterben. Man darf sich aber nicht bange sein lassen, weil er noch den zweiten Teil geschrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutsch zu lesen bekommen wird. Die Uebersetzung scheinet ein wenig in Eil' gemacht zu sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[135. Stück, vom 9. November.]

Ragoût à la Mode, oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von mir selbst. 1755. In 8vo. 1½ Bogen.

Wenn das Neologische Wörterbuch, oder, es bei dem abgeschmacktern Titel zu nennen, wenn die „Aesthetik in einer Nuß" nur den geringsten Schaden angerichtet oder auch nur Leser gefunden hätte, so würden wir nicht ermangeln, dieses Ragout als ein vortreffliches Gegengift anzupreisen. Da sie aber in einem Augenblicke

erschien und vergessen ward, so befürchten wir fast, daß ein gleiches Schicksal auch ihre Zugabe unschuldigerweise treffen werde. Unterdessen ist es doch recht gut, daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte und ihnen keine Gegenrede schuldig bleibe, damit sie es auch selbst erfahren, daß sie Narren sind. Das Ragout bestehet aus einer Unterredung zwischen einem Schüler und seinem Lehrmeister. Man hat diese katechetische Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfasser des Wörterbuchs ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sei, sondern auch, daß der Herr Prof. Gottsched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopstock unter die neologischen Schriftsteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieses zur Entschuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armut und gar nicht aus Begierde, etwas Kühnes und Unerwartetes zu sagen, neologisiere. Die Beweise hiervon kann man in der Zugabe selbst nachsehen. Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mitteilen, die der Träumer eines gewissen Traumes als das von uns verlangte Recepisse ansehen kann. Man wird sich der vortrefflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

„Kurzsichtiger! Dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach deinen Raupenstand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit!

Weil diese Zeilen den poetischen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anstoß gewesen sind, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, ihnen eine Parodie darauf mitzuteilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie ist an den Verfasser des Wörterbuchs gerichtet und lautet also:

„Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel!"

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottschedianer, die an dem Wörterbuche teilhaben, das Flegel zu hart finden sollten, so mögen sie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas sagen muß, was man außer dem Reime nicht gesagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nötig, ihnen diese Entschuldigung zu machen, weil sie weit größere Grobheiten wider andre Leute, als sie sind, ausgestoßen haben. — — Das Ragout kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[138. Stück, vom 16. November.]

Idioticon Hamburgense, oder Wörterbuch zur Erklärung der eignen in Hamburg gebräuchlichen niedersächsischen Mundart. Jetzo vielfältig vermehrt und mit Anmerkungen und Zusätzen zweener berühmten Männer nebst einem vierfachen Anhange ausgefertiget von Michael **Richey**, P. P. Hamburg, verlegt von Conr. König. 1755. In 8vo. 1 Alph. 9 Bogen.

Die erste Anlage dieses Werks ist bereits vor elf Jahren ans Licht getreten. Der Nutzen und die Notwendigkeit dieser Art Verzeichnisse kann keinem zweifelhaft vorkommen, der nur einigermaßen einen Begriff von der allgemeinen Wortforschung der deutschen Sprache hat. Es ist eher an kein etymologisches Lexikon derselben zu denken, bevor wir nicht die eignen Wörter aller Provinzen gesammelt und sie unter einander verglichen haben. Dieses aber würde vielleicht noch zu erhalten sein, wenn sich nur mehrere Gelehrte bemühen wollten, dem Exempel des Herrn Prof. Richeys zu folgen. Die Mühe ist erstaunlich, die ihm diese neue Ausfertigung seines Wörterbuchs muß gekostet haben, und verdienet um so viel mehr Dank, je weniger sie bei vielen in die Augen fällt. Außer den Vermehrungen des Wörterbuchs selbst, welche man größtenteils den Beiträgen des dänischen Justizrats Herrn Gramms und des Herrn Legationsrats Matthesons mit schuldig ist, sind noch vier Anhänge hinzugekommen. Der erste besteht in einer Hamburgischen Dialektologie, oder in einer Sammlung allgemeiner Anmerkungen über das Eigene der Hamburgisch-niedersächsischen Sprache, welche man als die Regeln dieser Mundart ansehen kann. Der zweite Anhang ist ein Verzeichnis einiger Wörter, die größtenteils nur in Ditmarschen gebräuchlich sind, von dem Hrn. Pastor Ziegler. Der dritte ist eine Nachricht von des Gerhard de Schueren Wörterbuche, welches er „Theutonista“ genannt hat und als ein „Idioticon Clivense“ kann betrachtet werden. Der vierte endlich ist ein Verzeichnis der Ausgaben des „Catholicons“ Johannis de Balbis. In der Vorrede führt der Herr Professor alle deutsche Idiotica an, die ihm bekannt geworden sind. Es wird auch das wenige dabei nicht vergessen, was Joachim Fromm in seiner „Nomenclatura etc.“ von den märkischen Idiotismis beigebracht hat, und wir unterschreiben hier mit Vergnügen den Wunsch, daß sich bald ein redlicher Märker finden möge, der das Rückständige dazu nachtrage, wozu unser Verfasser besonders den Hrn. D. Venzky aufmuntert. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[139. Stück, vom 19. November.]

Cours complet de la Langue françoise distribué par exercices; à l'usage des personnes pour qui cette langue est étrangère par Mr. **Mauvillon.** Tom. I. et II. A Dresde. 1754. Chez J. C. Walther. In 8vo. Beide Teile 3 Alph.

Da Hr. Mauvillon schon seit vielen Jahren der berühmteste französische Sprachmeister in Leipzig ist, so kann es ohne Zweifel nicht anders sein, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falsche so mancher Sprachlehren sollte eingesehen haben. Er hat sich auch bereits durch seine „Remarques sur les Germanismes" so viel Ansehen erworben, daß man sich mit Grund die Verbesserung derselben von ihm versprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieses Vorurteil genugsam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortrefflichsten Anmerkungen darinnen antrifft, durch die man das Eigentümliche der französischen Sprache erkennen und sich geläufig machen kann. Der erste Teil ist theoretisch und der andere praktisch. Dieser letztere insbesondre ist von einer sehr vortrefflichen Einrichtung. Anstatt der elenden und kindischen Gespräche, anstatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man sonst hinter den Grammairen findet, teilt er erstlich ein klein Verzeichnis derjenigen Wörter mit, welche den Künsten und dem gemeinen Leben eigentümlich zugehören, und zeiget hierauf an eingestreuten Stücken guter Schriftsteller, wie man sie überhaupt mit Nutzen lesen müsse. Als eine sehr nützliche Uebung schlägt er auch die Vergleichung der Uebersetzungen mit ihren Urschriften vor und gibt in dem 59sten Abschnitte einige Proben davon. Er beurteilt darinne die deutsche Uebersetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquisin durch den jüngern Crébillon, desgleichen die Steinwehrsche Uebersetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle und die unlängst herausgekommene Uebersetzung des Montaigne. Er findet an allen dreien ungemein viel auszusetzen und zeigt, daß sie voll unverantwortlicher Fehler sind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man schon auch nicht selten entdecken wird, daß Herr Mauvillon sich mehr Deutsch zu verstehen einbilden muß, als er wirklich versteht. Z. E. Wenn er in der Uebersetzung des Herrn Straube le fade Marquis durch der abgeschickte Marquis übersetzt findet, so versichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutschen gefragt habe, was das Wort abgeschickt heiße, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es so viel als envoyé oder député heiße. Hierauf nun verdammt er den Herrn Straube, welches er schwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutschen zu Rate gezogen hätte. Es ist hier nämlich ein Druckfehler, und anstatt abgeschickt soll es abgeschmackt heißen, wie es sogleich

einem jeden Leser in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Hr. Mauvillon, daß man coquette nicht durch Buhlerin übersetzen dürfe, weil Buhlerin eine maîtresse d'un grand, eine Konkubine bedeute. Woher muß er dieses haben? Und hat er wohl jemals einen Deutschen sagen hören, der oder jener Große hält sich eine Buhlerin? Eine Beischläferin sagt man, und das ist ein ganz ander Wort. Es ist falsch, daß die Deutschen mit Buhlerin allezeit den Begriff eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort buhlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als sich um etwas bewerben, und also auch eine Buhlerin eine Person bedeuten kann, die sich zu gefallen bemüht. Im bösen Verstande sagt man Buhlschwester. Den Unterscheid dieser drei Wörter muß er sich erklären lassen, ehe er einen gebornen Deutschen darüber tadeln will. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

[147. Stück, vom 7. Dezember.]

Physikalische Belustigungen. Vierundzwanzigstes Stück. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1754.

Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1) Chr. Mylius' Beschreibung einer neuen Tierpflanze in einem Schreiben an den Herrn von Haller. 2) Eben desselben Nachricht von einer sonderbaren Begierde nach Branntwein. 3) Eine Erfahrung vom Zerspringen eines Nordhäusischen Alabasters, von ebendemselben. 4) Ebendesselben Reise auf den Blocksberg, 5) M. E. F. Schmersahls Gedanken von Anlegung einheimischer Manufakturen. 6) Chr. Fr. Lessers zufällige Gedanken über die Schnecken und Muscheln. 7) Ebendesselben Beschreibung einiger versteinerten Konchylien. 8) Nachricht, wie die Feigen auf der griechischen Insel Zia durch Fliegen zur Reife gebracht werden, aus des Tournefort Reisen. 9) Karl W. Schulzens von einigen im Blut gefundenen widernatürlichen Gewächsen. 10) Herrn Vosmaer Schreiben an den Herrn Prof. Kästner, eine holländische Versteinerung betreffend. Der zweite, dritte und vierte Aufsatz ist aus des Herrn Mylius' hinterlassenen Reisenachrichten genommen, aus welchen man auch noch künftig verschiedene merkwürdige Dinge mitteilen wird. Man kann daraus schließen, wie aufmerksam Herr Mylius auf alles gewesen, und wie sehr es zu bedauern ist, daß er diese Aufmerksamkeit nicht auch in entlegenen Ländern hat anwenden sollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[152. Stück, vom 19. Dezember.]

Mémoires de deux amis ou Les avantures de Messieurs Barnival et Rinville par M. **Delasolle.** IV Parties. A Amsterdam chez F. Changuion. 1754. In 8vo. 1 Alph.

Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits durch andere bekannt gemacht, nämlich durch die „Mémoires de Versorand“ und durch die „Anecdotes de la cour de bonhommie“. Sie sind wohl aufgenommen worden; und ist wohl das Publikum gewohnt, etwas übel aufzunehmen, was keine andere Absicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man seinem Geschmack zu schmeicheln weiß, so wird man schwerlich ungelesen bleiben. Verwöhnt freilich darf dieser Geschmack, in Ansehung der erdichteten Geschichte, durch allzu viel Grandisons und Clarissens nicht werden, oder es ist um die Aufnahme des Herren Delasolle auf einmal geschehen. Er läßt sich übrigens selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß er kein Prevost und auch kein Marivaux sei. Wir bitten also seine etwanigen Leser, daß sie diesem bescheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er selbst nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich sonst nicht ganz ohne Zärtlichkeit für seine Geburten ist. Er versichert, daß einen empfindlichen Leser das gehäufte Unglück des Barnivals rühren werde, und daß die meisten dabei vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir versichern auf sein Wort ein Gleiches. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[153. Stück, vom 21. Dezember.]

Berlin. In der Viernstielischen Buchdruckerei sind die bisherigen moralischen Blätter unter folgendem Haupttitel beschlossen worden:

Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift auf das Jahr 1754, in dreien Teilen abgefasset von Christian Nicolaus **Naumann.**

Der Verfasser, der sich und andre auf eine gefällige Art zu unterrichten suchete, glaubet seine Absichten erfüllet zu haben, indem er sich durchgängig bestrebete, Erfahrung, Geschmack, Nachdenken und Empfindung so viel möglich zu vereinigen. In dem angezeigten Inhalte der abgehandelten Materien hat er die Klugheit, den meisten Kritiken, die über seine Arbeit entstehen können, durch seine eigene Beurteilung zuvorzukommen. Er bekennet, daß die beiden letztern Teile mit mehr Fleiß und Lebhaftigkeit abgefasset sind als der erstere. Da er auf die Art den innern Wert dieser Bogen selbst bestimmete, so überhob er sich der Sorge, in einer entbehrlichen Vorrede wegen

des Beifalls der Leser durch ein minder anständiges Selbstlob sich im voraus zu beruhigen. Dem Verleger läßt man das Recht widerfahren, daß er an Schönheit des Drucks und Papiers sowohl als an der äußerlichen Zierde der Stöckchen nicht das Geringste hat ermangeln lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

[154. Stück, vom 24. Dezember.]

Scherzhafte Neujahrswünsche auf das Jahr 1755. Leipzig bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf.

Man wird sich vielleicht noch vom vorigen Jahre her auf diese Leipziger Galanterie besinnen. Es ist eine Spielkarte von vier Dutzend Blättern, auf deren jedem ein Neujahrswunsch in Versen stehet, die eine Hälfte für das Frauenzimmer und die andere für Mannspersonen. Hier sind einige Proben davon, welche zugleich zeigen werden, daß es nicht eben dieselben sind, welche man schon gelesen und gebraucht hat.

„Die Karten, junger Herr, vergeßt die Karten nicht;
Eilt, lasset keine Zeit zerrinnen!
Ich wünsch' Euch Glück; denn, wie man spricht,
Wer heut gewinnt, der wird das ganze Jahr gewinnen."

„Die Freiheit nehm' ich mir, viel Glück
Auf Sie, mein Herr, heut zu trassieren.
Sie werden es doch acceptieren?
Sonst schick' ich Ihren Wunsch auch mit Protest zurück."

„Ihr Musen, steigt von euern Höhen
Und eilt, mir jetzund beizustehen!
Ich tön' ein würdig Lied, dergleichen niemals war.
Ich hebe mich auf Dichterschwingen;
Najaden, höret mich jetzt singen:
Ich wünsche dir, mein Freund, ein gutes neues Jahr!"

Für ein Frauenzimmer.

Was wünsch' ich dir? Schön bist du schon,
Desgleichen bist du reich.
Ich weiß es: einen Grandison,
Sei nur der Byron gleich.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

1755.

[4. Stück, vom 9. Januar.]

Gedicht, dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet. Braunschweig bei Schröders Erben. In 4to. 2½ Bogen.

Man wird es bereits aus andern öffentlichen Blättern wissen, daß der Herr Zachariä der Verfasser dieses Gedichts ist. Wir wiederholen seinen Namen hier um desto lieber, weil er uns der formellen Lobsprüche überhebt, die das Publikum in Ansehung der vorzüglichen Geschicklichkeit dieses Dichters nichts Neues lehren würden. Hat man ihn in seinen scherzhaften Epopöen als in seiner Sphäre bewundert, so wird man ihn auch hier nicht außer derselben finden, so wenig auch die Gabe scherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen mit einander gemein zu haben scheinen. Auch in das Lob desjenigen unsterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlassen, dessen Tod Herr Zachariä, und mit ihm Germanien, beweinet. Er war zugleich der rechtschaffenste und großmütigste Mann, und wenigstens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der 15. Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunst sagen:

„Ihr sahet ihn so oft in dem geheimern Leben
Verdiensten ihren Rang, sein Lob der Tugend geben;
Ihr saht ihn immer groß und freundschaftlich und frei,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heuchelei.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menschenliebe,
Die sanft voll Wohlthun spricht, die jeder Großmut Triebe
Für dich, o Fuchs, erregt und aus der Dürftigkeit
Mit brit'schem Edelmut verkannten Witz befreit."

Zu diesen letzten Zeilen macht der Verfasser folgende Anmerkung: „Herr Gottlieb Fuchs, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen ist und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedene glückliche Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und Gönner nach Leipzig, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er fiel allda einem unserer größten Dunse in die Hände, der durch seine marktschreierische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und durch die kleinen niedrigen Mittel, jemanden zu seiner Partei zu ziehen, genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wohl eher versucht hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben, dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monatlich eine solche Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die er kaum dem geringsten Bettler hätte geben können. Sobald er indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen andern rechtschaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner Partei zählen konnte, so war

er noch niederträchtiger und nahm Herr Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde sogleich von denjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um dieses erniedrigende Almosen gekommen war. Der sel. Herr von Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine edelmütige Vorsprache bei vielen Standespersonen, Hamburgern, einigen Engländern und besonders bei dem Collegio Carolino zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr Fuchs künftig, vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine anständige Art obliegen konnte." — — Denjenigen Fremdlingen in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen sollten: Wer ist der große Duns? wollen wir nächstens diese Frage beantworten. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[5. Stück, vom 11. Januar.]

Antwort auf die Frage: Wer ist der große Duns?

(Abgedruckt in Band I, S. 63 unserer Ausgabe.)

[9. Stück, vom 21. Januar.]

Lyrische und andere Gedichte. Neue und um die Hälfte vermehrte Auflage. Mit allergnädigsten Freiheiten. Anspach, zu finden bei Jacob Christoph Posch. 1755. In 8vo. 12 Bogen.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte ist bereits vor fünf Jahren erschienen und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfasser, welches der Herr Regierungssekretär Uz in Anspach ist, sogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer seines Musters beseelt werde und etwas mehr gelernt habe, als ihm hier einen Gedanken und da eine Wendung nicht sowohl abzuborgen als abzustehlen. Die Vermehrungen, welche er itzo hinzugethan, sind so beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abteilen können. Die ersten zwei enthalten die bereits gedruckten Stücke, aber so, wie sie sich der verbessernden Hand eines Verfassers, der aller Welt eher als sich ein Genüge thun kann, entreißen dürfen. Er hat überall verändert und auch fast überall glücklich verändert. Wir sagen fast und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die sich, vielleicht aus einer Art von Prädilektion, hier und da seiner erstern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verschiedne von dem erhabensten Inhalte finden, und einen philosophischen Kopf wird die, welche er Theodicee überschrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie sind überhaupt alle vortrefflich, obgleich nicht alle von einerlei Fluge. Und auch dieses hat er mit dem Horaz gemein, welcher sich

oft in die niedre Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herabläßt und auch da die geringsten Gegenstände zu veredeln weiß. Nur an den schmutzigen Bildern hat unser deutscher Horaz eine gleiche Kunst zu zeigen verweigert. Die Anständigkeit ist das strenge Gesetz, welches seine Muse auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzet. — — Die übrigen Vermehrungen bestehen in dem Sieg des Liebesgottes, welches scherzhafte Heldengedichte man auch bereits kennet, und in einigen poetischen prosaischen Briefen, welche teils freundschaftlichen, teils kritischen Inhalts sind. Der vierte ist besonders merkwürdig. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[12. Stück, vom 28. Januar.]

Vermischte Werke in verschiednen Arten der Dichtkunst von Johann Jakob **Dusch.** Jena bei G. Heinrich Cuno. 1754. In groß Oktav. 1 Alph. 14 Bogen.

Das meiste von diesen gesammelten Gedichten kennet die Welt bereits, und Herr Dusch genießet nicht erst seit gestern den Ruhm eines schönen Geistes, dem es in mehr als einer Art der Poesie gelungen ist. Er behält fast durchgängig noch den Reim bei, und nur in einigen Oden hat er, voll Zuversicht auf andre wesentliche Schönheiten, ihn aufgegeben. Eine andre Neuerung, die sich einzig von ihm herschreibt und von der wir nicht wissen, ob sie ihm jemand nachgemacht hat, wird man auch schon an ihm gewohnt sein. Er hat nämlich dem ziemlich einförmigen Silbenmaße der Alexandriner eine nicht unangenehme Veränderung zu geben geglaubt, wenn er auch in der Mitte des Abschnitts eine Abwechselung von männlichen und weiblichen Füßen brächte; und wir müssen gestehen, daß die Wirkung davon oft sehr glücklich ist. — — Die ganzen Werke bestehen aus sechs Abteilungen. Die erste enthält das aus acht Gesängen bestehende Lehrgedicht Die Wissenschaften; die zweite das Toppé, ein scherzhaft Heldengedichte in sieben Büchern; die dritte Moralische Gedichte; die vierte Oden und Elegien; die fünfte zwei Schäferspiele, nämlich Die unschuldigen Diebe und den Tausch; die sechste endlich ist ein bloßer Anhang von zwei neuen Oden. Der Raum vergönnt es nicht, von dieser letztern Art ein ganzes Stück herzusetzen, welches doch geschehen müßte, wenn die Leser ihr Urteil darnach einrichten sollten. Eine einzelne Stelle kann sie nur bewegen, das Buch selbst nachzusehen, welches sie schwerlich ohne Vergnügen wieder aus den Händen legen werden. Hier ist eine; der Dichter bekömmt von seinem Schutzgeiste den Befehl:

„Du, singe sanftere Töne, von bessern zärtlichen Kriegen,
Die nicht die Mutter verflucht!
Bleib dort im friedsamen Thal, das zu weit menschlichern Siegen
Die Braut und ihr Jüngling besucht!

„Greif in die mächtige Leier, die, von der Sappho gespielet,
Sanft wie ein Seufzer erklang,
Wenn flüchtig ihr Busen sich hob und Küsse, nur eben gefühlet,
Die bebende Lippe besang!

„Dann schleicht ein blühendes Mädchen, das sich von ihren Gespielen
Im Hain hin tiefer verlor,
Still zu dem Sänger und lauscht und fühlet sich, und im Fühlen
Schwillt sanft ihr Busen empor.

„Dann kommt sie mit glühenden Wangen, belebt von Unschuld und Feuer,
Wenn sie im Schlummer dich sieht,
Und krönt mit Veilchen und Rosen geschäftig die glückliche Leier
Und küßt dich eilig und flieht."

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 4 Gr.

[13. Stück, vom 30. Januar.]

Begebenheiten eines sich selbst Unbekannten. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1755. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Wenn doch dieser sich selbst Unbekannte die Gütigkeit gehabt hätte und auch der Welt unbekannt geblieben wäre! — — Er wird außer dem Hause seiner Eltern, die er gar nicht kennet, erzogen. Es fehlet ihm in den ersten Jahren an nichts, und er findet sich sogar ohne sein Zuthun in ein ziemlich einträgliches Amt gesetzt. Doch durch eine liederliche Lebensart und besonders dadurch, daß er Komödiant wird, verscherzt er die Liebe seiner unbekannten Versorger. Er wird sich selbst überlassen und aus einem Unglücke in das andere verschlagen. Er schweift bald als ein Bedienter, bald als sein eigner Herr in London herum und spielt sowohl unter der einen als unter der andern Gestalt den verliebten Ritter. Er lernt seine Schwester kennen, ohne zu wissen, daß es seine Schwester **ist**, und hätte sich bald auf gar keine brüderliche Art in sie verliebt. Doch alles geht noch gut ab, und seine unbekannte Schwester wird die unvermutete Gelegenheit, daß er von seinem sterbenden Vater eben so wohl als sie erkannt und wieder angenommen wird. — — Das ist das Gerippe des Romans, um welches der Skribent einige elende Lumpen aus dem ärgerlichen Leben der englischen Buhlschwestern geworfen hat, um ihm ungefähr eine Gestalt zu geben. — — Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurteil für die englischen Romane erweckt haben, daß man uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen sucht? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[22. Stück, vom 20. Februar.]

Briefe. Zweiter Teil. Gotha bei Johann Paul Mevius. 1755. In 8vo. 8 Bogen.

Der erste Teil dieser Briefe ist bereits zu Anfange des vorigen Jahres herausgekommen. Ihr Verfasser ist der Uebersetzer von des Lenglet du Fresnoy „Anweisung zu Erlernung der Historie", Herr Bertram. Er schreibt an Freunde und Freundinnen. Sein Ausdruck ist rein, aber nicht epistolarisch; seine Gedanken sind nicht schlecht, aber auch nicht besonders; der Inhalt gehört weder unter den ernsthaften noch unter den scherzhaften; denn er trägt ernsthafte Dinge ziemlich lustig und scherzhafte Dinge ziemlich ernsthaft vor. Hier und da macht er einige Anmerkungen aus der neuern Litteratur. Zum Exempel auf der letztern Seite dieses Teils im 32. Briefe versichert er, daß man in dem zweiten und dritten Teile des „Amilec" beinahe die ganze Holbergische unterirdische Reisebeschreibung finde, ohne ein einzigmal die Urkunde angezeigt zu sehen. Er setzt hinzu: „Ist etwa der Witz der Franzosen erschöpft, daß sie sich itzo des von ihnen so verachteten deutschen Witzes anmaßen?" — — Holberg war kein Deutscher; oder ist der deutsche und dänische Witz einerlei? — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[23. Stück, vom 22. Februar.]

Versuche in der tragischen Dichtkunst, bestehend in vier Trauerspielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde und Zarine. Breslau, verl. Carl Gottfr. Meyer. 1754. In groß Oktav. 16 Bogen.

Wenn wir sagen, daß der Herr Baron von Schönaich, der Skribent des „Hermanns", Verfasser von diesen Versuchen ist, so werden wir hoffentlich auf einmal das vollständigste Urteil davon gefällt haben, das man davon fällen kann. Es folgt nicht notwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragischer Dichter sein müsse; aber das folgt notwendig, daß der, welcher schlechte Epopöen schreibt, auch nicht anders als schlechte Trauerspiele schreiben werde. Der Herr Baron hat es der Welt schon gewiesen, daß er so ziemlich die mechanischen Regeln alle beobachten und trotz dieser Beobachtung dennoch Gedichte, die nichts taugen, machen könne; und wir sind viel zu billig, als daß wir ihm dieses Lob nicht auch hier erteilen sollten. Wir erinnern uns seiner und seines Lehrmeisters allezeit mit Dankbarkeit, so oft wir die Anmerkung eines französischen Kunstrichters, daß etwas ganz anders die Kunst und etwas ganz anders das Raffinement der Kunst sei, mit Beispielen bestärken wollen. Den Mangel dieses Raffinements könnte man dem Herrn Baron ganz gern vergeben; allein er hat noch einen andern Fehler, den ihm gesittete Leser unmöglich ver-

zeihen können, und von dem wir gar nicht einsehen, wie er dazu gekommen ist. Er ist ein Kavalier, dem es an Kenntnis der großen Welt und der feinern Sprache, die darinne üblich ist, nicht fehlen sollte: wie kömmt es aber gleichwohl, daß er seine tragischen Personen so kriechend, so pöbelhaft, so ekel sprechen läßt? Seine Prinzessinnen z. E. haben Liebsten (S. 3), sind verliebt (S. 13), sind brünstig (S. 11), sind geil (S. 59). Seine Helden schimpfen einander Hunde (S. 10) und Buben (S. 43). Wenn sie überlegen, so kommt ihnen was ein (S. 12), und wenn sie sagen sollen: ich meinte oder ich glaubte, so sagen sie: ich dachte (S. 3). Einer spricht zu dem andern: Du läugst (S. 14), und erboßt sich (S. 105), wenn er ergrimmen sollte. Ein Gemahl hat eine Frau (S. 42) und wohl noch darzu eine schwangre Frau (S. 126), und eine Gemahlin hat einen Mann (S. 66). Die Feldherrn geben dem Feinde Schlappen (S. 112). Die Diener sind geschwind wie der Wind (S. 58). Die Könige heißen die Königinnen mein Licht (S. 81), mein Leben (S. 82). Wer etwas zeigen will, ruft: Schau! und wer sich verwundern will, schreit: Ei! ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[24. Stück, vom 25. Februar.]

Les heureux Orphelins, Histoire imitée de l'Anglois par Mr. **de Crébillon** F. IV. Parties. A Bruxelles 1755, et se vend à Dresde chez J. C. Walther. In 12mo. 1 Alph. 12 Bogen.

Die englische Urschrift dieses Romans heißt „The fortunate foundlings" und ist in sehr kurzer Zeit dreimal gedruckt worden. Allein dieser geschwinde Abgang ist ein sehr zweideutiger Beweis von seiner Güte, die man weit sichrer daraus schließen wird, daß der jüngere Herr Crébillon sich die Mühe genommen hat, ihn umzuarbeiten. Wie viel Veränderungen er bei dieser Umarbeitung müsse erlitten haben, werden auch diejenigen leicht wahrnehmen können, welche ihn in der Grundsprache nicht gelesen haben, wenn sie nur sonst das englische Genie ein wenig kennen. Er hat nicht allein ein vollkommen französisches Ansehen bekommen, sondern er ist auch so glücklich crébillonisiert worden, daß man ohne Mühe entdeckt, er müsse zu der Familie der „Egaremens de l'esprit et du coeur", der Briefe der Ninon ꝛc. gehören. Diese Familiengleichheit bestehet in den sophistisch-metaphysischen Zergliederungen der Liebe und aller damit verwandten Leidenschaften, in welchen der jüngere Crébillon ein so großer Meister ist, daß man glauben sollte, nur er allein müsse das menschliche Herz von dieser Seite kennen, welches in seinen Schilderungen zu einem weit größern Labyrinthe wird, als es vielleicht in der That ist. Die ersten vier Teile dieser Glücklichen Findlinge enthalten noch sehr wenig,

was zu ihrer eigentlichen Geschichte gehört, wozu in dem ersten nur gleichsam der Grund gelegt wird. Die andern drei sind völlig mit einer fremden Geschichte erfüllt, von der man es erwarten muß, ob sie mit dem Ganzen glücklich genug wird verbunden sein. Vor itzo ist man zufrieden, daß sie den Lesern wichtig und reizend genug scheint, die vornehmsten Helden ohne Mißvergnügen deswegen aus dem Gesichte zu verlieren. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 21 Gr.

[28. Stück, vom 6. März.]

Fables et Contes. A Paris chez Duchesne. 1754. In 12mo. 10 Bogen.

Aus der Aufschrift dieses Werks wird man es schwerlich schließen können, wie vielen Anteil die Ehre des deutschen Witzes daran nimmt. Wir müssen also nur gleich sagen, daß sein Verfasser, welcher sich zwar nicht genennet hat, von dem wir aber wissen, daß es der Herr Rivery, Mitglied der Akademie zu Amiens, ist, den größten Teil seiner Fabeln und Erzählungen einem unserer Dichter schuldig sei, dem noch niemand den Ruhm eines deutschen La Fontaine abgesprochen hat. Der Hr. Professor Gellert hat schon mehr als einmal den Verdruß gehabt, sich in unglücklichen Uebersetzungen verstellet zu sehen; und es muß ihm daher notwendig angenehm sein, endlich in die Hände eines Gelehrten zu fallen, der alle Geschicklichkeit besitzt, ihm ungleich mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir in den freien Uebersetzungen des Herrn Rivery alle Schönheiten des Originals wiedergefunden hätten; wir müßten von der Unmöglichkeit solcher Uebersetzungen gar nichts wissen, wenn es uns auch nur eingekommen wäre, sie darinne zu suchen. Wir haben uns begnügt, deren so viele zu finden, als nötig sind, es den Herren Franzosen wahrscheinlich zu machen, daß von Rechts wegen noch weit mehrere darinne sein müßten, wenn sie die Begierde für überflüssig halten sollten, einen Gellert in seiner Sprache lesen zu können. Doch nicht um diesen schönen Geist allein, sondern um die ganze deutsche Nation hat sich Herr Rivery verdient gemacht. Er hat nämlich eine Einleitung vorangeschickt, in welcher er von unserer Litteratur überhaupt Nachricht erteilt. Das, was er davon sagt, zeigt von eben so vieler Einsicht als Billigkeit; und wenn es ihm gelingen sollte, die Beistimmung seiner Landsleute zu erhalten, so werden es die Deutschen wieder vergessen können, daß ein Bouhours einmal eine abgeschmackte Frage gethan hat. Seine Nachricht ist zwar die vollständigste gar nicht, allein wir müssen auch gestehen, daß wir diese Unvollständigkeit fast eben so gern als ungern bemerkt haben. Sie wird allenfalls zu einer sehr nützlichen Ergänzung Gelegenheit geben, wenn man etwa in der Vorstellung des Herrn Rivery die deutschen Musen für so gar wichtig doch

noch nicht ansehen sollte, die Aufmerksamkeit der Ausländer zu verlangen. Er kennet von unsern Neuern außer dem Herrn Gellert fast niemanden als einen Günther, einen Hagedorn, einen Haller und einen Rabener. Es werden leicht die Vornehmsten sein, das ist wahr. Allein die einzigen, die den schönen Wissenschaften bei uns Ehre machen, sind es ohne Zweifel nicht. Wir haben noch Schlegels, Cramers, Gleime, Klopstocke, Kleiste, Uze, Zachariäs, Kästners, Bodmers und Wielande, welche alle auch außer ihrem Vaterlande den erhaltnen Ruhm behaupten können.

[36. Stück, vom 25. März.]

Gedanken von dem vorzüglichen **Werth der epischen Gedichte des Herrn Bodmer's**, von J. G. S. Berlin. 1754. In 8vo. 2 Bogen.

Dieser kleine Aufsatz betrachtet die Gedichte des Herrn Bodmers von einer Seite, von welcher sehr selten Gedichte betrachtet werden und eben so selten betrachtet werden können, weil ihre Verfasser keine größere Absicht damit gehabt haben, als ihre Kunst zu zeigen. Diese Seite ist diejenige, welche der rechtschaffne Mann weit eher als der Kunstrichter wahrnimmt, und die dem Kunstrichter nur alsdenn nicht unbemerkt entwischt, wenn er, wie der Verfasser dieser Gedanken, gegen das Moralisch-Schöne eben so fühlbar ist als gegen das Poetische. Die Kunst des Dichters also beiseite gesetzt, welches hier um so viel leichter hat geschehen können, je entschiedner der Wert derselben bei Kennern bereits ist, wird gezeigt, daß die Bodmerschen Epopöen nach ihrer Anlage, nach ihrem Inhalte und ihrer Absicht einen sehr großen Vorzug vor den unsterblichsten Werken des Altertums verdienen. Ihre Absicht erstreckt sich viel weiter als auf die Besserung der bürgerlichen Tugenden, welches das Höchste ist, was man einem Homer und Virgil beimessen kann. Sie gehen auf die innere Besserung des Menschen, von welcher sein Schicksal jenseit des Lebens abhängt; und die Hauptlehre, auf welche der Dichter sich alles beziehen läßt, ist diese, daß die Gottesfurcht oder die in dem Herzen wirkende Religion unser höchstes Gut sei, und daß der Mangel derselben und die daher entstehenden Laster uns notwendig unglücklich machen. Diesem Augenmerke gemäß wird kaum ein merkwürdiger Umstand des menschlichen Lebens von dem Eintritte in dasselbe bis auf den Abschied daraus zu finden sein, davon man nicht an den Helden dieser Gedichte die wahre Gemütsverfassung und das allein gute und würdige Betragen auf die einnehmendste Art vorgestellet sieht; keine Tugend, die man nicht in ihrer vollkommnen Liebenswürdigkeit, und kein Laster, das nicht in seiner wahren Häßlichkeit und unglücklichen Folgen geschildert wird. Wie dieses alles die Bodmerschen Gedichte für eine jede Art von Lesern

zu den nützlichsten Schriften machen muß, so findet der Herr S. auch noch eine andere Eigenschaft an ihnen, die sie vornehmlich bequem macht, der Jugend eine historische Kenntnis fast von allem, was der Umfang der Wissenschaften Merkwürdiges in sich faßt, auf die beste Weise gelegentlich beizubringen. Denn Herr Bodmer scheint auch darinne ein neuer Homer zu sein, daß die ganze Wissenschaft seines Weltalters entweder darinne liegt oder doch nicht undeutlich daraus geschlossen werden kann ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[37. Stück, vom 27. März.]

Geschichte des Herrn Carl Grandison, in Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. V. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung. 1755. In 8vo.

Dieser Band des ohne Zweifel lehrreichsten Werks in seiner Art ist ungemein rührend. Die Geschichte desselben betrifft die Wiederherstellung der Gräfin Clementina, die man in den vorigen Bänden hat kennen lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß ihr Charakter überhaupt ein wenig unnatürlich sein sollte, so ist er doch in seinen Teilen mit so viel Kunst und Wahrheit geschildert, daß er unter diejenigen Phantasiebilder gehöret, die man den steifen und trocknen Nachschilderungen der Natur mit allem Rechte vorzieht. Der Handel mit dieser liebenswürdigen Enthusiastin schließt sich dem Wunsche der Leser für ein anders Frauenzimmer, welches gleich anfangs eine so vorzügliche Rolle spielte, daß die Rolle der Clementina nichts als nur eine zweite sein konnte, vollkommen gemäß. So begierig, als man auf diesen Band gewesen ist, eben so begierig und noch begieriger wird man auf die beiden rückständigen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[38. Stück, vom 29. März.]

Lieder, Erzählungen, Sinngedichte und ernsthafte Stücke. Leipzig in Lankischens Handlung. 1755. In 8vo. 6 Bogen.

Diese Sammlung bestehet aus 45 kleinen Poesien, von welchen nur die drei letztern etwas ernsthaftern Inhalts sind. Die meisten derselben sind sehr artig, nur daß die Versifikation oft härter ist, als sie in solchen Spielen des Witzes sein sollte. Zur Probe kann folgendes dienen.

An den Tod.

Tod, was willst du mit mir machen?
Küssen kann ich wohl und lachen,
Mädchens lieben und beim Wein
Auch ein kräftig Trinklied schrein.

Tändelnd um die Schönen springen,
Spröder Mädchen Kuß erzwingen,
Lachen, wenn sie es gethan,
Das ist alles, was ich kann.

Aber sich so hinzulegen,
Ohne Arm und Bein zu regen,
Stumm und beide Augen zu:
Tod, das kann ich nicht wie du.

Leichenweibern stille halten,
Niemals atmen, stets erkalten,
Bleicher sehn als dein Gesicht,
Glaub mir's, Tod, das kann ich nicht.

Das Spielglück.

Man sagt, wer glücklich spielt, der soll unglücklich frein.
Allein ich wollte doch in beiden glücklich sein;
Denn wenn mir stets im Spiel so gut die Karten fielen,
Wer wehrte mir es denn, um eine Frau zu spielen?

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[45. Stück, vom 15. April.]

Die **Geschichte und Briefe des Abälard's und der Eloise,** in welchen ihr Unglück und die verdrießlichen Folgen ihrer Liebe beschrieben sind, nebst einem Gedichte: Eloise an Abälard, von Alexander **Pope.** Aus dem Englischen übersetzt. Berlin und Potsdam bei Chr. Friedr. Voß. 1755. In 8vo. 17 Bogen.

Abälard war einer von den berühmtesten scholastischen Lehrern des zwölften Jahrhunderts. Es fehlt aber nicht viel, daß er nicht itzt weit bekannter wegen seiner Liebshändel als wegen seiner Gelehrsamkeit sein sollte. — — So ungewiß ist es, wodurch man seinen Namen am sichersten verewigen kann! Ob sichrer durch Verdienste oder durch Ausschweifungen? — Die Heldin des Abälards hieß Heloise und war ein junges Frauenzimmer, das man seiner Privatunterweisung anvertrauet hatte, dem er aber nichts geschwinder und gründlicher lernte als die Liebe. Die Verstümmlung, welche diese unverlangte Anführung dem guten Abälard endlich kostete, war bei ihr nicht kräftig genug, alle die wollüstigen Ideen in ihrer Seele zu verlöschen, die sie mit dem Andenken ihres Lehrmeisters auch noch da verband, als sie, ihrem Stande gemäß, an nichts als den Himmel hätten denken sollen. Aus dem Kloster noch schrieb sie an ihren unbrauchbaren Geliebten Briefe, worinne man eine so erstaunliche Vermischung von Gottseligkeit und Lustbegierde, von heiliger und profaner Zärtlichkeit antrifft, daß man schwerlich ein

lebhafter Gemälde der menschlichen Natur in ihren Widersprüchen irgendwo antreffen wird. Diese Briefe nebst den Antworten des Abälard befinden sich in den Werken des letztern und sind anfangs von einer französischen Feder und hernach von einem Engländer so umschrieben worden, daß sie nirgends wider die Anständigkeit unsrer Zeiten verstoßen. Nach der letztern Umschreibung ist gegenwärtige Uebersetzung von einem Manne veranstaltet worden, auf dessen Geschicklichkeit und Fleiß man sich auch in wichtigern Proben zu verlassen gelernt hat. Die vorgesetzte Geschichte dient statt einer Einleitung und ist größtenteils aus den dahin gehörigen Artikeln des Baylischen Wörterbuchs gezogen. Das beigefügte Gedichte vom Alexander Pope ist allezeit für ein Meisterstück in seiner Art erkannt worden und erscheinet hier in einer andern Uebersetzung als in der, in welcher es bereits vor einigen Jahren in einer Monatsschrift erschien. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[49. Stück, vom 24. April.]

Versuch in Gedichten. Leipzig bei Johann Wendler. 1755. In 8vo. 4 Bogen.

Wenn diese Gedichte Versuche sind, so sind es doch gewiß nicht die ersten Versuche eines Verfassers, mit welchen nur derjenige das Publikum zu beschenken das Herz hat, welcher an den Erstlingen seiner Muse alle seine Kräfte verschwendet zu haben fühlet. Sie bestehen größtenteils aus Oden und Liedern, voller Empfindungen der Freundschaft und Liebe. Der Ausdruck des Dichters ist edel, und seine Bilder sind angenehm. Zur Probe, wie anständig und fein er auch in seinen satirischen Scherzen sei, wollen wir die ersten Strophen eines Liedes hersetzen, welches wir uns an einem andern Orte bereits gelesen zu haben erinnern. Es heißt Gute Werke:

„Trax wird gewarnt, nicht zu verschwenden,
Doch er verthut mit vollen Händen,
Bis er sich arm verthut.
‚Was hätt' ich,' fragt er, ‚sparen sollen?
Ich habe nicht mehr sorgen wollen!'
Das macht er gut.

„Amynt spricht: ‚Eh es Mädchen wagen
Und ihrem Zwang und Stolz entsagen,
Vergeht mir Zeit und Mut.
Nein, junge Witwen sind mir lieber,
Bei denen ist das schon vorüber.'
Das macht er gut.

„Daß unsre Dichter denken lernen
Und weit vom Bathos sich entfernen,
Bringt Stentorn fast in Wut.

‚Die Nachwelt,‘ schreit er, ‘wird einst lesen,
Daß ich daran nicht schuld gewesen!‘
Das macht er gut.“

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[50. Stück, vom 26. April.]

Gotth. Ephr. Lessing's Theatralische Bibliothek. Zweites Stück. Berlin bei Chr. Friedr. Voß. 1755. In 8vo. 18 Bogen.

Die Einrichtung dieses Werks haben wir bei dem ersten Stücke bereits angezeigt. Zufolge derselben fährt der Verfasser fort, Abhandlungen zu liefern, welche teils in die Geschichte des Theaters, teils in die Kritik der theatralischen Dichtkunst und der vornehmsten dramatischen Werke alter und neuer Zeit einschlagen. Der erste Aufsatz in diesem zweiten Stücke handelt von den lateinischen Trauerspielen, die man unter dem Namen des Seneca kennet, aus welchen vors erste „Der rasende Herkules“ und „Thyest“ weitläuftig bekannt gemacht werden. Nach einem kurzen Inhalte des erstern lieset man einen Auszug, in welchen eine Uebersetzung der schönsten Stellen eingeflochten wird. Hierauf folgt eine Beurteilung desselben und eine Vergleichung mit dem „Rasenden Herkules“ des Euripides; ferner werden einige unbillige Urteile des Pater Brumoy von diesem Stücke widerlegt und die neuern Tragödienschreiber angeführt, welche eben denselben Stoff bearbeitet haben. Endlich wird ein Vorschlag für einen heutigen Dichter hinzugefügt und gezeigt, wie man ein Stück nach dem neuern Geschmacke daraus machen könne, was man dabei von dem Euripides und was man von dem Römer beibehalten müsse. Bei dieser Gelegenheit wird die Moral dieses Trauerspiels untersucht, sowohl die, welche nach den beiden alten Mustern darin liegt, als auch die, welche in die vorgeschlagene Nachahmung gebracht werden kann und ohne Zweifel eine von den erhabensten sein würde, die sich jemals ein Dichter auf der Bühne zu lehren unterstanden hat. Beiläufig wird auch noch ein Versuch über ein Stück des lateinischen Dichters gewagt, in welchem die Namen der redenden Personen in Unordnung geraten sind. Fast auf gleiche Weise verfährt der Verfasser mit dem „Thyest“. Nach einem ähnlichen Auszuge und einer ähnlichen Beurteilung wird von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts gehandelt und aus innern Gleichheiten wahrscheinlich erwiesen, daß „Der rasende Herkules“ und „Thyest“ einen Verfasser haben müssen. Die neuern Tragödien von der schrecklichsten Rache, die jemals unter Brüdern verübet worden, werden dabei nicht vergessen, und besonders wird der „Atreus und Thyest“ des ältern Herrn Crébillon näher betrachtet und gezeigt, wie unendlich weit er unter

dem Schrecklichen seines lateinischen Musters geblieben sei. Auch die übrigen lateinischen Trauerspiele will der Verfasser in den folgenden Stücken auf gleiche Art durchgehen und eine ähnliche Methode auch bei den Mustern der Griechen beobachten. Der zweite Aufsatz enthält die Geschichte des italienischen Theaters von dem Herrn Ludewig Riccoboni, welcher eine Nachricht von ihrem Verfasser vorgesetzt worden. Der dritte liefert einen beurteilenden Auszug aus den zwei ersten regelmäßigen Tragödien der Italiener, der „Sophonisbe" des Trissino und der „Rosemonde" des Ruccelai. Der vierte endlich gibt einen gleichen Auszug aus der „Calandra" des Bibiena, der ersten italienischen Komödie, welche nach den Regeln der Kunst abgefasset worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[53. Stück, vom 3. Mai.]

G. Ephr. Lessing's Schriften, fünfter und sechster Teil. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1755. In 12mo. 1 Alph. 2 Bogen.

Der Verfasser hat diese Teile ohne Vorrede in die Welt geschickt. Es wird daher kein Wunder sein, wenn wir in der Geschwindigkeit nicht viel mehr davon werden sagen können, als er selbst hat sagen wollen. Sie enthalten beide Schauspiele, und zwar jeder Teil ein großes Stück in fünf Aufzügen und ein kleines in einem Aufzuge. Das große Stück im fünften Teile heißt Der Freigeist. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urteil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele Der Schatz erholen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandnis mit diesem Schatze habe, damit gewisse Kunstrichter desto zuversichtlicher sagen können, das Komische desselben falle nicht selten in das Possenhafte. Der sechste Teil fängt mit einem bürgerlichen Trauerspiele an, welches Miß Sara Sampson heißt. — Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds „Kritischer Dichtkunst" ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten! Was soll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den sechsten Teil beschließt, heißt Der Misogyn. Der Verfasser hätte wohl können sagen Der Weiberfeind. Denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[54. Stück, vom 6. Mai.]

Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Zweiter Teil. Hamburg bei Chr. Wilhelm Brandt. 1755. 1 Alph. 6 Bogen.

Auch dieser Teil ist voller wunderlichen Auftritte aus dem Leben eines Herumschweifers, der ohne Charakter, ohne Sitten und ohne Absichten vorgestellet wird. Die längste Rolle, die er darinne spielt, ist die Rolle eines Stutzers, der in dem Glanze geborgter Kleider nach einer Frau ausgeht und durch sein äußerliches Ansehen eine alte wollüstige Witwe oder eine unbedachtsame Erbin ins Garn zu locken sucht. An Erfindungskraft mag es dem Verfasser nicht gefehlt haben; denn auf einer Seite von ihm kömmt oft mehr Geschichte vor als bei andern seiner Landsleute auf hundert Seiten. Und doch ist er ihnen deswegen so wenig vorzuziehen, daß man vielmehr sein Buch unter die fast unnützen Bücher in ihrer Art rechnen muß, welche zwar das Gedächtnis mit mannigfaltigen Begebenheiten überhäufen und müßige Leser auf einige Stunden beschäftigen, dem Geiste aber weder zu nützlichen Betrachtungen noch dem Herze zu guten Entschließungen Gelegenheit geben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[59. Stück, vom 17. Mai.]

Das **Leben des Herrn von Haller,** von D. Johann Georg **Zimmermann,** Stadtphysicus in Brugg. Zürich bei Heidegger und Compagnie. 1755. In 8vo. 1 Alph. 7 Bogen.

Der Herr von Haller gehört unter die glücklichen Gelehrten, welche schon bei ihrem Leben eines ausgebreitetern Ruhms genießen, als nur wenige erst nach ihrem Tode teilhaft werden. Dieses Vorzugs hat er sich unwidersprechlich durch überwiegende Verdienste würdig gemacht, die ihn auch noch bei der spätesten Nachwelt eben so groß erhalten werden, als er itzt in unparteiischen Augen scheinen muß. Sein Leben beschreiben, heißt nicht, einen bloßen Dichter oder einen bloßen Zergliedrer oder einen bloßen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen,

— — — — — whose mind
Contains a world and seems for all things fram'd.

Man ist daher dem Herrn D. Zimmermann alle Erkenntlichkeit schuldig, daß er uns die näheren Nachrichten nicht vorenthalten wollen, die er als ein vertrauter Schüler des Herrn von Haller am zuverlässigsten von ihm haben konnte. Alle die, welche überzeugt sind, daß die Ehre des deutschen Namens am meisten auf der Ehre der deutschen Geister beruhe, werden ihn mit Vergnügen lesen, und nur diejenigen werden eine höhnische Miene machen,

welchen alle Ehrenbezeigungen unnütz verschwendet zu sein scheinen, die ihnen nicht widerfahren. Ein Auszug aus dieser Lebensbeschreibung würde uns leichter fallen, als er dem Leser vielleicht in der Kürze, welche wir dabei beobachten müßten, angenehm sein würde. Der Herr D. Zimmermann ist keiner von den trocknen Biographen, die ihr Augenmerk auf nichts Höhers als auf kleine chronologische Umstände richten und uns einen Gelehrten genugsam bekannt zu machen glauben, wenn sie die Jahre seiner Geburt, seiner Beförderungen, seiner ehelichen Verbindungen und dergleichen angeben. Er folgt seinem Helden nicht nur durch alle die merkwürdigsten Veränderungen seines Lebens, sondern auch durch alle die Wissenschaften, in denen er sich gezeigt, und durch alle die Anstalten, die er zur Aufnahme derselben an mehr als einem Orte gemacht hat. Dabei erhebt er sich zwar über den Ton eines kalten Geschichtschreibers, allein von der Hitze eines schwärmerischen Panegyristen bleibt er doch noch weit genug entfernt, als daß man bei seiner Erzählung freundschaftliche Verblendungen besorgen dürfte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam auf Druckpapier 16 Gr. und auf Schreibpapier 1 Rthlr.

(64. Stück, vom 29. Mai.]

Edward Grandison's Geschichte in Görlitz. Berlin bei Chr. Fried. Voß. 1755. In 8vo. 8 Bogen.

Wir wollen es nur gleich sagen, daß diese Schrift etwas ganz anders enthält, als der Titel zu versprechen scheinet. Der Name Grandison wird an eine Geschichte denken lassen, in welcher die Kunst ihre größte Stärke angewandt hat, das menschliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch diese Rührungen zu bessern. Wenn nun der Leser so etwas erwartet, wider Vermuten aber eine kleine Geschichte des Geschmacks unter den Deutschen findet, so wird er sich zwar anfangs getäuscht glauben, allein am Ende wird er diese Täuschung doch ganz gerne zufrieden sein. Wir haben dieses zu vermuten um so viel mehr Grund, je lebhafter wir überzeugt sind, daß die itzt herrschenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutschen Witzes nirgends so kurz, so deutlich, so bescheiden als in diesen wenigen Bogen vorgetragen worden. Die Verfasser sind dabei in ihrer Unparteilichkeit so weit gegangen, daß sie einem Gottsched und einem Schönaich weit mehr Einsicht beilegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als sie jemals gezeigt haben, und sie ihre schlechte Sache weit besser verteidigen lassen, als es von ihnen selbst zu erwarten steht. Ein wie viel leichters Spiel würden sie ihren Widerlegungen und ihrer Satire haben machen können, wenn sie die Einfalt des einen in allem ihren diktatorischen Stolze und die Possenreißerei des andern in aller ihrer wendischen Grobheit aufgeführet hätten. Doch sie wollten ihre Leser mehr

überzeugen als betäuben, und der Beitritt eines einzigen, den sie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer sein als das jauchzende Geschrei ganzer Klassen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Rute bekennen müssen, daß Gottsched ein großer Mann und Schönaich ein deutscher Virgil sei. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[74. Stück, vom 21. Juni.]

Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf **Kästner.** Altenburg in der Richterischen Buchhandlung. 1755. In 8vo. 18 Bogen.

Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltner der Philosoph und der Meßkünstler, am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kömmt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntnis überhaupt und nicht bloß für einzle Teile desselben geschaffen zu sein fühlet. Der Herr Professor Kästner — doch die formellen Lobsprüche sind ekelhaft, und ohne Zweifel haben die meisten unsrer Leser schon längst von selbst die Anmerkung gemacht, daß sich auch noch mehrere als ihrer vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich teilen könnten. Gegenwärtige vermischte Schriften allein könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte, und den er mehr erschlichen als verdient zu haben, sich nicht vorwerfen dürfte. Mehr wollen wir nicht davon sagen, sondern nur noch überhaupt melden, daß sie aus prosaischen Abhandlungen, aus Lehrgedichten, aus Oden, aus Elegien, aus Fabeln, aus Sinngedichten, aus Parodien, aus lateinischen Gedichten und aus Briefen bestehen. Daß man sie lesen wird, daß man sie auch ohne Anpreisung häufig lesen wird, ist gewiß. Die wenigen Sinngedichte also, die wir daraus hersetzen wollen, sollen mehr zu unserm eignen Vergnügen als zu einer unnötigen Probe angeführt sein.

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie,
Das heißt auf deutsch: ein Narr war La Mettrie.

An einen Freimäurer.

Der Brüderschaft Geheimnis zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von einem nur wünscht' ich mir Unterricht:
Was ist an dir Ehrwürdiges zu finden?

Das Totenopfer an den Herrn Baron von Cronegk nach Neapolis.

Mein Cronegk, Maros Geist schwebt noch um seine Gruft;
Wenn du dort Lorbeern brichst, so hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelobert,
Von dir, o Deutscher, wird ein Schönaich jetzt gefodert.

Eines Sachsen Wunsch auf Karl XII.

Held, der uns so gepreßt, dein eifriges Bestreben
War: spät im eiteln Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch wird mein Wunsch erfüllt (die Rache gibt ihn ein),
So soll einst dein Homer ein zweiter Schönaich sein.

Wir müssen erinnern, daß in den zwei letzten Sinnschriften anstatt des Namens Schönaich, welches ein gewisser Poet in der Niederlausitz ist, bloß ein leerer Platz gelassen worden, ihn nach Belieben mit einem von den zweisilbigen Namen unserer Heldendichter zu füllen. Unser Belieben fiel auf genannten Herrn Baron von Schönaich, von dessen neuesten Schriften wir nächstens reden wollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[75. Stück, vom 24. Juni.]

Le **Théâtre Bavarois,** ou Recueil des plus célèbres pièces du théâtre représentées à Munic. Tome I. A Augsbourg chez Merz et Maier. 1755. In 8vo.

Diese bayrische Schaubühne ist nichts als eine Sammlung französischer Komödien und Tragödien, welche eine Gesellschaft Schauspieler in München aufgeführt hat. In diesem ersten Teile kommen zwölf Stück vor, worunter kein einziges ist, welches nicht schon bekannt wäre. Es wäre sehr gut, wenn auch kein einziges darunter wäre, welches nicht bekannt zu sein verdiente! La Grange, Chancel, Campistron und dergleichen Leute erhalten zu viel Ehre, wenn sie mit einem Racine und Voltaire in Gesellschaft versetzt werden. Außer dem Hadrianus und dem Amasis jener beiden Stümper und der Athalie und Alzire dieser beiden Meister kommen darinne vor: Cénie, das rührende Lustspiel der Frau von Graffigny; La Coquette fixée, in drei Aufzügen; Le Comte de Neuilly, eine heroische Komödie des Hrn. v. Boissy; des Molière Comtesse d'Escarpagnas; L'Amour secret des jüngern Poisson; Le Babillard des Herrn von Boissy; ebendesselben Verfassers Amours anonymes, und des Hauteroche Nachspiel Le Cocher. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 16 Gr.

[76. Stück, vom 26. Juni.]

Sittliche Reizungen der Tugend und des Vergnügens. I. Bandes I. Teil. Königsberg und Leipzig bei Joh. Fried. Petersen. 1755. In 8vo. 14 Bogen.

Man wird es gleich dem Titel ohngefähr ansehen, daß dieses der Anfang einer neuen periodischen Schrift ist, welche durch abwechselnde prosaische und poetische Aufsätze dem Leser so nützlich als angenehm zu machen, sich verschiedne Verfasser verbunden haben. Ein sehr günstiges Vorurteil dafür zu erwecken, dürfen wir nur sagen, daß der Herr Magister Lindner die Aufsicht darüber führt. Der Verfasser der Daphne hat sich unter den sinnreichen Schriftstellern einen viel zu rühmlichen Platz erworben, als daß man von seinem Geschmacke und seiner Beurteilungskraft die Einrückung solcher Stücke befürchten dürfte, mit welchen sich seine eignen Aufsätze in Gesellschaft zu sein schämen müßten. In diesem ersten Teile nehmen sich vornehmlich „Siegfried oder der Herrnhuter", und die „Geschichte der Benigne Tavernier" aus. Das erste ist ein satirisches Heldengedicht auf jenen gräflichen Schwärmer, wenn er nicht noch etwas Ueblers ist als ein Schwärmer. Es kommen hier nur die ersten fünf Gesänge vor, welche ungemein viel artige Stellen und eine Menge ernsthafter und richtiger Gedanken haben, die dem Gedichte mit unsern bisherigen komischen Heldengedichten wenig Aehnliches lassen. Die Geschichte der Tavernier ist in Briefen abgefaßt und sehr rührend. Außer diesen findet man Betrachtungen über die wahre Ehre; eine Beurteilung der Ackermannischen Gesellschaft, welcher in dem, was sie von den Gliedern derselben Gutes sagt, diejenigen, die sie zu sehen Gelegenheit gehabt, mit Vergnügen Beifall geben werden; verschiedne Oden und andre Gedichte aus kleinern Gattungen. Von den letztern wollen wir folgendes zur Probe hersetzen:

Der tödliche Kuß.

Mein Schäfer spricht, ich soll ihn küssen;
Jedoch ich müßte thöricht sein,
Die Mutter schärfte mir ja ein,
Ich sollte keinen Schäfer küssen,
Sonst würd' ich plötzlich sterben müssen.
Zu sterben, wäre noch zu früh,
Nein, Schäfer, nein, ich küss' dich nie;
Doch aber möcht' ich noch wohl wissen,
Wer dir verboten, mich zu küssen?

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[79. Stück, vom 3. Juli.]

Die Hofmeisterin, erster Teil. Bernburg bei Christ. Gottf. Cörnern. 1755. In 8vo.

Dieses ist die Fortsetzung derjenigen Wochenschrift, welche in den Jahren 53 und 54 zu Leipzig unter dem Titel Der Hofmeister erschien und bis zu drei Bänden anwuchs. Mehr wissen wir nicht von ihm; denn, Gott sei Dank, wir haben ihn nicht gelesen. Er kann gut, er kann sehr gut sein. Wenn er es aber ist, so bedauern wir ihn herzlich, daß er sein Lehramt einer alten Plaudertasche abtreten müssen, deren vornehmste Absicht ohne Zweifel gewesen ist, sich auf ihre alten Tage die Stelle einer Ausgeberin auf den Gütern des wendischen Sängers zu erloben. — — Kann man sich es einbilden! Sie wollte, wie sie selber sagt, in ihren Blättern dem Hermann des Baron Schönaichs eben dieselben Dienste leisten, die Addison ehedem dem Milton leistete. „Nicht, als wenn ich mich,“ fährt sie fort, „mit dem Addison oder den ‚Hermann‘ mit dem Verlornen ‚Paradiese‘ vergliche. Ich muß mich gegen den Zuschauer verstecken; hingegen wird niemand ohne Parteilichkeit die englische Epopöe unserer deutschen vorziehen.“ Hierauf macht sie in dem sechsten, zwölften, zwanzigsten und fünfundvierzigsten Stücke einen Auszug aus dem „Hermann“, der mit so vielen abgeschmackten und jämmerlichen Lobsprüchen durchflochten ist, daß wir fast gezwungen auf den Einfall geraten sind, der Baron Schönaich müsse ihn selbst gemacht haben. Wenn das ist, so hat alles seine Richtigkeit! — — Sollen wir auch von den übrigen Stücken der Hofmeisterin etwas sagen? Wir können es kurz fassen; es ist unglaublich, daß ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin, die auf eine solche Art den Geschmack der Leser verbessern will, auf eine glücklichere die Sitten derselben verbessern werde. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[86. Stück, vom 19. Juli.]

Die Schwachheit des menschlichen Herzens bei den Anfällen der Liebe. Frankfurt und Leipzig, verlegts G. P. Monath. 1755. In 8vo. 17 Bogen.

Es scheinet, als ob man uns diesen weniger als mittelmäßigen Roman als ein deutsches Original aufdringen wolle. Die Vorrede ist in diesem Jahre unterschrieben, und auf dem Titel wird keines Uebersetzers gedacht. Aber gleichwohl darf man nur wenige Seiten lesen, wenn man die fremde aus den deutschen Worten hervorblickende Grundsprache erkennen will. Die Anlage ist französisch, so wie die Denkungsart und der Ausdruck. Der Held heißt der Ritter von Belincourt, und die Thaten seiner Ritterschaft lassen sich aus der Aufschrift erraten. So wenig erbaulich sie aber auch

immer sind, so versichert man uns doch, daß sie zur Beförderung der Tugend aufgezeichnet worden. — Wenn die Romanenschreiber, welche keine Richardsons sind, doch nur immer auf die Tugend Verzicht thun wollten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[87. Stück, vom 22. Juli.]

Wohlangerichtete und neuerfundene **Tugendschule**, in welcher sowohl junge Leute als erwachsene Personen nicht nur zu ihrer gar wohl erlaubten Gemüths-Ergetzung, die auf eine anmuthige Art vorgetragnen Historien zu gebrauchen, sondern besonders die beigesetzten sinnreichen Anmerkungen und gründlich daraus gezogene Lehren erbaulich anzuwenden hinlängliche Gelegenheit haben. Mit beigefügten vielen Kupfern. Herausgegeben von **Meletaon.** Zwei Teile. Breslau bei D. Pietsch' Buchh. 1755. In 8vo. Der erste Teil von 18, der zweite von 20 Bogen.

Meletaons Tugendschule ist ein schon längst bekanntes Buch, und diese neue Auflage bezeigt, daß es noch immer seine Liebhaber finden müsse. Vielleicht auch, daß es deren noch mehrere finden würde, wenn man ihm mit einigen Verbesserungen zu Hilfe gekommen wäre, deren es in Ansehung seiner guten Absicht noch so ziemlich wert wäre. Denn so wie es itzt ist, stehen auf dem Titel zwei Hauptlügen, und die Art, mit welcher die Historien erzählt werden, ist eben so wenig angenehm, als die beigesetzten Anmerkungen sinnreich oder die daraus gezognen Lehren gründlich sind. Sonst sind die Geschichten selbst eben nicht allzu schlecht gewählt, und Leute, die zum Zeitvertreibe lesen, müssen wohl oft schlechtere zu lesen sich gefallen lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[91. Stück, vom 31. Juli.]

Das Pfandspiel, oder artige und aufgeweckte Geschichten, aus dem Französischen. Frankfurt und Leipzig in der Lankischschen Buchhandlung. 1755. In 8vo. 22 Bogen.

Dieser Roman, oder vielmehr diese Sammlung kleiner Romane soll von einem Frauenzimmer übersetzt sein. — Es wäre zu wünschen; daß sich dieses Geschlecht überhaupt dergleichen Beschäftigungen anmaßen und das männliche dadurch stillschweigend zu ernsthafteren verweisen wollte. — — Seine Einrichtung kann man ohngefähr aus dem Titel erraten. Es werden einer Gesellschaft in der Provinz die Abende allzu lang; man versucht sie durch verschiedne Spiele zu verkürzen und fällt endlich darauf, die bei der Blinden Kuh

gegebenen Pfänder durch Erzählungen einlösen zu lassen, deren Begebenheiten die gepfändeten Personen entweder selbst betroffen, oder an welchen sie doch einigen Anteil gehabt. Die Uebersetzerin wünscht, daß anstatt der schläfrigen Wettergespräche oder der gedankenlosen Karten eine ähnliche Zeitverkürzung auch unter uns Mode werden möchte. Wir wünschen es gleichfalls; aber dabei zu wünschen, daß alsdenn auch jede Gesellschaft ihre Erzählungen möge drucken lassen, davor wollen wir uns fein in acht nehmen. — Es kommen in allem 27 kleine Erzählungen in diesem Pfandspiele vor, welche an zwei verschiednen Abenden erzählet worden, und mit deren Lesung man auch eben so viele ziemlich vergnügt zubringen kann. An dem ersten wurden erzählt: 1) Die Geschichte der Frau von G. 2) Die Geschichte des Malers. 3) Die Geschichte des Weihwasserreichers. 4) Die Geschichte des Obersten und der Fr. S. V. 5) Die Geschichte des Bettlers von Lothringen. 6) Die Geschichte der Fräulein von R. 7) Die Geschichte des Essighändlers. 8) Die Geschichte der Fräulein von G. und des Grafen von Bl. 9) Die Geschichte des gepeitschten Tristans. 10) Die Geschichte der Marquisin von Keiton. 11) Die Geschichte der falschen Meinung. 12) Die Geschichte vom Steine der Weisen. 13) Die Geschichte der buhlerischen Witwe. 14) Die Geschichte des Hahnreis in der Einbildung, und 15) Die Geschichte der gewinnsüchtigen Frau. An dem andern Abende: 1) Die verschwiegne Alte. 2) Die Puppe. 3) Die lächerliche Begegnung. 4) Der vornehme Wasserträger. 5) Die Witwe von Mante. 6) Der zauberische Lehrjunge. 7) Wer zu viel unternimmt, gelangt selten zum Zweck. 8) Der Vogel der Wahrheit. 9) Die Reise nach Chaubray. 10) Das Rebhuhn. 11) Ein Vorhaben vernichtet das andre. 12) Die ungefähre Befreiung. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[93. Stück, vom 5. August.]

Lesenswürdige **Geschichte des** durchlauchtigen und tapfern **Prinzen Celindo**, oder Tugend und Klugheit als die sichersten und treusten Führer der Unschuld und Redlichkeit. Frankf. und Leipzig. 1755. In 8vo. 1 Alph. 18 Bogen.

Dieser Roman ist nun wohl ganz gewiß ein deutsches Original. Der Verfasser, welcher alles auf das wahrscheinlichste machen will, gibt sich für des Prinzen Celindo Geheimsekretär aus. Ein vortrefflicher Geheimsekretär, welcher keine Seele mehr zu seinem Vertrauten macht als das Publikum! — — Der Prinz Celindo wird geboren, wird nach Lockens Unterricht auferzogen, muß oft mit bloßem Kopfe und oft in so dünnen Schuhen gehen, daß das Wasser, welches ihn abhärten soll, hereindringen kann, reiset auf die Akademie, wird Volontär in dem österreichischen Successionskriege,

besiehet fremde Länder, läßt sich unterwegens von allen Leuten, die er kennen lernt, ihre Abenteuer erzählen, gehet selbst nach welchen aus und glaubt sie in Ostindien zu finden; er findet sie auch, wird auf der Küste Koromandel zum Sklaven gemacht, muß des Königs von Tanschaur Vieh hüten, wird von einer königl. Prinzessin Namens Pusci-Putan, die sich in ihn verliebt, befreiet, kömmt wieder nach Europa, kauft sich in Frankreich ein Landhaus und begibt sich zur Ruhe. — — Das ist der Inhalt dieser lesenswürdigen Geschichte, welche in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 14 Gr. zu haben ist.

[94. Stück, vom 7. August.]

Der erlauchte Bauer, oder Lebensgeschichte und Begebenheiten Daniel **Moginie's** ꝛc., enthaltend verschiedne geheime Nachrichten von den letzten Veränderungen in Persien und Indostan und von der Regierung des Thomas Kouli-Khan. Von ihm selbst an seinen Bruder und Erben Franz geschrieben. Aus dem Französischen. Berlin bei Ambr. Haude und Spener. 1755. In 8vo. 17 Bogen.

Daniel Moginie war aus Chezales, einem Dorfe im Kanton Bern, gebürtig. Die Begierde, sich hervorzuthun, von der Einbildung eines uralten Adels unterstützt, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Er geriet unter verschiedenen Abenteuern nach Persien, wo ihm die dasigen Unruhen Gelegenheit genug gaben, Klugheit und Tapferkeit zu zeigen. Er zeigte sich auch wirklich mit so vielem Glück, daß er bis zur Würde eines Omrah vom ersten Range stieg. Er starb 1749 im 39. Jahre seines Alters als Kommandant der andern mogolischen Garde, Oberaufseher über den kaiserlichen Palast und Gouverneur von Palugeab. So klingt die Geschichte, die er in seiner letzten Krankheit als eine Unterredung mit seinem abwesenden Bruder selbst soll aufgesetzt haben. Ob sie wahr sei, können wir nicht sagen. Es wird den meisten Lesern auch wenig daran liegen; genug, sie ist wahrscheinlich, und wenn die eingestreueten historischen Nachrichten nur wahr wären, so könnte man die Erdichtung der Hauptfabel schon noch übersehen. Die deutsche Uebersetzung scheint überhaupt ganz gut zu sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[95. Stück, vom 9. August.]

Das Kartenblatt. In zwei Teilen. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig in Gleditschens Buchhandlung. 1755. In 8vo. 2 Alph.

Man hat es schon längst gewußt, daß es eine schlechte Genever Uhr sein kann, obgleich London by etc. drauf gestochen ist. Aber

das scheint man nicht wissen zu wollen, daß die Worte: aus dem Englischen übersetzt, wenn sie auch keine Unwahrheit enthalten, in Ansehung der Güte des Werks noch eine weit geringere Gewährleistung sind. Wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns, und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das Elendeste, was sie haben, gefallen. — — Das Kartenblatt! Ganz gewiß ein Titel von der neuesten Erfindung für einen Roman, besonders wenn das Kartenblatt selbst eine so kleine Rolle darinne spielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu schreiben, deren Inhalt eben nicht der klügste Bediente eben so gut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieser Roman Das Glas Wasser heißen; denn es werden eben so viel Gläser Wasser auf die Ohnmachten darin getrunken, als Briefe auf Kartenblätter geschrieben. — Der Held ist ein gewisser Archibald Evelyn, ein junger Herr, den seine Eltern reisen lassen und der auf seinen Reisen unbesonnene Streiche angibt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser nicht ein Haufen schnurriges Zeug dabei anbringen sollte. Der humor wird auch in den schlechtesten englischen Büchern dieser Art nicht ganz und gar fehlen; eben so wenig, als man eine dergleichen französische Scharteke finden wird, die gänzlich ohne goût geschrieben wäre. Allein sollten wir nicht die Skribenten aus beiden Nationen mit Verachtung ansehen, die weiter nichts als humor oder weiter nichts als goût haben? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[96. Stück, vom 12. August.]

Die Poesie und Germanien. Ein Gedicht. Berlin. 1755. In 4to. auf 2½ Bogen.

Da die elende Bande jener reimreichen Antipoden des Witzes und der Vernunft an Pasquillen auf alle diejenigen so fruchtbar ist, die ihren Drachen nicht anbeten, so kann es nichts Unerwartetes sein, wenn man noch hier und da einen Daniel Küchelchen von Pech und Haaren machen und es ihm in den Rachen werfen sieht, in Hoffnung, daß er davon bersten werde. — — Germanien freuet sich über das Glück, welches die Musen in ihrem Reiche machen, die sich mit den Grazien um ihren Thron versammelt haben. Besonders freuet sie sich, die Poesie unter ihren Söhnen in einem Glanze schimmern zu sehen, der die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn endlich zu erregen mehr als hinlänglich sei. Der Poesie selbst aber scheinen diese Lobsprüche zu gütig und zu früh erteilt zu sein. Sie klagt über die sklavische Nachahmungssucht der Deutschen; und dieses sind ihre Klagen:

„Kaum fängt ein Haller an, groß, stark und schwer zu dichten,
So eilt der Thor, sein Lied nach seinem Schwung zu richten,

Ahmt nur die Fehler nach, ist niedrig, dunkel, schwer,
Von harten Worten voll und von Gedanken leer.
Läßt uns ein muntrer Geist des Tejers Laut erklingen,
So fängt halb Deutschland an, Geschwätz und Tand zu singen,
Jedwede Presse schwitzt von zu viel Lieb' und Wein,
Und für des Heiden Ruhm vergißt man, Christ zu sein.
Erzählt ein Gellert uns, und sehn wir mit Vergnügen
Den ihm nur eignen Scherz um seine Leier fliegen:
So tändelt jeder Thor, kein Brief und kein Gedicht
Erscheint, daß nicht darin ein falscher Gellert spricht" 2c.

Noch mehr aber klaget sie über ihn, den man in folgender Beschreibung erkennen wird:

„— — — — — ein blinder Aristarch
Der Reime Patriot, der Prosa Patriarch.
Vergebens zeichnen ihn des strengen Satyrs Schläge;
Er achtet Striemen nicht und bleibt auf seinem Wege
Und tadelt allezeit, sobald ein großes Lied
Nicht an dem Boden kriecht und seiner Zucht entflieht."

Hierauf nun wird sie von Germanien getröstet, welche ihre würdigern Söhne gegen die Anhänger ihres Widersachers aufstellet und folgendermaßen schließt:

„— — — Nur erst nach vielen Jahren
Ward Miltons Wert bestimmt: umsonst rast Lawder nun.
Will wider Klopstock nicht der deutsche Lawder ruhn,
So ras' er! Ihn verfolgt durch alle meine Lande
Des strengen Satyrs Spott und Lawders ganze Schande!"

Amen! — — Wir glauben, daß wir von diesem vortrefflichen Gedichte genug angeführt haben, die Leser auf das Ganze begierig zu machen. Der Dichter hat sich nicht nennen wollen; wie aber, wenn er sich auf der sechzehnten Seite eben dadurch genennt hätte, daß er sich nicht genennt hat? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr. Auf größer Papier 4 Gr.

[98. Stück, vom 16. August.]

Sammlung einiger **ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig.** Zweiter Teil. Leipzig, verlegts Bernh. Chr. Breitkopf. 1755. In 8vo. 1 Alph. 9 Bogen.

Es sind folgende Aufsätze darinnen enthalten, deren verschiednen, besonders denjenigen, welche die Namen Hommel, Wernsdorf, Kästner und Titius 2c. an der Stirne führen, kein Unparteiischer ihren Wert absprechen wird. 1. D. Hommels Abhandlung vom Ursprung des niedern Adels in Deutschland.

2. Die genaue Verwandtschaft der deutschen Sprache mit der nordischen von M. Wellern. 3. Sinav und Teuvor, ein russisches Trauerspiel, aus der französischen Uebersetzung übersetzt von Kölnern. 4. Laurentii Leben Herzogs Philipps zu Cleve. 5. M. Seyfert von der Unbeständigkeit des guten Geschmacks bei den Völkern. (Dieser Magister weiß es ganz zuverlässig, daß die Deutschen den guten Geschmack bereits gehabt haben. — Und wenn? Als der Gottschedische noch überall herrschte. Daß er sich aber auch schon wieder verliere. — Und warum? Weil der Gottschedische nicht mehr überall herrsche.) 6. M. Pantkens Schäferspiel Der beste Vater. (Die darin redenden Schäfer sind die Redlichkeit, die Dankbarkeit, die Zärtlichkeit, die Unschuld, die Munterkeit, der Gehorsam. Warum nicht auch die heilige Einfalt, der weibliche Reim, der männliche Reim, der Abschnitt und der Unsinn?) 7. Des Baron von Schönaichs Versuch über den Gebrauch der Schilde. (Zum richtigen Verständnis dieser Abhandlung, welche auf eine so lustige als gründliche Art zu erörtern sucht, daß man die Schilde im Kriege wieder einführen solle, damit nicht so manches ehrliches Mutterkind von den Kugeln erschossen werde, muß man folgendes wissen: daß der Verfasser selbst einige Monate Lieutenant unter den Kürassierern gewesen und also weiß, was im Kriege vorgeht; daß er seinen Abschied genommen, um auf seinem Rittersitze ruhig nachdenken zu können, wie die Gefahr in demselben am besten zu verringern sei; daß er willens ist, die Kunst, sich fest zu machen, zu erfinden und den Vorschlag von dem wiedereinzuführenden Gebrauche der Schilde der Welt nur ad interim gethan hat. Wenn sie ihn annimmt, so möchte die Welt so bald keine Verse mehr von dem Verfasser zu lesen bekommen. Man hat als Soldat keine Zeit dazu.) 8. Wellers Beweis, daß die Deutschen von den Scythen nicht abstammen. 9. Reichels Ode Das Lob der Gottheit. 10. Gottschedś Untersuchung, woher der Name jus feudale komme. 11. Wernsdorfs Untersuchung, ob Bonifacius das Christentum um Leipzig gepflanzt habe. 12. Ein Leichengedichte. 13. D. Hoffmanns Nachricht von der Herrschaft Wiehe. 14. Reiffsteins Gedanken zur Aufnahme der Zeichenkunst. 15. Ueber die Eigenliebe. 16. Gottscheds Abhandlung von der Peutingerischen Karte. 17. M. Titius erneuertes hundertjähriges Andenken der Magdeburgischen Versuche. 18. Verse vom Baron von Schönaich. 19. Engelhardts deutsche Benennungen der in Kriegssachen vorkommenden Sachen und Aemter. 20. Reichels Erweis, daß ein geistlicher Redner in der Schreibart kein Neuling sein solle. 21. Eine Ode von Casparson. 22. Sonnenkalb von einigen merkwürdigen Schriften B. Ringwalds. 23. Eines abwesenden Mitgliedes Bemerkung einiger Ursachen, warum das Heldengedicht „Messias“ nicht allgemeinen Beifall erhalten hat. (So lautet die Aufschrift; in der Abhandlung selbst aber wird erwiesen, daß der „Messias“ gar keinen Beifall verdiene! Dieses abwesende Mitglied

muß ein einsichtsvoller Mann sein.) 24. Eine Fabel. 25. Gottscheds Untersuchung, ob Deutschland oder Welschland zuerst griechische Schriften haben drucken können. 26. Lob der Zoten von C. Fr. B. (Eine Spottrede hat der Verfasser darüber geschrieben.) 27. M. Kriegel von dem nordischen Jubelfeste der Alten. 28. Verhunzung einer Ode des Horaz vom Baron von Schönaich. 29. Kästners Lebensbeschreibung Herrn Gottlob Mylius'. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[101. Stück, vom 23. August.]

Virginia, ein Trauerspiel von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig, verlegts Joh. Christ. Kleyb. 1755. In 8vo. 5 Bogen.

Man kann jedes deutsche Trauerspiel von zwei Seiten betrachten: als ein Trauerspiel und als ein deutsches Trauerspiel. Als dieses kann es oft einen sehr großen relativischen Wert haben, den es als jenes nicht hat. Es ist ganz etwas anders, über die Gottscheds, Schönaichs, Grimms, Kriegers, Quistorps und Pietschels erhaben sein, und ganz etwas anders, unter den Corneillen einen Rang verdienen. Doch sind zwischen diesen beiden äußersten Grenzen noch Stellen genug, die ein gutes Genie mit Ruhm füllen kann. Man würde unbillig sein, wenn man dem Herrn Patzke eine derselben absprechen wollte. Es ist sein erstes dramatisches Stück. Und das erste dramatische Stück von Corneille? oder das erste Trauerspiel von Racinen? Hätte man, nach diesem zu urteilen, wohl dem einen oder dem andern die Höhe zugetrauet, die sie in der Folge wirklich erreichten? — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[110. Stück, vom 13. September.]

Anspach. Allhier wird noch itzt in der Poschischen Buchhandlung ein moralisches Wochenblatt ausgegeben, welches den Titel

Der Freund

führet. Schon vorige Ostermesse ist der zweite Band davon fertig geworden, der sowohl wie der erste aus sechsundzwanzig Stücken, jedes von einem ganzen Bogen in Oktav bestehet. Man muß ihren Verfassern das Recht widerfahren lassen, daß sie sich von allen, welche itzt in Deutschland eben dieselbe Bahn mit ihnen laufen, sehr vorzüglich unterscheiden. Ihre Moral ist lauter und keine von den abgedroschenen; ihr Witz ist an Einkleidungen reich, ihre Satire anständig und ihr Ausdruck in der Prose sowohl als in der Poesie ungezwungen schön. Ihre edle Denkungsart beurteile man aus folgenden Zeilen, mit welchen sie das zweiundfunfzigste Stück schließen:

„Du, die der Reimer flieht, die der Pedant entehrt,
Du, Wahrheit, bist allein, die Weise schreiben lehrt;
Ein Mann, der niedrig denkt, schreibt allzeit matt und schlecht.
Ehrt ihn gleich seine Zeit, die Nachwelt ist gerecht.
O Tugend, lehre mich erst leben und dann schreiben,
Beim Ernst noch angenehm, beim Scherz noch edel bleiben!
Nutzt meine Schrift der Welt, nutzt sie dem Vaterland,
Dann sei mein Name gleich der Nachwelt unbekannt.
Dann mag das blöde Volk den Chörilus erhöhen:
Ich will ihn ohne Zorn und ohne Mißgunst sehen.
Nur der verdienet Ruhm, der keinen Ruhm begehrt.
Nicht Wissenschaft, nicht Witz, das Herz macht unsern Wert.

Jeder Teil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 2 Gr.

[120. Stück, vom 7. Oktober.]

Der Ehestand, eine Erzählung, welche eine Menge wichtiger Begebenheiten in sich hält. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Teil. Leipzig in der Weidemannischen Handlung. 1744. In 8vo. 2 Alph.

Es ward in England vor einigen Jahren eine Parlamentsakte publiziert, in welcher die Heiraten derjenigen Personen, die unter einundzwanzig Jahren sind und sich ohne Einwilligung ihrer Eltern, Verwandten oder Vormünder ehelich verbinden, für null und nichtig erklärt wurden. Dieses Gesetz sahe die englische Jugend als eine unüberlegte Kränkung ihrer Freiheit an, und es fanden sich sogleich aus ihrem Mittel Federn, die es zu bestreiten unternahmen; ein Schicksal, welchem wenig Parlamentsakten entgehen. Vornehmlich ward gegenwärtiger Roman in dieser Absicht verfertiget, der, wenn man aufrichtig urteilen will, nichts anders als ein übel zusammenhängender Zusammenhang solcher Begebenheiten ist, in welchen allen diejenigen Ehen, die junge Leute ohne vorhergegangenes Gutbefinden ihrer Eltern stiften, sehr glücklich und diejenigen, in welche sie sich auf Anraten der Ihrigen einlassen müssen, sehr unglücklich ausschlagen. Dieser Moral also wegen, wenn man anders eine solche Lehre eine Moral nennen kann, hat er den Titel Der Ehestand bekommen, auf welchem sich noch die ziemlich passenden Zeilen des Ovidius befinden:

— — — taedae quoque jure coissent,
Sed vetuere patres: quod non potuere vetare,
Ex aequo captis ardebant mentibus ambo.

Ohne Zweifel wird man nunmehr fragen, warum man denn aber einen solchen einzig und allein auf den englischen Horizont eingerichteten Roman übersetzt habe. Wahrscheinlicherweise hat den

Uebersetzer die lustige Laune verführt, mit welcher der Engländer den komischen Teil seiner Erdichtungen zu erzählen weiß. Er ist in vielen Stellen ein ziemlich glücklicher Nachahmer des Herrn Fieldings, und wenn er bei den rührenden Szenen nur eben so glücklich den Herrn Richardson hätte nachahmen können, so würde man seine unrechten politischen Absichten noch eher übersehen können. Er ist voll drollichter Gedanken, voll unerwarteter lächerlicher Gleichnisse; kurz, er ist an allem dem reich, was die Engländer unter ihrem Worte Humor begreifen; allein sobald er ernsthaft und edel sein will, sobald wird er seicht und affektiert. Zur Probe seiner possierlichen Schreibart kann folgende Stelle dienen: „Aber wie geschwinde verändert sich doch das Glück! Es ist wie ein Floh, der von einem Orte zum andern hüpft, sich im Blute sättiget und feist wird und zuletzt unter dem Daum eines Kammermädchens sein Leben einbüßt; es gleicht einem Pilze, der des Morgens früh aufschießt und zu Mittage im Königsarm verspeiset wird; es ist gleich — — ja gewiß, es ist ein Ding von sehr kleiner Dauer, wie man denn in kurzem ersehen wird" ꝛc. Das Wirtshaus, welches von dem Uebersetzer hier Königsarm genennt wird, hat im Original ganz gewiß Kings-arms geheißen, welches er Zum königl. Wappen und nicht im Königsarm hätte übersetzen sollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[121. Stück, vom 9. Oktober.]

Der Schwätzer, eine Sittenschrift aus dem Englischen des Herrn Richard **Steele.** Erster Band. Leipzig in Lankischens Buchhandlung. 1755. In groß Oktav. 2 Alph. 3 Bogen.

Diese Sittenschrift, wie bekannt, kömmt in der Zeitordnung noch vor dem Zuschauer zu stehen, und wenn sie ihm auch nach dem innerlichen Werte vorzuziehen sein sollte, so hat man es wohl dem Richard Steele am wenigsten zu danken. Er bediente sich der Beiträge der sinnreichsten Köpfe seiner Zeit und besonders des Hrn. Ambrosius Philips, so daß der Vorwurf, den man ihm machte, als ob er sich meistenteils nur mit fremden Federn schmücke, so ungegründet eben nicht war. Doch was verschlägt der Welt dieses itzt? Genug, sie hat ein schönes Werk, und es kann ihr gleichviel sein, ob sie es von dem Richard Steele selbst oder nur durch seine Vermittlung erhalten hat. Die gegenwärtige deutsche Uebersetzung ist nach der neuesten englischen Ausgabe veranstaltet, die 1749 in vier Duodezbänden unter dem Titel „The lucubrations of Isaac Bickerstaff" herausgekommen ist. Man weiß die kleinen Händel, welche dem Herrn Steele zur Annehmung des Namens Bickerstaff veranlaßt haben. Zwei von diesen Duodezbänden machen diesen ersten Band aus, und der zweite soll künftige Ostern nachfolgen. Die Uebersetzung selbst scheinet von einem Manne

gemacht zu sein, der beider Sprachen kundig ist, und ob sie gleich gewisse Schönheiten, wo der Witz entweder in einer unübersetzlichen Anspielung oder in einem eigentümlichen Ausdrucke der englischen Sprache liegt, weniger als das Original hat, so ist es doch augenscheinlich, daß sie weit treuer geraten sei als die französische Uebersetzung des Herrn La Chapelle, die nicht weiter als auf die ersten sechzig Stücke geht. Da sie aber dem ohngeachtet durch die hinzugefügten Noten einen besondern Wert erhalten, so muß man dem deutschen Uebersetzer verbunden sein, daß er sich dieselben zur Bequemlichkeit seiner Leser zugeeignet hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

[122. Stück, vom 11. Oktober.]

Briefe an Freunde. Litera non erubescit. Cic. Danzig bei G. Ch. Schuster. In 8vo. 20 Bogen.

Wir haben zwar seit einiger Zeit verschiedene gute Muster des epistolarischen Stils erhalten, doch sind derselben noch lange nicht so viele, daß man über die Vermehrung derselben ungehalten werden dürfte. Die Klagen sind überhaupt thöricht, die man über den Anwachs dieser oder jener Art von Schriften führet. Man sage nicht: Schon wieder Anakreontische Lieder! schon wieder Predigten! sondern wenn man ja etwas sagen will, so sage man: Schon wieder schlechte Anakreontische Lieder! schon wieder schlechte Predigten! Nur das Schlechte wird durch die Menge noch schlechter, und des Guten kann nie zu viel sein. Eben dieses wird auch bei den Briefen gelten, deren wenigstens siebenerlei in dem itzigen Meßkatalogo zu finden sind. Doch auch alsdenn noch, wenn schon die meisten von ihnen nicht die besten sein sollten, wird man noch Ursache haben, gütig von ihnen zu urteilen. Denn sind sie nicht wenigstens Beweise, daß die Bemühung, gute Briefe zu schreiben, allgemeiner wird? — — Die gegenwärtigen Briefe an Freunde sind etwas mehr als dergleichen Beweise, und der größte Teil derselben kann als glückliche Muster angepriesen werden, bis wir noch glücklichere bekommen werden. Sie empfehlen sich durch eine reine und simple Schreibart und durch feine und natürliche Wendungen. Wenn die ungenannten Freunde des Verfassers der Welt durch etwas anders bekannt würden als dadurch, daß sie seine Freunde sind; wenn es Personen wären, von welchen man auch Kleinigkeiten zu wissen begierig ist, so würden die Briefe selbst dabei unendlich gewinnen. Diesen Vorzug haben zum Exempel die Briefe der Sévigné, die man ganz gewiß mit ungleich wenigerm Vergnügen lesen würde, wenn ihre Korrespondenten nicht die feinsten und angesehensten Personen eines blühenden Hofes gewesen wären. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[123. Stück, vom 14. Oktober.]

Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann. Sero sapiunt Phryges. Frankfurt und Leipzig. 1755. In 8vo. auf 6½ Bogen.

Die Welt scheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satire geführet würden. Wenn sie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man sich auch der schimpflichen Waffen der Schmähsucht und Possenreißerei dabei bedienen dürfen, so wird sie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn sie nunmehr einen Patrioten zu schärfern greifen siehet, die der Ernst eben so weit über die Satire erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satire erniedriget hatte. Und aus diesem Grunde versprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen am Ende, wenn man alle Umstände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als sie einigen zu sehr nachsehenden Weisen wegen der durchgehends darin herrschenden Strenge bei dem ersten Anblicke verdient zu haben scheinen möchte. Es ist wahr, „die Erscheinung," wie unser Verfasser sagt, „ist unglaublich, daß eine ganze Nation, in deren Schoß die Wissenschaften und die Freiheit zu denken blühen sollten, die fast von allen Seiten mit gesitteten und geistreichen Nationen umgeben ist, die sich eines Leibniz rühmen kann, — — sich von einem kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack so sehr hat betriegen lassen können, daß sie den willkürlichen und verdorbenen Geschmack dieser Leute, die in Frankreich oder England nicht einmal unter den Dunsen einigen Rang bekommen hätten, blindlings angenommen und zur Regel gemacht; daß sie diese schwachen und unfähigen Köpfe für große Geister und ihre blöden, unförmlichen und vernunftlosen Werke für ausgemachte Meisterstücke gehalten, fleißig gelesen, gelobt und nachgeahmet; daß sie diesen Leuten ein Ansehen, eine Diktatur zugestanden, die ihnen Macht gegeben, eine ganze Reihe von Jahren dem sens-commun Hohn zu sprechen, die Jugend zu verführen und den Geschmack an geistlosen, unwitzigen und unnützlichen Schriften, die weder den Verstand aufklären, noch das Herz rühren, noch die Sitten bilden, fast allgemein zu machen." — — Es ist wahr, diese Erscheinung ist unglaublich; aber wie, wenn sie sich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß Gottsched und seine Anhänger jemals in einem so allgemeinen Ansehen gestanden hätten? Wie, wenn man dem größern Teile der Nation, welcher ein zeitiges Stillschweigen beobachtet hat und sich deswegen öffentlich wider niemanden erklären wollte, weil er sich noch für niemanden erklären konnte, mit solchen allgemeinen Beschuldigungen Unrecht thäte? Alles dieses könnte leicht sein; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe, an dem

Dasein eines Dinges zu zweifeln, das sich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen also nur wünschen, daß diese Wirkungen nun wenigstens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unsern Vermutungen nicht triegen, so werden sie sich vielleicht über lang oder kurz an derjenigen zweiten Klasse äußern, von welcher auf der 12. Seite ziemlich verächtlich gesprochen wird. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht sagen, der es ohnedem an Lesern nicht fehlen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

1758.

[3. Stück, vom 7. Januar.]

Berlin. Daß es unter den gemeinen Soldaten unsers unsterblichen Friedrichs Helden die Menge gibt, ist längst bekannt. Nun aber hat sich unter ihnen auch ein Sänger gefunden, der in dem wahren Tone der alten Barden die Begebenheiten und Siege besingt, deren thätiger Augenzeuge er gewesen. Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus vor den neuern bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen. Kennern ist bereits sein Lied, welches er bei Eröffnung des Feldzuges vorigen Jahres, und ein anderes, das er nach dem Siege bei Prag gesungen, bekannt, und sie haben die erhabne Einfalt derselben nicht genug bewundern können. Diesen Charakter hat er auch in einem neuern und längern Liede nicht verleugnet, welches er über den Roßbachschen Sieg angestimmet. Es ist hier in Berlin auf drei Bogen in Quart unter der Aufschrift gedruckt:

Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach.

Wer gegen die Ehre seines Königs und seiner Nation nicht ganz gleichgültig ist, wird es gewiß mit Entzücken lesen. Nur muß er nicht zur Unzeit den Kunstrichter dabei spielen wollen und sich bei anscheinenden Fehlern verweilen, die da, wo sie stehen, Schönheiten sind. — Wie erhaben ist die Stelle, wo unser Heldenbarde von der Nacht, die vor dem großen Tage vorhergegangen, sagt:

„Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

„Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg.“

Wie launisch hingegen sind die Beschreibungen, die er von der Flucht der sogenannten Reichstruppen macht, z. E. von dem Schwaben:

„Der Schwabe, der mit einem Sprung
Mit berganstehndem Haar
Von Roßbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war,“

ferner von dem Paderborner:

„Dem Paderborner, welcher Gott
Hochpries und seinen Sporn
Und doch von kaltem Schrecken tot
Ankam zu Paderborn.“

Genug zur Probe! — Das Publikum muß es übrigens dem Grenadier nicht übel deuten, daß es itzt nicht lieber ein Lied auf den Sieg bei Lissa zu lesen bekömmt. Er wird auch diesen Sieg gewiß nicht verschweigen. Aber wessen Muse ist vermögend, mit dem Könige, der jeden Tag mit liederwürdigen Thaten bezeichnet, Schritt zu halten? Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

[30. Stück, vom 11. März.]

Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Lissa, den 5. Dez. 1757. Berlin 1758. In 4to. auf 3 Bogen.

Hier ist es, wo wir unsern neuen Barden, den liederreichen Grenadier, erwartet haben. Wir zweifelten in der That, ob es ihm möglich sein würde, seine Laute in einem noch höhern Tone zu stimmen und seine vorigen Triumphlieder eben so weit zu übertreffen, als dieser letzte Sieg unsers glorreichen Königs alle vorher erfochtene übertroffen. Doch er hat unsern Zweifel beschämt, und wir wollen in Zukunft seiner Muse nie weniger zutrauen, als den Waffen des Heeres, unter welchem auch nur ein gemeiner Soldat zu sein, keine geringe Ehre ist. Gleich anfangs redet er seinen Gesang an und schreibet ihm alle die Würde und Erhabenheit vor, in welcher er erschallen müsse. Hierauf führt er Gott redend ein, und man urteile, ob jemals ein Dichter Gott würdiger hat reden lassen:

„Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht.
‚Als Rächer will ich,‘ sprach der Herr,
‚Zertreten ihre Macht.

„‚Mein Donner soll auf ihren Kopf
Hart treffen; fressend Schwert
Soll ihn zerspalten, daß der Zopf
Des Haars zurücke fährt!

„‚Vernichten will ich ihren Bund!
  Würgengel, steig herauf!
Nimm, Hölle, nimm in deinen Schlund
  Die Scharen Toten auf!

„‚Warum verschmähn in stolzer Pracht
  Der Erde Fürsten mich?
Verlassen sich auf ihre Macht,
  Stehn wider Friederich?

„‚Sind seiner großen Seele feind,
  Die ich in ihn gelegt?
Und machen, daß der Menschenfreund
  Gezwungen Waffen trägt?

„‚So trag' er meine Rache dann
  Und strafe sie!' — So sprach
Der Herr; sein Himmel hört' es an,
  Sein Donner sprach es nach."

Hierauf folgt eine nähere Beschreibung der Schlacht, und die historischen Umstände, die er mit einstreuet, sind der strengsten Wahrheit gemäß. Auch hierin betritt der Grenadier den Weg der alten Skalden, die es für zuträglicher hielten, daß die Nachwelt einst ihre Lieder mehr wie glaubwürdige Chroniken als wie schöne Erdichtungen sänge. Wir wollen uns aber itzt in keine weitläuftigere Anpreisung einlassen, sondern nur noch melden, daß auch das allererste von seinen Siegsliedern auf den Sieg bei Lowositz mit zugleich im Druck erschienen ist. Es erscheint ein wenig spät, aber doch nicht so spät, daß es interessant zu sein aufgehört habe. Die Anordnung, die der König zur Schlacht macht, wird unter andern vortrefflich beschrieben.

„‚Dort,' spricht er, ‚stehe Reiterei!
  Hier Fußvolk!' — Alles steht!
— — —
„So stand, als Gott der Herr erschuf,
  Das Heer der Sterne da!
Gehorsam stand es seinem Ruf
  In großer Ordnung da."

Beide Lieder sind in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam, das erste für 3 Gr. und das andre für 2 Gr. zu haben.

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessings sämtliche Werke in zwanzig Bänden

Bd.: 16

1882 - 85